Die Deutsche Litteraturgeschichte in ihren Grundzügen.

Zum Gebrauche an höheren Bildungsanstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete

bearbeitet von

L. D. Greiner,

Pfarrer in Lorenzenzimmern bei Schwäb. Hall.

Dritte, neubearbeitete Auflage.

Nördlingen.

Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

1882.

Die

Deutsche Litteraturgeschichte

in ihren Grundzügen.

Zum Gebrauche an höheren Bildungsanstalten und
zur Selbstbelehrung für Gebildete

bearbeitet von

L. D. Greiner,
Pfarrer in Lorenzenzimmern bei Schwäb. Hall.

Dritte, neubearbeitete Auflage.

Nördlingen.
Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1882.

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Die vorliegende Schrift ist aus dem litteraturgeschichtlichen Unterricht erwachsen, welchen ich gegen zwanzig Jahre lang bei Schulamtszöglingen zu erteilen hatte. Das Wesentliche desselben wurde ursprünglich von den Zuhörern geschrieben, hernach aber, um mehr Zeit für die Lektüre zu gewinnen, „als Manuscript“ gedruckt. Allmählich wurde das Büchlein auch in weiteren Kreisen bekannt und es kam in mehreren Unterrichtsanstalten in und außer Württemberg zur Einführung. So sind zwei größere Auflagen vergriffen worden. Verschiedene Lehrer und Anstaltsvorstände, welche sich mit dem Büchlein befreundet hatten, sprachen mir den Wunsch aus, ich möchte es überarbeiten und der Öffentlichkeit übergeben. Diesem Wunsche bin ich mit Vergnügen und in der Weise nachgekommen, daß ich die Schrift durchaus neu bearbeitete, den Stoff übersichtlicher gruppierte, die Hauptpartien noch eingehender behandelte und vorhandene Lücken ergänzte. Daß ich das evangelische Kirchenlied mit berücksichtigte, geschah nicht nur deshalb, weil es in unsrer poetischen Litteratur einen namhaften und zeitenweise den besten Bestandteil ausmacht, sondern weil von beachtenswerter Seite her gewünscht wurde, ich möchte es mit den Hauptmomenten seiner geschichtlichen Entwicklung zur Sprache bringen.

Es mag wohl sein, daß das Büchlein nach dem Urteil der einen zu viel, nach dem der andern zu wenig darbietet. Ich bemühte mich, Unbedeutendes ferne zu lassen oder nur kurz zu berühren, Wesentliches und Charakteristisches dagegen ausführlicher darzustellen. Die Hauptsache ist und bleibt die Lektüre ausgewählter Schriften; dabei ist ja jedem Lehrer Veranlassung gegeben, dasjenige je nach Bedürfnis beizuschaffen, was zum tieferen Verständnis eines litteraturgeschichtlichen Gegenstandes erforderlich ist. Das Büchlein in der Hand der Schüler mag sich bescheiden, über die Grundzüge des zu Lernenden Auskunft zu geben; so angesehen, wird es nicht zu wenig enthalten. Diejenigen aber, welche mit der Litteraturgeschichte auf dem Weg der Selbstbelehrung sich bekannt machen, werden in diesem Werkchen nicht zu viel finden; um ihretwillen wurde manches aufgenommen, was bei einem bloßen Leitfaden entbehrlich gewesen wäre.

Den Grundriß zu meiner Arbeit verdanke ich jener Skizze, welche Fr. Bauer in seiner vortrefflichen, weitverbreiteten „Neuhochdeutschen Grammatik“ (18. Auflage 1881, bearbeitet von Dr. K. Duden, Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung) vorangestellt hat. Möge nun die Litteraturgeschichte an der Seite der Grammatik eine freundliche Aufnahme finden und bei vielen einen guten Dienst thun!

Bemerkt sei noch, daß diejenige Orthographie in dem Buche zur Anwendung kam, welche durch neuere Ministerialverordnungen für die Schulen in Preußen, Bayern, Sachsen, Baden, Weimar, Braunschweig ꝛc. vorgeschrieben wurde und welche demgemäß fast in ganz Deutschland maßgebend ist.

Lorenzenzimmern im Mai 1882.

L. D. Greiner.

Inhalts-Übersicht.

Einleitendes.

Erster Teil.

Die althochdeutsche Periode.

6.—11. Jahrhundert.

Zweiter Teil.

Die mittelhochdeutsche Periode.

11.—15. Jahrhundert.

Erster Abschnitt.

Die Vorbereitungszeit von 1150—1190.

Zweiter Abschnitt.

Die Blütezeit der höfischen Poesie 1190—1300.

Epos und Minnegesang.

Dritter Abschnitt.

Die Blütezeit der bürgerlichen Poesie 1300—1500.

Dritter Teil.

Die neuhochdeutsche Periode.

Vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Erster Abschnitt.

Die grundlegende, reformatorische Zeit.

1500—1624.

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit des Ungeschmacks.

1624—1720.

Dritter Abschnitt.

Die Zeit des Ringens nach Besserem.

1720—1748.

Vierter Abschnitt.

Die Zeit der großen Klassiker.

1748—1805.

Fünfter Abschnitt.

Die nachklassische Zeit.

Seit 1805.

Einleitendes.

§ 1.

Sprache – Litteratur – Litteraturgeschichte.

a. Die **Sprache**, ein nur dem Menschen verliehenes Vermögen, besteht in der Kunst, seine Gedanken durch Laute (Lautsprache) oder durch Schrift (Schriftsprache) auszudrücken. Von dieser Sprache im eigentlichen Sinn ist die Geberden- oder Zeichensprache zu unterscheiden. Wie die Sprache der vollkommenste und deutlichste Ausdruck des menschlichen Geistes ist, so vermittelt sich durch sie auch der wirksamste Eindruck auf den Geist anderer; und wie die Sprache für den Menschen ein Bedürfnis ist, so ist sie auch wieder die erste Bedingung und das wichtigste Förderungsmittel aller menschlichen Gemeinschaft.

Diejenige Sprache, welche den mündlichen Verkehr eines Volkes vermittelt, wird lebende Sprache genannt; eine solche aber, welche nur noch in litterarischen Denkmalen existirt, und daher in der Regel nur noch ein Gegenstand gelehrten Studiums ist, heißt man tote Sprache (z. B. Sanskrit, Zend, Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Gotisch u. a.). — Die Muttersprache ist diejenige, welche ein Volk als seine angestammte Sprache spricht und die der Einzelne schon von Kind auf (vorherrschend von der Mutter) lernt; unter Tochtersprachen versteht man jüngere Gestaltungen einer älteren Sprache (das Italienische, Französische, Spanische u. a. sind Tochtersprachen des Lateinischen). — Sämtliche Einzelsprachen, welche auf einer Grundsprache beruhen, bilden einen Sprachstamm; seine einzelnen Zweige heißt man Sprachfamilien; die germanischen Sprachen z. B. sind eine Familie von dem großen indogermanischen

Sprachstamm. Aus den lokalen Unterschieden in einer Einzelsprache ergeben sich die Dialekte oder Mundarten; das Alemannische, Schwäbische, Bayrische u. s. w. ist ein Dialekt des Deutschen.

Wir haben es mit der deutschen Sprache und ihrer Geschichte zu thun. Diese Sprache ist zwar nicht so feierlich und markig wie das Hebräische, nicht so fein und reich wie das Griechische, nicht so kräftig und gedrungen wie das Lateinische, nicht so fließend und elegant wie das Französische, nicht so einfach und weit verbreitet wie das Englische, nicht so weich und wohlklingend wie das Italienische; aber es ist eine Sprache voll Tiefe und Ernst, und keine der lebenden kommt ihr gleich an Bildsamkeit und Innigkeit. Es ist daher ein schnödes Unrecht und eine grobe Art von Selbstverachtung, wenn Deutsche ihre eigene Sprache einer fremden nachstellen. Nähere Bekanntschaft mit der Geschichte und Litteratur des Deutschen ist das beste Mittel, es schätzen und lieben zu lernen. — Fr. G. Klopstock urteilt über die deutsche Sprache: sie ist an mannigfalt'ger Uranlage zu immer neuer und doch deutscher Bildung reich, gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich. — Ad. Stöber rühmt an ihr („Preis der deutschen Sprache") ihre Fülle, ihren gewaltig ernsten und lieblich weichen Laut, ihre Schwertesschärfe und ihren trauten Klang, ihre Gemütstiefe und Mannigfaltigkeit, ihren freien Wahrheitsgrund und hohen Gedankenflug.

b. Eine **Litteratur** (von littera = Buchstabe) bildet sich da, wo die geistigen Erzeugnisse eines Volkes auch schriftlich fixirt und eben damit zu einem bleibenden Gemeingute werden. Je bedeutender die Litteratur eines Volkes ist, desto besser wird es mit der allgemeinen Bildung unter demselben bestellt sein, und umgekehrt: je höher die Volksbildung steht, desto reicher wird auch die litterarische Produktion sich entfalten. Litteratur und Volksbildung stehen also in Wechselwirkung; sie fordern und fördern einander.

c. Wo eine Litteratur ist und ein fortschreitender Entwicklungsgang derselben sich erkennen läßt, da ist auch eine **Litteraturgeschichte.** Diese enthält aber nicht etwa eine Geschichte der Bücher, sondern sie gibt ein Bild von der geistigen Entwicklung eines Volkes; sie ist ein Theil der allgemeinen Geschichte, genauer des kulturgeschichtlichen Teiles derselben. Sie zieht in ihren Bereich alles das, worin sich

das geistige Schaffen, Denken und Empfinden eines Volkes ausspricht; ihr Gegenstand sind also hauptsächlich Dichtungen, Prosa und Poesie, letztere jedoch vorzugsweise. Was spezielle Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft sind und was darum mit dem allgemeinen Geistesleben des Volkes nicht in unmittelbarem Zusammenhang steht, das läßt die Litteraturgeschichte außer Betracht. Dagegen unterläßt sie nicht, an den litterarischen Erzeugnissen das Werden der Sprache und ihrer Formen aufzuzeigen; so wird die Litteraturgeschichte zugleich zur Sprachgeschichte.

§ 2.

Indogermanische — germanische — gotische Sprache.

a. Die deutsche Sprache gehört zu den **indogermanischen.** Das sind sämtliche Sprachen, welche von Indien aus über Persien und die kaukasischen Länder nach Europa sich hinziehen und sich über den größten Teil dieses Weltteils erstrecken (die ungarische, finnische und türkische Sprache ist aber nicht indogermanisch; diese drei Sprachen gehören nämlich nicht zu den flektirenden, sondern zu den agglutinirenden). Als Sitz des indogermanischen Urvolks gilt das Hochland im Nordwesten des Pendschab und im Nordosten von Iran; von dort aus verbreitete es sich besonders nach Nordwesten und Süden.

Man unterscheidet bei dem großen indogermanischen oder arischen Sprachstamm eine asiatische und eine europäische Gruppe; bei jeder wiederum Sippen oder Äste und Einzelsprachen.

I. Die **asiatische Gruppe** (vorzugsweise arisch genannt). Zu ihr gehören zwei Familien, nämlich

1. die indische Familie. Ihre Muttersprache ist das Sanskrit (= die vollkommene Sprache); von ihm zu unterscheiden ist das Prakrit (die Vulgärsprache) und das Pali (die heilige Schriftsprache der Buddhisten). Das Sanskrit ist eine uralte und für die Sprachforschung überaus wichtige Sprache; es zeichnet sich aus durch seine Einfachheit und ungeheuer reiche Litteratur. Zu ihr gehören als die ältesten und heiligen Schriften die 4 Bücher der Vedas, welche Gebete, Opferlieder und Lehrsprüche enthalten. — Die Schrift des Sanskrit geht von links nach rechts.

2. Die iranische Familie. Die Sprache ihrer heiligen Bücher ist das Ostiranische, das sogenannte Zend; dasselbe ist sehr nahe mit dem Sanskrit verwandt, seine Schrift stammt aber aus dem Semitischen her und geht daher von rechts nach links. Erst in neuerer Zeit ist das Zend für die Wissenschaft erschlossen worden. Die heiligen Bücher, welche die Lehren Zoroasters enthalten, heißen Zendavesta.

II. **Die europäische Gruppe.** Bei ihr werden fünf Familien unterschieden und zwar

1. die griechische Familie. Die griechischen Volksstämme hatten keine gemeinsame, geschichtlich nachweisbare Ursprache, sondern sie redeten ihre besonderen Dialekte, welche nach Ort und Zeit sich mehr oder weniger unterschieden. Die Hauptmundarten waren: äolisch, dorisch, jonisch und attisch. Die griechische Sprache hat sich durchaus national ausgeprägt; sie ist ausgezeichnet durch ihren Reichtum an Wörtern und Formen, durch ihren fein ausgebildeten, jeder Gedankenwendung sich leicht anbequemenden Satzbau, durch Fluß und Wohlklang. So formenreich sie aber auch ist, so steht sie doch der außerordentlichen Flexibilität des Sanskrit und des Zend bedeutend nach. — Das Neugriechische oder Romäische ist eine aus der altgriechischen Volkssprache entstandene, vielfach entartete und mit fremden Elementen zersetzte Sprache.

2. Die lateinische Familie. Die lateinische Sprache ist im Verhältnis zur griechischen nicht als eine Tochter-, sondern als eine Schwestersprache anzusehen, denn sie steht mit ihrer Entwicklung selbständig neben derselben. Die eigentümlichen Vorzüge des Latein sind: Kraft, Würde und Kürze. — Vom zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung an verschwand allmälich die eigentlich römische Sprache und es bildeten sich aus ihr in einem längeren Entwicklungsprozeß als Tochtersprachen die romanischen heraus, nämlich: das Italienische, Französische, Provençalische, Spanische, Portugiesische und Wallachische (Rumänische). Romanisch im engern Sinn heißt man das Churwelsche in Graubünden.

3. Die celtische Familie. Die Celten hatten ursprünglich

ihren Sitz in Gallien und Britannien; von da aus verbreiteten sie sich auch nach Spanien, Italien, Germanien und bis in das südöstliche Europa. Reste der celtischen Sprache finden sich in Irland, Hochschottland (Gälisch), Wales (Walisisch oder Kymrisch) und in der Bretagne (Armorisch).

4. Die slavische Familie. Der Stammsitz der Slaven war zwischen Ostsee, Karpathen, Schwarzem Meer und Wolga. Zur Zeit der Völkerwanderung und noch darnach drangen sie noch mehr gegen Süden und Südwesten vor. Jetzt unterscheidet man eine südöstliche und westliche Gruppe. Zu jener gehört das Bulgarische (das Altbulgarische, durch Cyrills Bibelübersetzung geschaffen, lebt als Kirchensprache noch fort), ferner das Serbisch-Slowenische und das Russische; diese begreift in sich die Sprache der Czechen, Polen und Sorben.

5. Die litauische Familie. Sie ist nahe verwandt mit der slavischen, umfaßt jedoch nur einige Völkerschaften am baltischen Meere; ihr ist auch das Preußische und Lettische beizuzählen.

6. Die germanische Familie. Die Germanen sind arischer Herkunft und haben demgemäß ihren Ausgang von Hochasien genommen. Bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten finden sie sich an den Ostseeküsten. Im zweiten Jahrhundert vor Chr. Geb. brachen sie von da auf und drangen mehr gegen Süden und Westen vor, ihre neuen Wohnsitze lange Zeit hindurch gegen römische Eroberungsgelüste vertheidigend. — Ihre Sprache war in der ältesten Zeit noch ziemlich gleichartig, erst im Lauf der Jahrhunderte wurden die mundartlichen Unterschiede tiefgreifender und schärfer. Die älteste, litterarisch uns bekannt gewordene deutsche Sprache ist das Gotische. Hernach bildete sich, geographischen Unterschieden folgend, der Gegensatz des Hoch- und Niederdeutschen aus. Näheres hierüber s. unten.

Die Verwandtschaft aller dieser indogermanischen Sprachen ist durch eine neuere Wissenschaft, die vergleichende Grammatik, nachgewiesen worden (das epochemachende Werk von Franz Bopp seit 1833). Sie ist vornehmlich wahrnehmbar a. an den Wurzeln,

auf welche die Wörter sich zurückführen lassen; b. an der Wortbiegung und Wortbildung, welche hauptsächlich geschieht durch innere Veränderung (Ablaut) und durch äußere Mehrung (Biegungs- und Bildungssilben).

Es mögen einige Wörter hier stehen, um die Übereinstimmung der wichtigsten indogermanischen Sprachen auf den ersten Blick erkennen zu lassen.

Sanskrit:	Zend:	Griechisch:	Lateinisch:	Deutsch:
pitar	patar	pater	pater	Vater.
pratar	bratar	phrater	frater	Bruder.
naman	naman	onoma	nomen	Name.
mam	manm	me	me	mich.
dva	dva	düo	duo	zwei.
schasch	swas	hex	sex	sechs.
asti	asti	esti	est	ist.
veda	vaeda	oida	video	weiß.

b. **Die germanische Sprache.** Die allerersten Geisteserzeugnisse der alten Germanen waren Gesänge und zwar religiöse; die erste Poesie eines Volkes ist ja immer religiöser Art. Der Wortlaut dieser Gesänge ist uns nicht überliefert worden, aber von ihrem Dasein hat uns der römische Geschichtschreiber Tacitus (um 100 v. Chr.) und auch der gotische Historiker Jornandes (im 6. Jahr.) Kunde gegeben. Aus der „Germania" des Tacitus, worin das alte Deutschland nach Land und Leuten geschildert ist, erhellt, daß unsre heidnischen Vorfahren vor allem ihre Götter besungen, sodann auch ihre Helden verherrlicht und sich selbst auch mit ihrem Gesang ermuntert haben; ferner, daß diese Lieder schon alt und ein Gemeingut des Volkes waren.

In der genannten Schrift des Tacitus heißt es nämlich in Kap. 2 und 3: „Sie (die Germanen) verherrlichen in alten Liedern, der einzigen Art von Jahrbüchern und Urkunden, die sie besitzen, den Tuisko, den erdgebornen Gott, und dessen Sohn Mannus als Stammväter und Gründer des Volks." — Ferner: „Man erzählt, daß auch Herkules bei ihnen gewesen sei, und ihn besingen sie vornehmlich unter allen tapferen Männern, wenn sie in die Schlacht ziehen." — In den „Annalen" des Tacitus (2, 89) ist zu lesen:

„Noch jetzt wird Arminius (Hermann) bei den Barbaren besungen." — Und in der „Germania" (Kap. 3) wird noch berichtet: „Die Deutschen besitzen auch solche Lieder, durch deren Vortrag, Barditus genannt, sie den Mut anfeuern und den Ausgang des erwarteten Kampfes aus dem Gesange selbst vorausdeuten. Denn je nachdem der Gesang in der Schlachtreihe ertönt, werden sie entweder ermutigt oder mutlos, und es scheint nicht sowohl ein Zusammenklang der Stimmen als des Mutes zu sein. Vornehmlich bemüht man sich, harte Töne und schmetterndes Getöse hervorzubringen, wozu man die Schilde vor den Mund hält, damit die Laute zurückprallend voller und stärker anwachsen."

Der Gesang bei den alten Deutschen wurde nicht ausgeübt und gepflegt durch eine besondere Sängerkaste; er war vielmehr ein eigentlicher Volksgesang. Klopstock, welcher selbst auch „Bardieten" verfaßte, war seiner Zeit, indem er das oben genannte Wort barditus falsch deutete, der Meinung, daß die Germanen Barden, einen besondern Sängerstand, gehabt hätten. Barden, Sänger mit Harfen, fanden sich bei den Celten (in England bis ins 16. Jahrhundert) und die nordischen Völker hatten ihre Skalden; in der jüngeren Edda finden sich zahlreiche Bruchstücke von Skaldenliedern.

Die ältesten Schriftzeichen der Germanen waren die Runen (vom ahd. runa = Geheimnis). Dieselben wurden jedoch ursprünglich nicht als Buchstaben in zusammenhängender Schrift, sondern zum Loswerfen, Weissagen und Zaubern gebraucht; die Priester waren in das Geheimnis des Gebrauchs eingeweiht. Erst später wurden die Runen auch als eigentliche Buchstaben, als Wortelemente, verwendet. Es wurden Bücher, namentlich Kalender, in Runen abgefaßt; bei den nordischen Völkern blieben sie im Gebrauch für Stein-Inschriften bis weit in die christliche Zeit hinein und als einfache Merkzeichen werden sie dort heutiges Tags noch verwendet. Die Runen waren ganz einfach gebildete Zeichen; sie bestanden immer aus einem senkrechten Grundstrich mit einem oder mehreren Nebenstrichen. Es waren im ganzen 20—30 Zeichen. Die einfacheren waren folgende:

ᛁ=i, ᚴ=k, ᛚ=l, ᛅ=a, ᛘ=m, ᛏ=t, ᚬ=o, ᚠ=f, ᚱ=r, ᛒ=b.

Eine höchst wertvolle Quelle altgermanischer, insbesondre alt-

nordischer Poesie haben wir in der Edda (= Urgroßmutter). Die jüngere oder prosaische Edda entstand um das Jahr 1200 und wurde 1628 wieder aufgefunden; die ältere oder poetische Edda ist 1643 wieder ans Licht gekommen. Manche Lieder der älteren Edda reichen bis ins sechste oder siebente Jahrhundert zurück. Es ist bemerkenswert, daß bei den nordischen Völkern, wo das Christentum späteren und verhältnismäßig friedlicheren Eingang fand, das untergegangene Heidentum noch länger in Sagen und Liedern fortgelebt hat als in Deutschland.

c. **Das Gotische.** Das älteste und fast das einzige Schrift- und Sprachdenkmal aus den ersten sieben Jahrhunderten des germanischen Altertums gehört dem Gotischen an; da dasselbe zugleich die heil. Schrift betrifft, so ist es ein litteraturgeschichtliches Juwel von höchstem Wert. Es besteht in den Resten von der Bibelübersetzung des gotischen Bischofs Ulfilas.

Die Goten, welche ursprünglich an der Ostsee wohnten und im dritten Jahrhundert n. Chr. an der untern Donau sich niederließen, waren unter den vielen germanischen Stämmen die ersten, unter welchen das Christentum festen Fuß faßte; mit ihrer geistigen Regsamkeit und Empfänglichkeit, mit ihrem Sinn für Künste und Wissenschaften, mit ihrer herzlichen und eifrigen Hingabe an das Evangelium sind sie zuerst ein Beweis dafür geworden, was man bei den deutschen Völkern Prädisposition für das Christentum genannt hat. Da die Goten auch in politischer Hinsicht die andern germanischen Völkerschaften weit überragten, so war es von höchster Bedeutung, daß das Christentum zuerst unter ihnen Eingang gefunden hatte. Ihr Glaube war übrigens der arianische.

Ihr Bischof Ulfilas (gotisch = Vulfila d. h. Wölflein) stammt aus einer westgotischen Familie und wurde im J. 311 geboren. Der fromme, eifrige Jüngling erhielt in der Gemeinde zuerst das Amt eines Lektors (Vorlesers) und als er dreißig Jahr alt geworden war (341), da wurde er von dieser niederen Würde unmittelbar zu der des Bischofs erhoben. Nachdem er als Missionar hin und her unter seinem Volk gewirkt hatte und mit seinen verfolgten Landsleuten nach Mösien gezogen war, war er darauf bedacht, ihnen das Wort Gottes auch schriftlich zu geben und es ihnen

für die Dauer zu sichern. Da er hiezu erst eine Schrift schaffen und die Sprache des Volkes litterarisch bräuchlich machen mußte, so führte er in der That ein schöpferisches Werk aus. Und mit diesem Werk hat er es seinen Goten nicht nur ermöglicht, Wort Gottes und Gottesdienst in der Muttersprache zu haben (die meisten andern deutschen Völker bekamen mit dem Christentum zugleich die lateinische Kirchensprache), sondern damit hat er auch den Grund gelegt zu nationaler Bildung und Litteratur. — Ulfilas starb während einer Kirchen-Versammlung zu Konstantinopel i. J. 381.

Die gotische Schrift zählte 26 Buchstaben. Die Formen hat Ulfilas teils von der altgermanischen Schrift, den Runen, entlehnt, teils aus dem Griechischen und Lateinischen herüber genommen. Die Zeichen waren einfach, deutlich und zu allgemeinem Gebrauch vortrefflich geeignet.

Was nun die Bibelübersetzung selbst anbelangt, so hat Ulfilas ohne Zweifel das ganze Alte und Neue Testament ins Gotische übertragen, ausgenommen die Bücher der Könige, weil er der Meinung gewesen sei, die dort enthaltenen Kriegsgeschichten möchten die Goten in ihrem kriegerischen Sinn bestärken und aufreizen. Die Übersetzung schließt sich im allgemeinen treu an den griechischen Text an; die Sprache ist fließend, wohlklingend und läßt deutlich das Streben nach Volkstümlichkeit erkennen. Daß der arianische Glaube nirgends in die Übersetzung hineingetragen worden ist, darf als ein Beweis von der philologischen Gewissenhaftigkeit des Ulfilas angesehen werden.

Die wertvollen Reste der gotischen Bibel, welche man im Lauf der letzten vier Jahrhunderte an drei verschiedenen Orten gefunden hat, sind folgende:

1. Der silberne Kodex. Er enthält hauptsächlich Stücke aus den Evangelien auf jetzt noch 177 Blättern. Der Text ist meist mit silberner, teils auch mit goldener Uncialschrift auf purpurfarbenes Pergament geschrieben. Dieses lang verborgene Kleinod wurde im 16. Jahrh. in der Benediktinerabtei Werden a. d. Ruhr (Rheinpreußen) entdeckt; im dreißigjährigen Krieg kam es nach Prag, 1648 durch die Schweden nach Stockholm, bald darauf nach Holland

und endlich wieder nach Schweden, in die Universitätsbibliothek zu Upsala.

2. Der karolinische Kodex. Derselbige wurde im vorigen Jahrhundert zu Wolfenbüttel aufgefunden; er enthält Fragmente aus dem Römerbrief.

3. Die Mailänder Handschrift. Man fand sie in dem von Kolumban gestifteten Kloster Bobbio (Lombardei) im Anfang dieses Jahrhunderts; da kamen noch ans Licht Stücke aus paulinischen Briefen, Esra, Nehemia und Psalmen.

Das gotische Vater unser, wie es in dem silbernen Kodex geschrieben steht, lautet folgendermaßen:

Atta unsar, thu in himinam	Vater unser, du in Himmeln.
veihnai namô thein	Geweiht werde Name dein.
qimai thiudinassus theins	Es komme Reich dein.
vairthai vilja theins suê in himina ja ana airthai	Es werde Wille dein, sowie in Himmel auch auf Erden.
hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga	Brot unseres dieses fortwährende gib uns diesen Tag.
jah aflêt uns thatei skulans sijaima, suasvê ja veis aflêtam thaim skulam unsaraim	Und erlasse uns, das Schuldige wir seien, sowie auch wir erlassen diesen Schuldigen unseren.
ja ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thama ubilin	Und nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns ab diesem Übel.
untê theina ist thiudangardi, ja mahts, ja vulthus in aivins. Amên.	Denn dein ist Herrscher-Haus und Macht und Glanz in Ewigkeit. Amen.

Über die Eigentümlichkeiten der gotischen Sprache ist Folgendes zu sagen.

Es wohnt dieser Sprache von Hause aus eine reiche Bildsamkeit inne und durch die mannigfache Berührung der Goten mit griechischer und römischer Kultur wurde dieselbe wesentlich bereichert und geklärt. — Der Satzbau ist einfach, geregelt und übersichtlich; nicht selten kommen Participialkonstruktionen vor, z. B. qimands in sis qath = kommend in sich sprach er; gaggands gahaftida sik

sumamma baurgjane = gehend hieng er sich an einen Bürger. — Das Gotische hat keinen Artikel; wo der bestimmte Bedürfnis ist, da wird er durch das Demonstrativpronomen ersetzt. — Die Vokale sind rein und machen durch ihr reiches Vorkommen die Sprache sehr voll- und wohlklingend. Der dominirende Laut ist das a, welches mitunter in ganzen Wortreihen der einzige Vokal ist und so allerdings die Sprache wieder breit und eintönig macht; i und u treten ziemlich zurück, noch mehr e und o, welch letztere nur als lange und nie als kurze Vokale vorkommen. Von Diphthongen findet sich am häufigsten ai und ei, seltener iu und au. Den Umlaut kennt das Gotische noch nicht. — Die Konsonanten sind mitunter gehäuft und es kommen auch auffallend harte, spröde Verbindungen vor, z. B. hl, sk, bnj, knj, gnj, zd, zg u. dgl. — Da die Biegungs- und Bildungssilben noch volle Vokale haben, so liegt der Ton meist auf der letzten Silbe, wie es in der hebräischen Sprache der Fall ist; später, da die Endungen abgeschwächt wurden, rückte der Ton im Worte zurück. — Was endlich die Flexion des Gotischen betrifft, so besitzt es eine starke und schwache Deklination (jene mit mannigfaltigeren, kräftigeren Biegungssilben, diese immer mit Hilfe des n), ebenso eine starke und schwache Konjugation (erstere mit Ablaut, letztere blos mit Biegungsendungen); ferner zeigt es Spuren von einem Dualis (beim Pronomen und Verbum, z. B. veis = wir; vit = wir beide; galeitham = wir gehen, galeithôs = wir beide gehen); es hat reduplicirende Verben (z. B. Inf. Präs. haldan halten, davon das Praeteritum haihald; ebenso fallan fallen, faifal fiel; hahan hangen, haihah hing; stantan stehen, staistant stand; fangan fangen, faifang fing); es läßt deutlich die Lautverschiebung erkennen (z. B. lat. labi, got. hlaupan, ahd. loufan = laufen; lat. tu, got. thu, ahd. du = du; lat. frater, got. brothar, ahd. pruodar = Bruder) — und endlich ist zu bemerken, daß fast alle Kasus durch besondre Endungen von einander unterschieden werden können; das Wort dags Tag z. B. hat folgende Kasusformen:

Singular.		Plural.
1. Nom.	dags.	1. dagôs.
2. Gen.	dagis.	2. dagê.

3. Dat.	daga.	3.	dagam.
4. Akk.	dag.	4.	dagans.
5. Instrumentalis	daga.		

§. 3.

Reines Germanisch — Niederdeutsch — Hochdeutsch.

a. In Folge der Völkerwanderung verloren viele germanische Stämme ihre Sprache an die im Süden und Westen Europas wohnenden Romanen, nachdem sie dieselben teils besiegt hatten, teils ihnen unterlegen und in ihnen zuletzt aufgegangen waren. So entstanden die romanischen Sprachen (s. oben S. 4). Die Muttersprache derselben ist das Lateinische, das Altrömische; Zeugnis für diesen Ursprung geben hauptsächlich die Wörter und die Beugung der Verba; an den deutschen Einfluß aber erinnert der Artikel, das persönliche Pronomen bei der Konjugation des Verbums und der Gebrauch von Hilfszeitwörtern.

Reines Germanisch blieb nur in Deutschland, Skandinavien und England, also im mittleren, nördlichen und nordwestlichen Europa.

Skandinavien ist das Gebiet der sogenannten nordischen Sprachen, des Schwedischen, Norwegischen, Isländischen und Dänischen. Ursprünglich waren diese vier Sprachen nur Dialekte einer und derselben Sprache; erst seit Ausgang des Mittelalters ist ihre Entwicklung zu größeren Unterschieden fortgeschritten. Am nächsten blieben sich noch einerseits das Schwedische und Dänische, andererseits das Norwegische und Isländische. Eigentümlich ist diesen Sprachen, daß sie in der Lautverschiebung dem Hochdeutschen gegenüber zurückgeblieben sind und demgemäß auf derselben Stufe stehen wie das Gotische und Niederdeutsche; bemerkenswert ist ferner, daß sie häufig Suffixe verwenden, z. B. den Artikel dem Hauptwort anhängen. Für altgermanische Sage und Mythologie bieten diese nordischen Sprachen die reichsten Fundgruben dar.

In England war die älteste Sprache das Celtische, von dem sich noch Reste in Wales und Hochschottland erhalten haben. In Folge der Eroberung des Landes durch die Römer und ebenso in

Folge seiner Christianisirung hauptsächlich von Rom aus kamen viele lateinische Elemente in die Landessprache. Seit Mitte des fünften Jahrhunderts setzten sich die Angelsachsen in England fest und eben mit ihnen kam die germanische Sprache zur Herrschaft. Durch die normannische Invasion, seit 1066, wurde auch das nordfranzösische Idiom nach England verpflanzt. Aus den genannten Elementen hat sich die englische Sprache allmälich herausgebildet, eine Sprache, die zu den verbreitesten und litterarisch reichsten, nach ihrer Syntax zu den einfachsten, aber in Betreff der Aussprache zu den schwierigsten gehört.

Fassen wir nun den Entwicklungsgang der germanischen Sprache im eigentlichen Deutschland ins Auge, so sehen wir, daß da schon sehr frühe, bald nach der Völkerwanderung, der Unterschied von Nieder- und Hochdeutsch zu Tage tritt. Dieser Unterschied beruht nicht blos auf der geistigen Verschiedenheit der betreffenden Volksstämme, sondern auch und wesentlich auf lokalen Verhältnissen. In dem nieder gelegenen nördlichen Deutschland gestaltete sich die Sprache anders, weicher oder platter als in dem höheren Mittel- und Süddeutschland, wie denn auch in andern Sprachgebieten der geographische Unterschied von Hochland und Tiefland einen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung des Sprachcharakters ausgeübt hat (man vergleiche z. B. das Verhältnis von Aramäisch, Hebräisch und Arabisch).

b. Das Gebiet des **Niederdeutschen** oder **Plattdeutschen** ist begrenzt im Westen von Holland, im Osten von Rußland und Polen, im Süden vom deutschen Mittelgebirge (genauer durch eine Linie von Aachen über Bonn, Kassel und Wittenberg bis Thorn), im Norden reicht es an die Ost- und Nordsee und bis in das nördliche Schleswig hinein. Die geographische Verbreitung des Plattdeutschen ist im allgemeinen heute noch dieselbe wie ehedem, an manchen Stellen ist es aber doch durch das Hochdeutsche etwas zurückgedrängt worden.

Zu den wesentlichen Eigentümlichkeiten des Plattdeutschen gehört Folgendes.

In Betreff der Lautverschiebung ist es im Vergleich mit dem Hochdeutschen um eine Stufe zurückgeblieben und ist daher mit

dem Gotischen und Altnordischen in eine Linie zu stellen. Im Fortschritt vom Plattdeutschen zum Hochdeutschen geht demgemäß bei Lippen-, Zungen- und Gaumenlauten je der weiche über in einen harten (b in p, d in t, g in k), der harte in den aspirirten (p in f, t in z, k in ch) und der aspirirte in den weichen (f in b, th in d, h in g). Beispiele: dag Tag — helpen helfen; hart Herz; maken machen — gewen geben.

Ueber den Vokalwechsel läßt sich keine allgemeine Regel aufstellen; man vergleiche z. B. up auf, ul Eule, sünn Sonne, gaud gut, rauh Ruhe, gräun grün, lopen laufen, solt Salz, söken suchen, veih Vieh, mínsch Mensch, döpen taufen, bläuden bluten, lägen lügen, dägen taugen, led leid, swor schwer, gistern gestern, öller Alter, vagel Vogel, vör vor u. dgl.

Die flüssigen Laute l, n und r werden vor d assimilirt, also hollen für holden (halten), binnen für binden (binden), worrn für worden (geworden).

Im Anlaut wird s vor l, n, m und w nicht aspirirt, also slingen schlingen, smiten schmeißen, sniten schneiden, swellen schwellen.

Das Augment ge beim Particip. Perf. wird häufig fallen gelassen (vgl. in Luther's Bibel- und unsrer Volkssprache: funden, blieben, troffen, gessen, gangen u. s. w.), also: funnen gefunden, halt geholt, wullt gewollt, namen genommen.

Auch die Vorsilben be und ge kommen meist in Wegfall, z. B. bott Gebot, folg Gefolge, gräfniss Begräbnis.

Die Diminutivsilbe heißt ing und ken; mutting Mütterlein, dirning Mädchen, tochting Töchterlein, vädding Väterchen; Marieken Mariechen.

Der Plural wird mitunter durch Anhängung von s gebildet; de jungens die Jungen; de dirns die Mädchen; de sähns die Söhne, de kükens die Kichlein.

Das Niederdeutsche ist in alter und neuer Zeit auch litterarisch verwertet worden; seine Produkte reichen aber weit nicht an die Geisteserzeugnisse des Hochdeutschen. Dem Altniederdeutschen (6. bis 11. Jahrh.) gehört übrigens eine litteraturgeschichtliche Perle an, nämlich der Heliand. — Das Mittelniederdeutsche (11.—15. Jahrh.)

weist auf: gereimte und prosaische Chroniken, Rechtsbücher, z. B. den Sachsenspiegel, ferner Episches, Lyrisches, Dramatisches; weiterhin den Reinecke Voß (nach dem Niederländischen bearbeitet) und den Till Eulenspiegel; am Ausgang dieser Periode sogar vier Bibelübersetzungen (die letzte plattdeutsche Bibel erschien zu Lüneburg 1622). — Das Neuniederdeutsche (vom 15. Jahrh. an) trat vor dem über ganz Deutschland als Schriftsprache sich verbreitenden Neuhochdeutschen sehr zurück; aber in neuester Zeit hat die plattdeutsche Litteratur einen neuen Aufschwung genommen und überall viel Anklang gefunden. Es geschah dies hauptsächlich durch die wertvollen Schriften von Fritz Reuter und Klaus Groth, durch die Dichtungen von W. Bornemann, Eggers, Schröder, Hobein, die Erzählungen von L. Harms und durch die Märchen von Grimm.

Anmerkung. Das Niederländische und das Vlämische gehören durchaus in den Kreis des Niederdeutschen, sie werden aber darum als besondre Sprachen gezählt, weil sie Schriftsprachen sind, und diejenigen, welche sie reden, politisch nicht zu Deutschland gehören.

c. **Hochdeutsch** nennt man die Sprache der Bewohner des gebirgigen Mittel- und Süddeutschlands. Seine Grenzen sind (nach jetzigem Stand) genauer folgende: im Süden eine Linie von der Rhone über Chur und Botzen an die Drau und Mur bis zur steiermärkisch-ungarischen Grenze; im Osten: Ungarn, Mähren, Böhmen (dies breit und tief ins deutsche Sprachgebiet hereinschneidend) und Polen, dessen Sprachgrenze aber westlicher liegt als die politische; im Norden: die schon oben beim Plattdeutschen angegebene Grenzlinie; im Westen: das vlämische, wallonische und französische Sprachgebiet in der Weise, daß die Scheidelinie zwischen Brüssel und Lüttich beginnt, über Eupen, die mittlere Mosel und die obere Saar auf den Rücken der Vogesen geht, sich zwischen Doubs und Rhein nach Neuenburg und zuletzt noch bis an den Monte Rosa hinzieht. — Der Sprachcharakter des Hochdeutschen hat folgende Merkmale: in der Lautverschiebung ist es bis zur dritten Stufe vorgerückt, während das Niederdeutsche auf der zweiten stehen blieb (vgl. z. B. lat. ego — goth. und niederdeutsch **ik** — hochdeutsch **ih**, **ich**; ebenso: lat. edere — goth. itan und niederdeutsch eten — hoch-

deutsch essen); die Laute klingen im allgemeinen voll und hart, während die des Niederdeutschen platt und weich erscheinen; es herrschen die Brust- und Kehllaute vor, wogegen das Niederdeutsche eine Vorliebe für die Zungenlaute hat. Am schärfsten und rauhesten wird das Hochdeutsch in dem geographisch am höchsten liegenden Teil seines Gebiets, in der Schweiz, gesprochen. Der verschiedene Klang der zwei berührten Mundarten mag aus einigen Beispielen abgenommen werden: water Wasser, pird Pferd, melk Milch, beten beißen, pott Topf, tüschen zwischen, twig Zweig, planten pflanzen, hewen Himmel, nahwer Nachbar, swart schwarz.

Beim Hochdeutschen ist übrigens zu unterscheiden zwischen einem reinen und einem vermittelnden Hochdeutsch. Die Grenzlinie dieser beiden geht etwa von Karlsruhe über Heilbronn, Schwäb. Hall und Regensburg bis an den Böhmerwald. Das reine Hochdeutsch begreift in sich das Alemannische, Schwäbische, Bayrische und Österreichische; das Fränkische aber, ebenso das Hessische und Thüringische bilden den Übergang zum Plattdeutschen (die Franken wohnten ja ursprünglich am Niederrhein und zogen hernach in die Maingegend herauf). — Das Alemannische, die älteste bestimmtere Gestaltung des Hochdeutschen, dehnt sich aus über die deutsche Schweiz, Vorarlberg, Baden und Elsaß bis nördlich gegen Hagenau und Rastadt; sein litterarischer Hauptvertreter und überhaupt der vorzüglichste Dialekt-Dichter ist J. P. Hebel, † 1826. — Das Schwäbische geht vom Schwarzwald bis an den Lech; litterarisch wurde es benützt von Waizmann (in derber Weise), neuerdings durch Weitbrecht. — Das Bayrische ist daheim zwischen Lech und Inn; als Dichter in diesem Dialekt hat sich Fr. Kobell einen Namen gemacht. — Das Österreichische erstreckt sich vom Inn bis an die ungarische Grenze und hat in der Litteratur auch seine Vertreter gefunden. — Das Fränkische hat sein Gebiet um den Main her, hauptsächlich südlich vom Main, im nördlichen Teil von Baden, Württemberg und Bayern. Die Gedichte des Nürnberger humoristischen Poeten Grübel, † 1809, gehören diesem Dialekt an. — Das Hessische ist östlich und westlich von der Fulda zu Hause. — Das Thüringische endlich wird gesprochen in den Landschaften zwischen Werra und Saale.

Die deutsche Sprache zeigt nun aber in ihrer Entwicklung nicht bloß den lokalen Unterschied von Nieder- und Hochdeutsch, sondern wir bemerken bei ihr auch eine zeitliche Umgestaltung. Mit Rücksicht darauf unterscheidet man drei Entwicklungsstufen des Hochdeutschen, der Sprache und der Litteratur, nämlich

1. Die althochdeutsche Periode (ahd.) vom 6.—11. Jahrh.
2. Die mittelhochdeutsche Periode (mhd.) vom 11. bis 15. Jahrh.
3. Die neuhochdeutsche Periode (nhd.) vom 15. Jahrh. an.

Nach diesen einleitenden Ausführungen in §. 1—3 gehen wir nun zur Geschichte der hochdeutschen Litteratur über.

Erster Teil.

Die althochdeutsche Periode.

6.—11. Jahrhundert.

§ 4.

Charakter dieser Periode.

Die genannten fünf Jahrhunderte umfassen jene Zeit, wo das deutsche Volk in religiöser und politischer Hinsicht eine Umgestaltung erfuhr, wo es vom Heidentum zum Christentum sich bekehrte und aus seiner Zersplitterung zu einem staatlichen Ganzen zusammengefaßt wurde. In jener Zeit wandten sich dem Christentum zu, den schon bekehrten Franken folgend, die Sueven, die Alemannen, die Friesen, die Hessen, die Thüringer, die Bayern und die Sachsen; und in jener Zeit hat Karl d. Gr. das mächtige Frankenreich begründet, von welchem sich hernach das deutsche als ein besonderes abgetrennt hat, so daß dieses für alle Zukunft seine eigene Art behalten und entfalten konnte.

Mit dem Christentum kam auch Bildung und Litteratur, mit dem Buch der Bücher auch andre Schriften. Die Litteratur war übrigens längere Zeit noch dialektisch gefärbt, da die oberdeutschen

Mundarten unvermischt neben einander bestanden und eine gemeinsame Schriftsprache noch nicht existirte. Die einzelnen Schriften aus jener Zeit lassen es ziemlich deutlich erkennen, ob sie schwäbischen oder bayrischen oder alemannischen oder fränkischen Ursprungs sind. Entschieden vorherrschend ist aber der fränkische Dialekt, was sich daraus erklärt, daß im Anfang unsrer Periode die Franken an geistiger Bedeutung den andern deutschen Stämmen voranstanden.

Dem Inhalt nach ist die Litteratur vorwiegend geistlich. Nur wenige von den erhaltenen Schriftdenkmalen behandeln Gegenstände aus dem untergegangenen Heidentum oder aus der Zeitgeschichte; die meisten und bedeutendsten befassen sich mit Christlichem, mit dem Evangelium, Christi Geschichte, Gebeten, Gesängen, Katechismen u. dgl.

Ihren Hauptsitz hatte die damalige Litteratur in den Klöstern; nur dort war die Kunst des Lesens und Schreibens daheim. Übrigens war die Thätigkeit der Mönche weniger eine produktive, als vielmehr eine reproduktive (Übersetzungen) und sammelnde. Eigentlich freie Kunsterzeugnisse darf man von jener Zeit, wo die Bildung überhaupt noch auf einer niederen Stufe stand, nicht erwarten. Dem entsprechend zeigt jene Periode im Anfang hauptsächlich Prosa, erst später häufigere und eigene poetische Produkte.

Das regsamste Geistesleben während des ganzen Zeitraums findet sich in der Mitte derselben, zur Zeit der Karolinger (768—911); diese Epoche kann man als die Blütezeit des Ahd. bezeichnen.

§. 5.

Eigentümlichkeit der althochdeutschen Sprache.

Der Vokalismus ist nicht mehr so einförmig wie im Gotischen; dieses hatte nämlich nur fünf Vokale und vier Diphthongen (a, i, u, ê und ô; ai, ei, iu, au), aber im Ahd. findet sich nun auch kurzes e und o, sowie eine Menge neuer Vokal-Verbindungen, z. B. io, eo; ua, ea; eu, ou; ui. — Der Umlaut fehlt im früheren Ahd.; vgl. lante Länder; kuning König; ubar über; luge Lüge; salic selig: hohi Höhe; jungiro jünger; jungisto jüngst. Der erste und längere Zeit einzige Umlaut, der in Gebrauch kommt,

ist e von a z. B. für hari heri Heer; für halid helid Held, für angil engil Engel.

Die Konsonanten-Verbindungen werden weicher und flüssiger, doch bleiben noch manche Härten. Die schwerfällige Reduplikation im Präteritum wird durch Zusammenziehung beseitigt (got. haihalt wird ahd. hialt, hielt; got. saisalt ahd. sialt, salzte; got. lailot ahd. liaz ließ).

Der Dualis findet sich nicht mehr; die besondre Form für das Passiv und für den Vokativ ist auch in Wegfall gekommen. Der Instrumentalis dagegen ist noch vorhanden (z. B. wortu mit dem Wort; chunnju von dem Geschlecht; hiu tagu an diesem Tage, heute; hiu jaru in diesem Jahre, heuer; hiu nahtu in dieser Nacht, heunt).

Die Deklination ist bedeutend einfacher geworden, indem die Formen gleichartiger erscheinen. Beim Substantiv lauten Nom. und Akkus. meist gleich; im Singular ist die Endung des Gen. in männlichen und sächlichen Wörtern es, im Dat. a; im Plur. ist die Genitiv-Endung für die genannten zwei Geschlechter o und die Dativ-Endung um. Die weiblichen Substantive haben im Gen. Sing. o oder i, im Dativ ebenso o oder i, im Gen. Plur. ono und im Dat. Plur. om. Das Substantiv „Wort" wird so deklinirt:

Sing.	Nom.	wort	Plur.	Nom.	wort
	Gen.	wortes		Gen.	worto
	Dat.	worta		Dat.	wortum
	Acc.	wort		Acc.	wort.
	Instr.	wortu			

Die Konjugationsendungen sind nicht viel kürzer geworden. Das Particip des Präs. hat die Bildungssilbe and oder ant (got. ands), z. B. qimand kommend, suochant suchend, helfant helfend. Dem Particip des Perf. wird das Augment gi, ki, ga = ge vorgesetzt, z. B. gageban gegeben, kafallan gefallen, gaholfan geholfen; ge ist auch als Vorsilbe = gi, ki, ga, ka, z. B. gibirgi, kapirgi Gebirge, gimuati Gemüt, galih gleich, kinuoc genug, kaloupa Glaube.

In der Wortbildung waltet Fülle und Lebendigkeit; zahlreiche neue Ausdrücke, auch Abstrakta, werden durch das Bedürfnis

hervorgerufen, den christlichen Begriffen einen Ausdruck zu verleihen. Im Vergleich mit dem Nhd. erscheinen viele ahd. Wortformen noch sehr breit, z. B. neowiht nicht, iohuergin irgend, eogilihher jeglicher, weralt Welt, araweiz Erbse, elilende Elend, adelare Adler, durstac durstig, kuatono gut, voribildi Vorbild, gitragidi Getreide, ni wari nur, erkel Eckel, farawa Farbe, ginada Gnade, nahgebur Nachbar, videlaere Fiedler u. dgl.

Der Satzbau im Ahd. ist ziemlich einfach und übersichtlich; kunstreiche Perioden finden sich nicht.

Eine kleine, leichtere Probe aus einer ahd. Übersetzung des Evangeliums Matth., Kap. 13, 1—9, möge hier eine Stelle finden (s. Scholl, deutsche Litt.-Gesch., Bd. 1, S. 30).

1. In demo tage gênc Jêsûs ûz fona hûs, saz bi sèwe.	1. An dem Tage ging Jesus aus von Haus, saß am See.
2. Enti kasamnôt wârun za imo folc manegiu, so daz er in sceffilin gênc sizzen enti elliu diu managî stuont in demo stade.	2. Und versammelt waren zu ihm vieles Volk, so daß er in Schifflein ging zu sitzen und alle die Menge standen auf dem Gestade.
3. Enti sprah im filu zuo in bîwurtim, quad: see, fuor ûz daer sâit sâan sinan sâmun.	3. Und sprach viel zu ihm in Beiworten, sagte: siehe es gieng aus, der säet zu säen seinen Samen.
4. Enti mit diu aer sâta, sum fêlun wege, quâmun fleogentê, frâzun daz.	4. Und mit dem (daß) er säete, fielen etliche (auf) den Weg, kamen Fliegende, fraßen das.
5. Sum auh es fêal in steinac, dâr herda ni hapta managa enti saar gênc ûph, hwanta herdâ tiufîn ni haptun.	5. Etliches aber fiel in Steinigtes, da es Erde nicht hatte viele, und bald ging es auf, weil sie tiefe Erde nicht hatten.
6. Sunnû ûph stîganteru arheigêtun enti hwanta wurçûn ni haptun, ardorrêtun.	6. Nach aufgegangener Sonne (Instrum.) verwelkten sie und weil sie Wurzel nicht hatten, verdorreten sie.
7. Sum auh fêalun in dorna	7. Etliche aber fielen unter Dor-

enti aruôhsun deâ dornâ enti ardampton.	nen und es erwuchsen die Dornen und erstickten sie.
8. Sum danne fêalun in guota haerda, enti worhtun waxmun, sum zehanzofalt, sum sexzuzfalt, sum drizuzfalt.	8. Etliche dann fielen in gute Erde, und sie wirkten Gewächs, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig.
9. Daer ôrun eigi gahlôsiu, gahôrrê.	9. Der Ohren hat zu hören, höre!

§. 6.

Namhafte Pfleger und Pflegestätten der Litteratur.

a. Unter den Männern, welche in jener Zeit Bildung und Gesittung, Sprache und Litteratur, christliches und deutsches Wesen gepflegt und gefördert haben, ragen zwei auf dem kirchlichen und zwei auf dem politischen Gebiet hervor. Jene zwei sind St. Gallus und Bonifacius — diese zwei Karl d. Gr. und Ludwig der Deutsche (also zwei Missionare und zwei Könige).

St. Gallus war ein irischer Mönch aus dem Kloster Bangor. Er war einer der zwölf Genossen, mit welchen Kolumban um 590 auszog, um das Evangelium den Heiden auf dem Festland zu bringen. Zunächst wandten sie sich nach Gallien, dann nach Burgund und Alemannien. Von seinem Lehrer Kolumban unterschied sich Gallus dadurch, daß er die deutsche Sprache erlernte und, während jener zuletzt über die Alpen zu den Lombarden zog, bis zu seinem in hohem Greisenalter erfolgten Tode auf deutschem Boden fortarbeitete. Im Jahr 614 gründete er, nicht weit südlich vom Bodensee, das Kloster St. Gallen und damit entstand in Deutschland der erste, hochbedeutende Ausgangs- und Mittelpunkt für christliche Kultur und Bildung.

Bonifacius (ursprünglich Winfried) ist „der Apostel Deutschlands" und darum auch für dasselbe der eigentliche Begründer von christlicher Bildung. Er wurde um 680 zu Kirton in Wessex (England) geboren. Zuerst missionirte er unter den Friesen, darnach unter den Hessen, Thüringern, Ostfranken, Bayern und zuletzt, nachdem er einige Zeit den erzbischöflichen Stuhl in Mainz inne gehabt,

wieder unter den Friesen, unter welchen er am 5. Juni 755 den Märtyrertod erlitt. Um diesen eifrigen Lehrer scharten sich zahlreiche Schüler, Mönche und Nonnen; er gründete Kirchen, Bistümer, Klöster und Klosterschulen als Pflanzstätten kirchlichen Lebens und wissenschaftlicher Studien. Solche Klöster waren zu Amöneburg und Ohrdruff, ganz besonders aber zu Fulda. Bonifacius ließ Bibeln und Bibelauslegungen aus England kommen, führte immer Bücher bei sich und sorgte auch für katechetische Unterweisung. Für die Entfaltung von deutsch-nationalem Leben hätte er ersprießlicher wirken können, wenn er sich von Rom freier erhalten hätte.

Karl d. Gr. (768—814) hat, mit hellem Blick seine hohe Aufgabe als christlicher Kaiser erkennend, mit aller Sorgfalt dahin gestrebt, seinem Volk zu den Segnungen christlicher Bildung zu verhelfen. Das Mittel dazu sollte Kirche und Schule sein. Er sorgte daher für die Bildung der Bischöfe und Geistlichen und verlangte, daß sie wenigstens sollten lesen können; Vorträge zum Vorlesen ließ er aus den Kirchenvätern ins Deutsche übersetzen. Er begünstigte mit ganz besondrer Vorliebe die Klöster als die Pflanzstätten der Gesittung und Wissenschaft. Die gelehrtesten Männer seiner Zeit zog er in seine Umgebung, z. B. Alkuin aus England, den Geschichtschreiber Eginhard, Peter von Pisa, Paul Diakonus. An seinem Hofe begründete er für Kinder von Beamten eine Art Musterschule und zu Tours eine für gelehrte Studien. Ja er ging schon ganz bestimmt darauf aus, auch Volksschulen ins Leben zu rufen (Verordnungen von 782, 787 und 789), damit auch Laien und Sklaven im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen unterrichtet werden könnten. Er selbst redete mehrere Sprachen, lernte als Mann noch schreiben, bemühte sich um die Verbesserung der Sprache und der Bücher, dichtete Kirchengesänge, sammelte alte deutsche Heldenlieder mit dem Befehl zum Auswendiglernen und führte deutsche Monatsnamen ein; es sind folgende: wintermanoth, hornung, lenzinmanoth — ostarmanoth, winnemanoth, brachmanoth — hewimanoth (Heu-), aranmanoth (Ernte-), witumanoth (witu = Wiede, Holz) — windumemanoth (Weinlese-), herbistmanoth und heilagmanoth (heiliger M.).

Ludwig der Deutsche (843—876). Während Ludwig der

Fromme die nationalen Bestrebungen Karls d. Gr., seines Vaters, verkannte und fallen ließ, haben dieselben durch seinen Sohn, Ludwig den Deutschen, wieder eine kräftige Vertretung gefunden. Dieser erhielt im Teilungs-Vertrag zu Verdun die deutsch-fränkischen Länder östlich vom Rhein. Durch diese Teilung wurde die politische Einheit Deutschlands begründet und die deutsche Sprache vor jenem alterirenden Einfluß der romanischen bewahrt, durch welchen im westlichen Teil des Frankenreichs das germanische Element schon in starkem Schwinden begriffen war.

b. Die namhaftesten Pflegestätten der Litteratur sind in unsrer Periode **die Klöster**, insbesondre das zu St. Gallen und Fulda.

Das Kloster **St. Gallen** (614 gegründet) war auf deutschem Boden eines der ersten und eine helle Leuchte christlicher Bildung auf Jahrhunderte hinaus. Es war ein Benediktinerkloster. Der Regel des Ordens gemäß wurden gelehrte Studien eifrig gepflegt. Es wurden Bücher verfaßt, abgeschrieben und gesammelt, so daß sich dort bald eine Bibliothek bildete, welche durch ihre litterarischen Schätze weithin berühmt war. In St. Gallen wurde so schön und kunstreich geschrieben wie nirgends sonst. Als eigentliche Schriftsprache wurde das Hochdeutsche gebraucht und kultivirt. Es wurden allerlei Zweige des Wissens und Könnens gepflegt, Philologie und Philosophie, Geschichte und Geographie, Mathematik und Astronomie, Predigt und Unterricht, Musik und Gesang. Der berühmteste Mönch des Klosters war Notker Labeo, † 1022; er war Theolog, Mathematiker, Astronom, Dichter, Tonkünstler, Übersetzer und Verfasser von deutschen Schriften.

Das Kloster **Fulda** (744 mit Zustimmung des Bonifacius von seinem Schüler Sturm gegründet) war, wie St. Gallen, ein Benediktinerkloster und erhielt seine Einrichtung nach dem Muster des Mutterklosters auf Monte Casino. Bald war es stark bevölkert; schon unter dem ersten Abt Sturm zählte es 400 Mönche. Seine Hauptbedeutung lag in der damit verbundenen gelehrten Klosterschule. Die Studien erstreckten sich auf theologische Wissenschaften, die sogen. freien Künste und besonders auch auf die deutsche Sprache. Hrabanus Maurus, der dem Kloster von 822—842 vorstand, brachte

es zu seiner höchsten Blüte. Er war ein Schüler von Alkuin und zeichnete sich aus als Philosoph, Theolog, Astronom, Redner und Dichter; durch ihn wurde das Studium der Bibel und der griechischen Sprache belebt und von ihm selbst wurden deutsche Glossen zur heiligen Schrift verfaßt; ganz besonders war er für Bildung und Ausbreitung der deutschen Sprache thätig und drang auch auf deutsche Predigten. Er starb 856 als Erzbischof von Mainz.

Andere bedeutende Klöster waren: Reichenau (auf der gleichnamigen Insel im Bodensee, gegründet 728; als gelehrte Mönche von dort haben sich einen Namen gemacht der Theolog und Poet Walafried Strabo und besonders der Philolog, Mathematiker, Geschichtschreiber und Musiker Hermann der Kontrakte) — Weißenburg (im nördlichen Elsaß; dort der Mönch Otfried, Verfasser des „Krist") — Hirsau (seit 830, seine ersten Mönche waren von Fulda) — Korvey an der Weser (816 gegründet von Ludwig d. Fr., welcher nicht weniger als 46 Klöster gestiftet hat; diesem Kloster gehörte an Ansgar, der Apostel der nordischen Völker, und der Geschichtschreiber Widukind).

§. 7.

Litterarische Denkmale aus dem Althochdeutschen.

Keine einzige Schrift aus jener Zeit ist vollständig auf uns gekommen; nur größere oder kleinere Bruchstücke haben sich erhalten. Einige behandeln einen Stoff aus dem untergegangenen Heidentum, andere, die meisten, haben einen christlichen Inhalt und sind der Form nach teils Poesie, teils Prosa.

a. Schriften, deren Inhalt dem Heidentum angehört:

1. Die zwei **Merseburger Zaubersprüche.** Der eine, Idisi, ist ein Zauberspruch zur Lösung eines Kriegsgefangenen (Schluß: „insprinc haptbandun, invar vigandun! = entspring den Haftbanden, entfahr den Feinden!) — Der andere, Balderesvolo, ist eine Formel zur Heilung der Fußverrenkung eines Pferdes (daß wieder kommt bên zi bêna, bluot zi bluoda, lid zi geliden d. h. Bein zu Bein, Blut zu Blut, Glied zu Gliede). — Beide Sprüche wurden 1841 in Merseburg aufgefunden. In neuester Zeit fand

man auch noch einen Reise-, Hirten- und Bienensegen. — Die poetische Form dieser Zaubersprüche besteht in der Alliteration (Anreim, Stabreim); dieselbe hat das Eigentümliche, daß zwei oder mehrere von den betonten Wörtern in einer Zeile mit dem gleichen Konsonanten beginnen. In den Zaubersprüchen z. B. heißt es:

sumâ **h**apt **h**eptidun — suma **h**eri lezidun.

wieder: **b**ên zi **b**êna — **b**luot zi **b**luoda.

Auch eine vokalische Alliteration kommt vor, wobei aber nicht notwendig die gleichen Vokale einander entsprechen müssen. In den altnordischen Sprachen findet sich die Alliteration ebenfalls. Sie war die herrschende poetische Form, bis durch den Mönch Otfried der Endreim aufkam; in gewissen Redensarten hat sie sich aber erhalten und auch neuere Dichter machen von ihr je und je Gebrauch. Beispiele sind: **M**ann und **M**aus, **K**ind und **K**egel, **w**etten und **w**agen, singen und sagen, Stock und Stein, **N**acht und **N**ebel, **W**ind und **W**ellen, **B**ausch und **B**ogen u. s. f. — Ferner: „Roland der Ries' am Rathhaus zu Bremen Steht er ein Standbild standhaft und wacht" (Rückert); „Hilf und Heil", „lob und lieb", „Ziel und Zahl", „Schirm und Schild" u. a. (P. Gerhardt). — „**K**omm, liebes **K**ind, **k**omm geh mit mir" (Goethe). — „Und horch, da sprudelt es silberhell, ganz nahe wie **r**ieselndes **R**auschen" (Schiller).

2. **Das Hildebrandslied.** Es stammt aus der Volksdichtung des 8. Jahrh. und behandelt einen Teil der gotischen Dietrichssage. Seinen Namen hat das Lied erhalten von Hildebrand, dem Waffenmeister Dietrichs von Bern (Theodorichs von Verona). Beide waren der Sage zufolge (im Widerspruch mit der Geschichte) vor Odoaker zum Hunnenkönig Etzel geflohen. Nach 30 Jahren kehrten sie nach Italien zurück. Hildebrand traf an der Grenze des Landes mit einem Ritter zusammen, der ihm den Eintritt verwehrte. Die beiden fordern sich zum Streit. Hildebrand fragt nach dem Namen seines Gegners und erkennt ihn, da er sich nennt, als seinen Sohn Hadubrand. Letzterer glaubt aber nicht seinen Vater vor sich zu haben, wirft ihm Lüge und Feigheit vor und veranlaßt dadurch den Kampf, dessen Ausgang jedoch in unsrem Gedicht (es ist nur ein Bruchstück) nicht erzählt ist. — Nach einer späteren Bear-

beitung dieses Gegenstandes (durch Kaspar von der Rön im 15. Jahrh.) wurde der Vater vom Sohn überwunden, und beide ritten vergnügt und einträchtig nach Hause. — Man fand das Hildebrandslied im Kloster Fulda geschrieben auf die inneren Deckblätter eines lat. Gebetbuches. — Die Sprache des Liedes ist oberdeutsch, doch reichlich gemischt mit niederdeutschen Elementen (vgl. seggen sagen, dhat das, heittu heiße 2c.). Das Gedicht ist alliterierend. — Der Anfang lautet also:

Ik gihôrta dhat seggen	Ich hörte das sagen,
dhat sih urhêttun	daß sich erhießen
aenôn muottin	zu einem Zweikampfe
Hiltibraht enti **H**adhubrant	Hiltibraht und Hadhubrant
untar **h**erjun tuêm.	unter Heeren zweien.
sunu fatarungôs	Sohn und Vater zusammen
irô saro rihtun,	ihre Panzer richteten
garutun sê irô gûdhamun	machten gar ihre Schlachtkleider
gurtun sih irô suert ana,	gürteten sich ihre Schwerter an,
helidos, ubar **h**ringa	die Helden, über die Ringe,
dô siê tô derô **h**iltju ritun.	da sie zu dem Kampfe ritten.

3. **Muspilli** (= Holzfresser, d. h. Feuer, Hölle) heißt man ein Bruchstück von einer Lehrdichtung über den Untergang der Welt durch Feuer und über das jüngste Gericht. Altheidnische Vorstellungen sind da mit christlichen Lehren vermischt. Die Erde heißt mittilgart (Mittelgarten), befindet sich zwischen jötunheim (Riesenburg) und asgard (Götterburg). Das alles verzehrende Weltfeuer entzündet sich durch das Blut des Elias, der mit dem Antichrist kämpft. — Die Form des Gedichts ist auch alliterierend. Es wurde im bayrischen Kloster Emmeran gefunden, geschrieben auf den Rändern eines dem König Ludwig dem Deutschen gewidmeten Buches. Entstehung im 9. Jahrh.

b. Schriftdenkmale mit christlichem Inhalt:

1. **Das Wessobrunner Gebet** ist das älteste Stück christlicher Poesie, das man kennt. Es schildert in einigen alliterierenden Versen die Zeit vor der Schöpfung, die Herrlichkeit des Einen, allmächtigen

Gottes, der Wunder größtes, da Himmel und Erde nicht war, nicht Baum, nicht Berg, nicht Sonne und Mond noch der Meersee &c. Es schließt mit einem Gebet um den rechten Glauben und das Thun des Willens Gottes. — In dem bayrischen Kloster Wessobrunn (Weißenbronn) wurde es aufgefunden.

2. **Otfrieds Evangelienbuch** oder **Otfrieds Krist.** Der erste christliche Dichter, den wir mit Namen kennen, ist Otfried. Er wurde in der Klosterschule zu Fulda gebildet und war ein Schüler von Rhabanus Maurus. Später war er Mönch in dem elsäßischen Kloster Weißenburg a. d. Lauter. Da verfaßte er seinen „Krist“ i. J. 868 und widmete ihn Ludwig dem Deutschen. Durch dieses Werk wird mit der vorausgegangenen Poesie völlig gebrochen. Heidnisches Wesen ist verdrängt durch den süßen Laut des Evangeliums; an die Stelle des Stabreims tritt der Endreim; dem Volksgesang folgt der Kunstgesang und der frischen epischen Poesie tritt die trockenere didaktische zur Seite. — Otfried besingt in seinem Werk die ganze Lebensgeschichte Jesu und zwar in fünf Abschnitten (weil der Mensch fünf Sinne habe): Jugendgeschichte, öffentliches Wirken in Lehre und Wunder, Kampf gegen den jüdischen Unglauben, Leidens- und Herrlichkeitsgeschichte. Der Dichter hatte die gute Absicht, seinen Franken ein christliches Heldengedicht zu schreiben, um sie von ihrem Geschmack am weltlichen Volkslied abzubringen. Seine Messiade scheint aber nicht populär geworden zu sein (vgl. Klopstocks „Messias“). Es fehlt dem Gedicht nicht an einzelnen poetischen Schönheiten, aber im ganzen genommen ist es zu gelehrt und zu lehrhaft, zu subjektiv und moralisirend. Gang und Eindruck der Geschichte wird dadurch immer wieder aufgehalten und abgeschwächt, daß der Dichter sagt, was die Historien moraliter oder spiritaliter oder mystice bedeuten. — In den ersten Versen muntert sich der Dichter zu seinem Gesang, der Christum in deutscher Sprache verherrlichen sollte, also auf:

„Ich schreibe jetzo unser Heil, das Evangelium sei mein Teil,
es werde rings umher gesungen in meines Frankenlandes Zungen.
In diesen Zungen nie erklang dem Herrn und Christ sein Lobgesang
und nun sei er von ihrem Wort gepriesen fröhlich fort und fort.

Er hebe sie zu sich herein und lade sie zum Glauben ein,
denn wallt er mit in ihren Landen, so ist hier alles neu erstanden.
Doch mit der fremden Völkerzungen ist keinem er ins Herz gedrungen.
Nun hören alle hoch erfreut, was ihres Gottes Huld gebeut.

Auf, singen wir den deutschen Sang, wer will, den freue unser Klang,
und wer von Minnelust bewegt sein deutsches Volk im Herzen trägt.
Herr Christ, dir sei emporgesungen in unsrer Heimat trauten Zungen,
und unsre Sprache sei erhoben, dich ohne Wandel hoch zu loben."

Was die poetische Form des Krist anbelangt, so erscheint das als etwas ganz Neues, daß da ein geregelter Strophenbau und der Endreim angewendet ist. Eine Strophe besteht aus je vier kurzen Zeilen, jede mit vier Hebungen. Die Zeilen reimen sich paarweise, die erste und zweite, die dritte und vierte u. s. f.; der Reim ist männlich, z. B. meina, steina; diu, spriu; grunni, wunni; ewon, selon. Da die Endungen damals noch mehr Ton hatten als jetzt, so konnten auch solche Silben, die jetzt unbetont sind, einen männlichen oder stumpfen Reim bilden. Mit dem Endreim kam in die Poesie nicht nur ein vernehmbarerer, reicherer Wohlklang, sondern auch eine freiere Bewegung des Gedankens und der Sprache.

Ein Seitenstück zu Otfrieds Krist ist

3. **Der Heliand** (altsächsische Form für das hochdeutsche Heiland), auch eine Evangelienharmonie, aber in alliterierender Form. Der Verfasser ist unbekannt; angeblich wars auf Veranlassung Ludwigs des Frommen ein sächsischer Bauer (in Wirklichkeit wohl ein sächsischer Geistlicher). Das volkstümliche Gedicht ist dem gelehrten Werk Otfrieds an poetischem Wert weit überlegen. Es schließt sich eng an die Schrift an, ist objektiv gehalten, und kann insofern in besondrem Sinne deutsch genannt werden, als es die evangelische Geschichte auf deutschem Boden und unter deutschen Verhältnissen vorgehen läßt. So ist der Heliand ein Beweis dafür, wie das Evangelium die Herzen der anfangs so widerspenstigen Sachsen gewonnen hat, und zugleich war er wohl auch ein Mittel, dieselben für Christum und sein Reich noch mehr zu begeistern. Vilmar sagt: „Der Heliand ist das einzige, wahrhaft christliche Epos, in welchem

das in deutsches Fleisch und Blut verwandelte Christentum enthalten ist."

Christus erscheint dem Dichter als in Deutschland waltend (man vgl. auch altdeutsche Maler mit ihrer Behandlung von biblischen Gegenständen); er ist der König der Sachsen, der Landesvater, der Könige Reichster, des Volkes Stammherr, der Mannengebieter, Gottes liebes, eigenes, mächtiges Kind u. s. f.; die Apostel sind seine Recken und Degen, die Juden sind Gauleute, Wehrmänner, Heerbann, Vasallen; die Weisen aus Morgenland sind gewaltige Helden (Weigande), die jüdischen Städte sind deutsche Burgen; die Bergpredigt erscheint als ein Dingtag, den Christus als König mit seinen Herzogen im Angesicht des ganzen Heeres und Volkes unter freiem Himmel hält. Der Eingang zur Bergpredigt lautet etwa so: „Näher um den waltenden Herrn, um das Friedekind Gottes, stehen die weisen Mannen, die er, der Gottessohn, sich selbst erkor; weiter hinab lagern die Scharen der Völker. Es warteten die Getreuen auf das Wort ihres Königs; sinnend verharren sie in ehrerbietigem, erwartungsvollem Schweigen, was der Völker Oberherr den versammelten Volksstämmen verkündigen wird. Und der Landesherr sitzt gegenüber den Männern, Gottes eigenes Kind, um das Lob Gottes zu lehren in weisen Worten die Leute dieses Weltreichs. Er saß da und schwieg und ward ihnen hold in seinem Herzen, der heilige Volksherr, mild in seinem Gemüte. Da that er den Mund auf, der allwaltende Fürst, gegen die, die er zur Sprache erkoren, und lehrte, welche unter allen Völkern der Welt Gott die wertesten seien: selig seien die, die in dieser Welt arm seien durch Demut, denn Gott werde ihnen in der Himmelsau, auf der grünen Gottes-Wange, das unvergängliche Leben geben."

4. **Der Schwur Karls des Kahlen.** Derselbe wurde geleistet anno 842 zu Straßburg von zwei Söhnen Ludwigs des Fr., Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen. Er lautet: „In godes minna ind in thes christiânes folches ind unser bêdherô gehaltnissi, von thesemo dage framordes, so haldih têsan mînan bruodher, sôsô man mit rethû sinan bruodher scal, in thiû daz er mig so sama duo, indi mit Ludheren in noheiniu thing ne gegangu thê mînan villon, imo ce scadhen werdhen."

Nhd.: „In Gottes Liebe und in des christlichen Volkes und unser beider Wohlfahrt, von diesem Tage vorwärts, so helfe ich diesem meinem Bruder, so wie man mit Recht seinem Bruder soll, in dem daß er mir so gleich thue, und mit Lothar in keinem Ding nicht gehe ich ein mit meinem Willen, ihm zu Schaden werden."

5. **Das Ludwigslied**, ein Gedicht auf den Sieg, welchen der Frankenkönig Ludwig III. über die Normannen i. J. 881 bei Saucourt erfochten hat. Hier ist auch der Reim angewendet und zwar noch gewandter als in Otfrieds Krist. Das Lied ist in volkstümlichem Tone gehalten und ist sehr anschaulich in seinen Schilderungen. Ludwig, ein frommer König und mächtiger Held, ermunterte kräftig die Seinen zum Kampfe; sie sangen „Kyrie eleison", Ludwig stürmte mutig voran und der Sieg wurde errungen. „Sang was gisungan, wig (Kampf) was bigunnan; gilobôt sî thiu godes kraft! Hludwig warth sigihaft." — Das Lied beginnt: „Einen König weiß ich, heißet Herr Ludwig, der gerne Gott dienet: ich weiß, er ihm's lohnet."

Das Ludwigslied gehört zu der Gattung der sogen. „Leiche." Der Ausdruck kommt vom got. laikan springen und bedeutet Spiel, Gesang, Lied. Die Form des Leichs wurde von mittelhochdeutschen Dichtern weiter ausgebildet (s. später bei der Minnepoesie), kam aber im 14. Jahrh. außer Gebrauch. — Einem kleinen Leich über den heil. Petrus sind in einer alten Handschrift auch die Singnoten beigegeben.

6. **Übersetzungen und Katechismen.** — Zu den ältesten Übersetzungen gehört ein Wörterbuch von St. Gallen, in welchem lateinische Wörter ins Deutsche übertragen sind (7. Jahrh.). Weiter ist zu nennen eine Übersetzung vom Evangelium Matthäi (8. Jahrh.), von der Homilie Isidors von Sevilla „über die Geburt Christi", von der Benediktiner-Regel durch den St. Galler Mönch Kero, von der Evangelienharmonie des Ammonius von Alexandrien (9. Jahrh.), von Psalmen u. s. w. Der eifrigste Übersetzer war Notker Labeo in St. Gallen. — Unter den Katechismen ist zu nennen der Weißenburger Katechismus (Vater unser mit Erklärungen u. a.), die Ermahnung an das christliche Volk, den

Glauben und das Vater unser zu behalten; außerdem verschiedene Glaubens- und Gebetsformeln.

7. **Die litterarische Produktion von c. 900—1100.** Der christlich-deutsche Geist hat in der ersten Hälfte der ahd. Zeit (bis c. 900) gar manche edle Blüte hervorgetrieben und es war zu hoffen, daß bei günstigen Umständen noch eine reichere und reifere Entfaltung deutschen Geisteslebens folgen werde. Die zweite Hälfte unsrer Periode (von c. 900 an) zeigt aber diesen gehofften Fortschritt nicht; sie bringt vielmehr in der deutschen Litteratur einen namhaften Niedergang und das 10. Jahrh. heißt ja vorzugsweise „das dunkle Jahrhundert.“ — Was Karl d. Gr. so eifrig begonnen hatte, nämlich sein Volk durch Kirche und Schule der Segnungen des Christentums teilhaftig zu machen, das wurde von seinen Nachfolgern nur teilweise oder gar nicht fortgesetzt. Die Kaiser jener Zeit hatten vollauf zu thun, im Innern des Reichs Ruhe zu erhalten oder auswärtige Feinde abzuwehren (Normannen, Slaven, Avaren und Ungarn). Die Ottonen insbesondere, welche dem deutschen Namen in nachdrücklicher Weise Ansehen verschafften und an deren Hof eine feinere Bildung nichts Fremdes war, haben nicht sowohl zu vermehrter deutscher, als vielmehr zu vorherrschend lateinischer Litteratur den Anstoß gegeben.

Durch die Züge der Ottonen nach Italien nämlich wurden die Deutschen noch mehr als bisher mit der klassischen Litteratur, vornehmlich der lateinischen, aber auch der griechischen, bekannt. In Folge davon wurde die minder ausgebildete deutsche Sprache vernachlässigt und die lateinische bei den Schriftstellern weitaus bevorzugt. Die volkstümliche, nationale Poesie verstummte und die Mönche, damals fast die einzigen Vertreter der Litteratur, schrieben und dichteten lateinisch. Das Wenige, was deutsch geschrieben wurde, ist in der Form in Vergleich mit Früherem sehr mangelhaft; die Sprache ist rauh und der Versbau bei Poesien sehr ungeregelt.

Unter den lateinischen Dichtungen unsres Zeitabschnitts verdienen genannt zu werden das Waltarilied — Ruodlieb — und die Poesien der Nonne Roswitha.

Das Waltarilied ist verfaßt von dem St. Galler Mönch

Ekkehard († 973). Obwohl das herrliche Gedicht in fremder Sprache und in fremdem Versmaß (Hexameter) abgefaßt ist, so gehört es mit seinem Inhalt doch auf deutschen Boden, indem es einen Teil des burgundisch-hunnischen Sagenkreises behandelt. Vielleicht liegt dem lateinischen Werk ein deutsches Original zu Grund. — Der Inhalt des Waltariliedes (s. dasselbe in V. Scheffels „Ekkehard") ist folgender. Walther, ein Königssohn von Aquitanien, und Hildegund, seine Verlobte, eine burgundische Königstochter, wurden von dem Hunnenkönig Attila als Geiseln nach Ungarn entführt. In Sehnsucht der Heimat gedenkend gelingt es beiden, zu entfliehen. Mit reichen Schätzen kommen sie an den Rhein. König Gunther zu Worms will sie ihnen rauben und sendet darum zwölf Helden zu ihrer Bekämpfung aus. In den Vogesen treffen sie auf einander. Elf von den Angreifern werden erschlagen; dann erfolgt Versöhnung, Walther gelangt in seine Heimat, vermählt sich mit Hildegund und besteigt dort nach des Vaters Tod den Königsthron.

Ruodlieb, eine Art Ritterroman, soll von dem Mönch Fromund in Tegernsee (c. 1000) herrühren. Dem Hexameter ist hier auch der Reim beigesellt. Der Inhalt des Gedichts ist nicht der nationalen Heldensage, sondern einem fremden Gebiet entnommen, bringt Abenteuerliches, Sonderbares und Wunderbares. Insoferne ist der Ruodlieb ein unverkennbarer Vorläufer von der sogenannten romantischen Poesie (s. mittelhochdeutsche Zeit).

In Roswitha begegnet uns „die älteste deutsche — aber lateinisch schreibende — Dichterin." Sie war Nonne im Kloster Gandersheim bei Göttingen (zur Zeit der drei Ottonen), in jener dunkeln Zeit hoch hervorragend als ein großes Licht. Mit der klassischen Litteratur war sie so vertraut, daß sie nach lateinischen Mustern eine Menge von Poesien schuf. Es werden ihr zugeschrieben sechs Komödien, mehrere Legenden, ein Epos über Otto d. G. u. a.

Selbst die Tiersage, welche von grauer Vorzeit her sich unter den Germanen fortgepflanzt hat wie die Götter- und Heldensage, wurde im 10.—12. Jahrh. zu einem Gegenstand gelehrter Poesie gemacht und in lateinischer Sprache dargestellt. Das erste Werk dieser Art stammt von einem lothringischen Geistlichen her und heißt Ekbasis (Erlösung; Hauptinhalt: Feindschaft zwischen

Fuchs und Wolf); ein anderes, späteres war der Isengrimus (Wolf) und ein drittes Reinardus (Reineke). — Näheres über diesen Gegenstand s. in der nächsten Periode. —

Gegen Ende unsres Zeitraums kommt bei den gelehrten Dichtern die deutsche Sprache wieder mehr in Gebrauch. Ein Bruchstück von einer deutschen Dichtung aus dem Anfang des 11. Jahrh. ist z. B. Merigarto (Meergarten, d. h. die Erde); dasselbe redet von den Wassern auf der Erde, von Brunnen und Seen und ihren wunderbaren Wirkungen. — Ein Seitenstück dazu ist die Beschreibung vom Himmel, der himmlischen gotes burg mit ihrem ewigen Licht, goldenen Gassen, Perlenthoren u. s. w. Das Stück erinnert lebhaft an Ph. Nikolai's „Freudenspiegel des ewigen Lebens" (1598). — Andre Schriften dieser Art sind: die Bücher Mosis, die Schöpfung, die vier Evangelien, ein Lob auf Salomo, ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria u. s. w. — Eine durch poetische Schönheiten und tiefgemütliche Auffassung ausgezeichnete Dichtung ist „das Leben Jesu" von Frau Ava, einer österreichischen Klausnerin († 1127).

§. 8.

Die Volkspoesie und die Sagenkreise.

Obwohl vom 9.—11. Jahrh. die lateinische Dichtung weit aus die vorherrschende war, so ist doch auch in dieser Zeit der Brunnen der Volkspoesie nicht ganz versiegt. Da die gelehrten Dichter nicht aus dem Volk und nicht für das Volk schrieben, so hat sich der dichtende Volksgeist um so mehr auf sich selbst zurückgezogen und hat sich aus den sturmbewegten, großen Zeiten der Vergangenheit heraus seine Gebilde geschaffen. Die Völkerwanderung hatte so großartige Veränderungen gebracht, daß es an kräftigen, dauernden Nachklängen in Gemüt und Phantasie späterer Geschlechter nicht fehlen konnte. So entstanden neue Heldensagen. Bei denselben bildet allemal eine hervorragende Gestalt, ein Held im großen Stil, den Mittelpunkt, zu dem die Dichtung eine Reihe von andern Personen mit ihren Thaten und Schicksalen in Beziehung setzt. Daher redet man von Sagenkreisen. Wie frei auf diesem Boden die Phantasie gewaltet hat, sieht man daran, daß Geschichtliches und

Mythisches, Heidnisches und Christliches, Früheres und Späteres, Näheres und Ferneres ohne weiteres kombinirt wurde.

Die wichtigsten Sagenkreise sind folgende sechs (geographisch geordnet ist der Schauplatz von zweien am Rhein, dem fränkischen und burgundischen — von zweien im Süden, dem ostgotischen und lombardischen — von einem im Osten, dem hunnischen — und von einem im Norden, dem niedersächsisch-friesischen):

1. Der ostgotische Sagenkreis. Der Mittelpunkt in demselben ist der Amalunge Dietrich von Bern d. h. Theodorich von Verona, der als Ostgotenkönig zu Ravenna („Raben") und mitunter auch zu Verona („Bern") residierte; er starb 526. Seine Dienstmannen waren die Wölfinge, darunter der Waffenmeister Hildebrand und dessen Sohn Hadubrand. — Ein Ahne Theodorichs, der König Hermanrich, erscheint in der früheren Sage ebenfalls als ein großer Held; um den Hunnen nicht in die Hände zu fallen, nahm er sich als hundertjähriger Greis selbst das Leben (375).

2. Der hunnische Sagenkreis. Er gruppirt sich um den gewaltigen, gefürchteten Hunnenkönig Attila her. In der Sage heißt er Etzel und seine Burg hat er zu Ofen im Ungarlande. Als seine erste Gemahlin wird Helche genannt; sein treuer Dienstmann ist Rüdiger von Bechlaren (eine unhistorische Person); sein Bruder heißt Blödel, sein Sohn von Kriemhilde Ortlieb; Werbelin und Swemlin sind die Sänger an seinem Hofe. Zu beachten ist, daß die Sage den Dietrich von Bern zu Etzels Gastfreund und Bundesgenossen macht. Attila † 453.

3. Der burgundische Sagenkreis. Ihm gehört an König Gunther zu Worms (nach der Geschichte wurde ein burgundischer König Gundikar von den Hunnen besiegt, 435); seine Mutter heißt Ute, seine Gemahlin Brunhild, seine Brüder Gernot und Giselher, seine Schwester Kriemhild; zu seinen Dienstmannen gehören Hagen und Volker.

4. Der fränkische oder niederrheinische Sagenkreis. Sein Mittelpunkt ist der größte aller Helden, der gehörnte (hürnin) Siegfried von Xanten am Niederrhein, Sohn des Königs Sigmund und der Königin Sigelinde; die burgundische Königstochter Kriemhild war seine Gemahlin.

5. Der norddeutsche oder niedersächsisch-friesische Sagenkreis. Als namhaftester Held in demselben erscheint Hettel in Friesland, der König der Hegelingen, dessen Tochter Gudrun von dem normannischen Königssohn Hartmut geraubt wurde; seine Vasallen sind Wate und Frute und der berühmte Sänger Horant.

6. Der lombardische Sagenkreis. Da kommen als Hauptpersonen vor König Rother (die Geschichte nennt einen lombardischen König Rothari, † 650), König Ortnit, Hugdietrich und Wolfdieterich; der Hauptschauplatz der Ereignisse ist die Lombardei (Lamparten), vornehmlich die Umgebung des Gardasees („Garten"); teilweise spielen die Abenteuer im südlichen Tirol und im Morgenland. —

Manche Dichtungen nehmen ihren Stoff aus mehreren Sagenkreisen zugleich; andre behandeln nur einen und wieder andre befassen sich blos mit einzelnen Teilen eines solchen. — Das Nibelungenlied z. B. nimmt seine Abenteuer aus vier Sagenkreisen, dem burgundischen, niederrheinischen, hunnischen und ostgotischen; Gudrun bewegt sich bloß in dem nordischen; das Hildebrandslied gehört dem hunnischen und ostgotischen an; das Waltarilied berührt den hunnischen und burgundischen; mehrere behandeln einzelne Episoden aus dem thatenreichen Leben von Dietrich, Siegfried u. a.

§. 9.

Die deutsche Predigt.

Karl d. Gr. hat, ermuntert durch Alkuin und die Kirchenversammlungen, mit Nachdruck darauf gedrungen, daß die Geistlichen dem Volk Predigten hielten, und hat ausdrücklich gefordert, daß es „nach der Eigentümlichkeit seiner Sprache" geschehe. Die Bischöfe sollten mit gutem Beispiel vorangehen und auf ihren Visitationsreisen Musterpredigten halten. Weil aber die Musterprediger sehr selten waren, darum ließ Karl durch Paul Warnefried eine Sammlung von Homilien aus den Schriften der alten Väter, des Ambrosius, Augustinus, Chrysostomus und Hilarius, anlegen; so entstand sein berühmtes homiliarium, das erste, zwar lateinisch verfaßte, aber zum Übersetzen bestimmte Predigtbuch. So viel wir wissen, war Karls Bestreben nicht ohne gute Frucht. — Rhabanus Maurus, der gelehrte Schüler Alkuins und einflußreiche Abt des Klosters

Fulda, setzte die Bemühungen Karls d. Gr., eine deutsche Predigt in Schwang zu bringen, eifrig fort; dies war auch höchst nötig, weil von der Zeit Ludwigs des Fr. an die lateinische Sprache in der Kirche wie in der Litteratur auf Kosten der deutschen bevorzugt wurde. Dabei hat wesentlich noch ein andrer Umstand mitgewirkt. Die Missionspredigt, welche selbstverständlich in der Landessprache geschah, wurde, da das Heidentum aus Deutschland allmählich verschwand, je mehr und mehr aufgegeben und an ihre Stelle trat die Kirchenpredigt. Weil nun aber die deutsche Kirche von Anfang an viel römische Elemente in sich aufnahm und die lateinische Sprache als Kirchensprache sich festsetzte, weil ferner auch bei dem Vorherrschen äußerlicher Ceremonien die christliche Unterweisung in den Hintergrund trat, so kam die Predigt in deutscher Sprache vom 9. Jahrh. an in bedeutende Abnahme. — Eine Kirchenversammlung zu Mainz (813) hatte wohl von den Geistlichen verlangt, daß sie alle Sonntage predigen sollten, und die Regel des Chrodegang von Metz machte den Klerikern wenigstens zwei Predigten im Monat zur Pflicht; allein der Stand der allgemeinen Bildung war damals zu niedrig, als daß mit bloßen Vorschriften zum Predigen viel ausgerichtet werden konnte.

Erst am Anfang des Mittelalters, wo durch die Kreuzzüge und die Predigerorden ein neues Leben erwachte und erweckt wurde, nahm auch die Predigt einen neuen und bedeutenden Aufschwung. —

Zum Schluß der ahd. Periode setzen wir eine kurze Probe von einem dem 11. Jahrh. angehörenden, in der Sprache schon dem Mhd. sich annähernden Predigt-Bruchstück hieher (s. Scholl, deutsche Litt.Gesch. I. S. 73 ff.). Da heißt es über Matth. 20, 1 ff.:

„Daz euangelium zelit uns, daz daz himilrich kelîh sî demo hûshêrro, der des morgenis fruo in sînan wînkarten samenôti dei werhliuti. Wer wirdit rehtere kikagenmazzit demo hûshêrren, denne unser hêrro, der heilige Christ? der dir rihtet alla, die er kiscuof, also der hûshêrro rihtet die imo untertânen. der hûshêrro ladôte allen den tac die werhliute in sînan winkarten: sumeliche fruo, sumeliche ze mittemo morgene, sumeliche ze mittemo taga, sumeliche ze nôna, sumeliche ana demo âbanda oder in suelîhemo cite si

imo zuochômen. Alsô gistilte unser hêrro, der almahtige got vone anakenge dere werlti unzi ana den ente die predîgâre ci sentenna zi dera lêra sînere irwelîtônô. Der winkarte pizeichinêt die gotis ê, in der dir kisellet unde kirihtet werdent elliu reht, alsô diu wînreba kerihtet wirdit in demo scuzzelinge. Dei werh, dei man dâr inna wurchen scol, daz ist diu mitewâre, diu chûske, diu kidult, diu guote, diu ensticheit unte andere tugendi des in keliche.“ —

Zweiter Teil.

Die mittelhochdeutsche Periode.

11.—15. Jahrhundert.

§. 10.

Allgemeiner Charakter des Mittelhochdeutschen.

Diese Periode, ungefähr vier Jahrhunderte umfassend, beginnt mit einer großartigen Bewegung der Völker und Geister, den Kreuzzügen, und sie hört da auf, wo die Vorzeichen zu einer neuen Zeit, dem Zeitalter der Reformation, hervortreten. Die Kreuzzüge brachten eine so tiefgehende und langdauernde, kirchliche und politische, äußere und innere Bewegung auch bei dem deutschen Volk hervor, daß ein epochemachender Einfluß auf sein Leben und Denken, auf Sprache und Litteratur nicht ausbleiben konnte.

Die Kreuzzüge begannen zwar in Italien und Frankreich; aber am zweiten und den folgenden nahmen auch deutsche Kaiser mit ihren Heeren ruhmvollen Anteil. Und die Beteiligung war eine kraftvolle und allgemeine, wie es bei dem Thatendrang, dem kirchlichen Eifer und der angebornen Wanderlust des deutschen Volkes nicht anders zu erwarten war. In den Jahrhunderten zuvor hat das Christentum das deutsche Volk friedlich durchdrungen und ihm das Bewußtsein gegeben, daß es unter Führung eines Kaisers das erste christliche Volk sei; nun galt es auch, für den Glauben zu kämpfen und für Christum, den schon lang in Liedern besungenen König, ins

Feld zu ziehen. — Außer dieser großartigen Erregung der Geister haben die Kreuzzüge noch eine weitere Bedeutung. Zuvor war das deutsche Volk ziemlich abgeschlossen und sein Horizont ein engbegrenzter. Nun kam es in die mannigfaltigste Berührung mit fremden Völkern; es lernte die Italiener und Franzosen mit ihrer feineren Bildung und die Griechen mit ihrer immer noch bedeutenden Gelehrsamkeit kennen, insbesondere aber erschloß sich ihm von jetzt an das Morgenland mit seinen merkwürdigen Ländern und Völkern, mit seinen reizenden Sagen und Märchen, mit all seinem Glanz und Zauber. Nimmt man noch dazu, daß die Thaten und Erlebnisse der Kreuzfahrer begeistert berichtet und gepriesen wurden, dann ist leicht zu begreifen, daß in damaliger Zeit die Gemüter in hohem Grade erregt und zum Singen und Sagen wie zu Kämpfen und Thaten entflammt werden mußten.

Die Sangeslust erwachte damals unter allen Ständen des Volks. Die Bürger, durch blühende Gewerbe und gewinnreichen Handel zu einem heiteren, behaglichen Lebensgenuß gelangt, stellten sich unter den Sängern ein und liebten die Sänger. Vornehmlich aber waren es die Adeligen, durch welche die Dichtkunst gepflegt, zu hohem Ansehen gebracht und zu einer noch nie dagewesenen Blüte erhoben wurde. Anfänglich war es mehr der niedere Adel, welcher von dem poetischen Hauch der neuen Zeit angefaßt wurde; später aber folgte auch der hohe Adel nach, und Ritter und Fürsten, selbst Könige und Kaiser rechneten es sich zur höchsten Ehre, unter die Sänger gezählt zu werden. Wo es nur hoch herging, da durfte die verklärende Weihe der Poesie nicht fehlen; zu den Festgelagen, Hochzeiten, Turnieren, Reichstagen u. dgl. wurden auch Sänger geladen. Ja die Kunst des Singens wurde endlich selbst zu einem Gegenstand von Wettkämpfen, wie der sogen. „Sängerkrieg auf der Wartburg“ erkennen läßt.

Ihrem Charakter nach ist die neue Litteratur, da sie namentlich von weltlichen Dichtern gepflegt wird und ihre Heimat hauptsächlich auf Burgen und an Höfen hat, nicht mehr strengkirchlich. Was die Form anbelangt, so finden sich mehr poetische als prosaische Erzeugnisse; besonders reich vertreten ist das Epos und die Lyrik. Die vorherrschende Sprache ist die schwäbische.

Die eigentliche Blütezeit fällt in das Zeitalter der Hohenstaufen (1138—1268), wo der Minnegesang seine reichste und schönste Entfaltung zeigt; nach dem Verfall desselben trat am Ausgang des Mittelalters eine zweite, doch minder bedeutende Blütezeit ein; dies im sogenannten Meistergesang.

§. 11.
Eigentümlichkeit der mittelhochdeutschen Sprache.

Die neue Zeit mit ihren tiefgehenden Bewegungen wirkte auch umgestaltend auf die Sprache ein. Diese Umgestaltung vollzog sich aber allmählich. Das reine Mittelhochdeutsch schließt sich nicht unmittelbar an das Althochdeutsche an; zwischen beiden erkennt man vielmehr eine Übergangsperiode. Während derselben haben die niederdeutschen Dialekte eine starke Einwirkung auf die hochdeutsche Sprache ausgeübt, was in vielen Wörtern und Wortformen zu Tage tritt. Diese Thatsache ist vielleicht daraus zu erklären, daß der Kaisersitz vom niederen und mittleren Deutschland in das höhere, südlichere verlegt wurde (Hohenstaufen). Auch die Ritterpoesie hat sich vom Niederrhein her nach Süddeutschland verbreitet. Bei Heinrich v. Veldecke, dem Vater der mhd. Poesie, kann man die genannte Spracheigentümlichkeit ganz deutlich wahrnehmen.

Was nun das eigentliche Mittelhochdeutsch anlangt, so zeigt es, entsprechend der reicheren Geistesbewegung und der feiner gewordenen Bildung der Zeit, im Vergleich mit dem Ahd. eine größere Beweglichkeit und Geschmeidigkeit in Ton und Ausdruck, dagegen verlor die Sprache an altertümlicher Kraft und an Wohlklang. Die volleren Vokale der Vor-, Ableitungs- und Biegungssilben werden vielfach in e abgeschwächt, welches zwar meist noch nicht so tonlos war wie im Nhd. Die ahd. Diphthongen uo, ou, iu und ei werden noch beibehalten, z. B. ahd. poum, mhd. boum, nhd. Baum; ahd. pruodar, mhd. bruoder, nhd. Bruder; ahd. liuti, mhd. liute, nhd. Leute; ahd. keiser, mhd. keíser Kaiser; andere in Gebrauch kommende Diphthongen sind ie, selten oi, io und ai. — Der Umlaut, welcher im Ahd. ganz fehlte und erst am Ende jener Periode nur als Umlaut von a = e aufzutreten begann, kommt jetzt häufig vor, z. B. ahd. horan, mhd. hoeren, nhd. hören, ebenso: furisto,

vuerste Fürst; kuning, kueneg König; salic, saelig selig. — Die Lautverschiebung rückt im Mhd. nicht mehr weiter, sondern bleibt auf der im Ahd. eingenommenen Stufe stehen, mitunter weicht sie auch wieder über dieselbe zurück; vgl. ahd. pruodar, mhd. bruoder, goth. brothar; ahd. karto, mhd. garten, goth. gards. — Die Konsonannten werden schon häufig, um eine künstliche Kürze zu bewirken, verdoppelt, z. B. ahd. scafan, mhd. schaffen; ahd. her, mhd. herr; ahd. niomer, mhd. nimmer; ahd. ritaere, mhd. ritter; doch auch noch jamer Jammer, man Mann, komen kommen, himel Himmel, got Gott, vol voll u. s. w. — Die Anlaute sl, sm, sn, scr, sw wurden gegen den Ausgang des Mittelalters allmählich aspirirt, z. B. slaf schlaf; smahi schmache Schmach; der snecco, der shnecke die Schnecke; screi schrei; sweigan, schweigen. Der Auslaut sc verwandelt sich in sch, z. B. tisc, tisch; fisc, visch Fisch; fleisc, vleisch Fleisch ꝛc. ꝛc. — Dehnung durch ein dem Vokal nachgesetztes h kommt nicht vor, also not Not, âne ohne, râten raten, tât That, teil Teil; auch Dehnung durch Verdopplung des Vokals findet sich noch nicht, z. B. hâr Haar, mer Meer, schar Schar, môs Moos. — Die Flexion verliert an Mannigfaltigkeit und die Sprachformen nähern sich schon bedeutend dem Nhd.; vgl. z. B. ahd. diorna, mhd. dirne, nhd. Dirne; keisula, gisel, Geisel; kitrakida, getregede, Getreide; liop, liep, lieb; lengizo, lengez, Lenz; calaupa, gloube, Glauben.

§. 12.

Die vornehmlichsten Pflegestätten und Pfleger der mittelhochdeutschen Litteratur.

a. Allüberall in deutschen Gauen erwachte die Lust zur Poesie. Von den Alpen bis zur Nordsee und vom Rhein bis zur Oder sproßten die Blüten des Liederfrühlings in bunter Menge hervor. Nachdem der erste Sang vom Niederrhein her erklungen war, folgte Süd- und Mitteldeutschland mit reichen Liedern nach (Norddeutschland als das Gebiet des niederdeutschen Dialekts bleibt hier außer Betracht). Fast alle oberdeutschen Länder weisen bekannte Dichternamen auf; von manchen Sängern aber ist uns die Heimat nicht bekannt.

Es sangen in Österreich: Walther von der Vogelweide (aus Tirol), Thomas von Zirkläre (aus Friaul), der Stricker, Ulrich von Lichtenstein und Ottokar (beide aus Steiermark), Suchenwirt, Rudolf v. Ems (Vorarlberg) — in Bayern: Wernher v. Tegernsee, Wernher der Gartenäre, Neidhart v. Reuenthal, der Verfasser des Winsbecke, dazu die Prediger David v. Augsburg und Berthold v. Regensburg — in Schwaben: Hartmann v. d. Aue, Gottfried v. Neuffen, Ulrich v. Winterstetten, Konrad v. Flecke — in Franken: Wolfram von Eschenbach, Konrad v. Würzburg, Hugo v. Trimberg (in Bamberg), Wirnt v. Gravenberg, der Tanhäuser, Hans Folz, Hans Rosenblüt, Hans Sachs — in Mitteldeutschland: Kaspar v. d. Rön, Heinrich Frauenlob (in Meißen), Hermann v. Fritzlar (in Hessen), Heinrich von Morungen — in den Rheinlanden: Friedrich von Hausen (aus der Pfalz), Gottfried von Straßburg, Reinmar der Alte (aus dem Elsaß), Heinrich von Laufenberg (im Breisgau), Barthel Regenbogen (in Mainz), Seb. Brant (in Straßburg), dazu die Prediger Tauler, Meister Eckart und Geiler (alle drei in Straßburg) — in der Schweiz: der Mönch Boner (in Bern), Dietmar von Aist und Ulrich von Zazichoven (beide im Thurgau) — endlich in Westfalen: Heinrich von Veldecke, der Zeit nach der erste bedeutende Sänger in unserer Periode.

b. Unter diesen zahlreichen Sängern befinden sich Geistliche und Laien, Bürgerliche und Adelige. Die letztgenannten aber zählen in ihren Reihen die meisten und bedeutendsten Poeten dieses Zeitraums. Begehrt und geehrt waren sie insbesondere auf den Burgen der Ritter und an den Höfen der Fürsten. Daher heißt auch die Poesie der damaligen Zeit Ritterpoesie oder höfische Dichtung. Manche Fürsten haben die Poesie nicht nur begünstigt, sondern sich auch durch eigene Dichtungen einen Namen gemacht, so Herzog Heinrich von Breslau, König Wenzel in Böhmen, Markgraf Otto in Brandenburg und mehrere aus dem Geschlecht der Hohenstaufen. Dieses glorreiche Kaiserhaus war die bedeutendste Pflegestätte der Ritterpoesie; außerdem wurde sie kräftig und lange gefördert am herzoglichen Hofe zu Wien und von den Landgrafen zu Thüringen.

Die Hohenstaufen (1138—1254; 1268) waren ein geistig

lebendiges und thatkräftiges Geschlecht. Sie haben zwar ihre beste Kraft verzehrt im Kampf mit dem Papsttum, aber eben durch diesen Kampf wurde das nationale Bewußtsein wach gerufen und gestärkt wie nie zuvor. Die großen Thaten, die hohen Bestrebungen und die tragischen Geschicke der Hohenstaufen mußten an und für sich schon wie eine großartige Poesie erscheinen und edle Gemüter zum Singen entflammen. — Friedrich I. Barbarossa ist vom Anfang seines Auftretens bis zu seinem traurigen Ende eine hochpoetische Gestalt und blieb fortan lebendig in Sage und Lied des deutschen Volkes (vgl. die alte Sage vom Kyffhäuser). — Friedrich II. war ausgezeichnet durch seine hohen Geistesgaben, sowie durch seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft; er war selbst ein trefflicher Dichter (vornehmlich in italienischer Sprache) und glänzte in den Reihen der Troubadours. Zu seiner Zeit stand die höfische Poesie in ihrer höchsten Blüte. — Auch Kaiser Heinrich VI. und Konradin werden in alten Schriften unter den Sängern aufgeführt; ersterer hat bekannt, daß er eher seiner Krone entbehren wollte als der Minne.

Die österreichischen Herzoge, welche als Pfleger der Poesie bekannt wurden, sind Leopold VI. und VII., Friedrich I. und II.; sie waren Zeitgenossen der Hohenstaufen.

In Thüringen war es vornehmlich die Wartburg, wohin die Wallfahrt so vieler und berühmter Sänger ging. Drei Landgrafen nach einander, Ludwig I., Ludwig II. und Hermann (in der Zeit von 1140—1216) haben den Ruhm, ihre schöne Burg zu der liederreichsten gemacht zu haben. Hermann, der Vater von Heinrich Raspe und der Schwiegervater der heil. Elisabeth, war sonst ein kriegerischer Fürst, aber doch auch ein eifriger Musenfreund. Zu seiner Zeit, im Jahr 1207, soll „der Sängerkrieg auf der Wartburg“ stattgefunden haben. Ob derselbe eine historische Thatsache ist, läßt sich nicht beweisen, aber auch nicht bestreiten. Immerhin hat der Gegenstand eine sagenhafte Ausschmückung erfahren. Die Sage, wie sie ein unbekannter Verfasser um 1300 in einer dialogisch ausgeführten Schrift gibt, lautet also. Sechs Dichter, welche am thüringischen Hofe lebten, nämlich Wolfram v. Eschenbach, Walther v. d. Vogelweide, Reinmar der Alte, Herr Biterolf,

Heinrich v. Ofterdingen und Heinrich v. Rispach, versammelten sich auf der Wartburg vor dem Landgrafen Hermann und seiner Gemahlin Sophia. Einer suchte den andern zu überbieten im Preise edler Fürsten; sie kämpften gegen einander mit Lieder und Rätseln. Der im Kampf Unterliegende sollte dem Henker ausgeliefert werden. Alle sangen das Lob des Landgrafen Hermann, nur Heinrich von Ofterdingen pries den Herzog Leopold von Österreich. Heinrich unterlag im Kampfe; von der Landgräfin geschützt bekam er ein Jahr Frist, um aus Ungarland den Dichter und Zauberer Klingsor (eine ganz mythische Person) als Schiedsrichter herbeizuholen. Klingsor kam nach langem Zögern, kämpfte besonders gegen Wolfram von Eschenbach und versöhnte schließlich die Sänger.

§. 13.

Die verschiedenen Arten der mittelhochdeutschen Dichtung.

a. Dem Charakter nach zerfällt die überaus reiche und mannigfaltige Litteratur des Mhd. in geistliche, Volks- und höfische Dichtung.

1. **Die geistliche Dichtung.** Auch jetzt noch, durch das ganze Mittelalter hindurch, namentlich aber am Anfang desselben, sind es Geistliche und Mönche, welche dichterisch und litterarisch thätig sind. — Die Gegenstände, welche sie behandeln, sind aber nicht bloß religiöse oder kirchliche, sondern vielfach auch weltliche. — Als Vertreter dieser Richtung sind anzuführen der Pfaffe Lamprecht und Konrad, Wernher von Tegernsee, Hugo von Trimberg, der Mönch Ulr. Boner, die Prediger Berthold, Eckart, Tauler, Thomas von Kempis u. a.

2. **Die Volksdichtung.** Ihr Träger ist das gemeine Volk. Einzelne Poeten können da in der Regel nicht genannt werden; vor der Dichtung selbst tritt der Urheber ganz und gar zurück. Die Volkssänger waren fahrende Leute, Spielleute, Fiedler (varnte liute; spilman, singaere, videlaere); auch gerne diet (d. h. Lohn begehrendes Volk) wurden sie genannt. Sie zogen von Ort zu Ort und sangen ihre Lieder auf Straßen und Märkten bei Volksfesten und Volksversammlungen. Nicht selten fanden sie auch Zutritt bei

Rittern und Fürsten, wie umgekehrt auch adelige Dichter bei dem gemeinen Volk sich hören ließen. Unter den Sängern auf der Wartburg erscheint auch einer aus des Landgrafen Hofgesinde und von dem bayrischen Ritter Neidhart von Reuenthal ist bekannt, daß er auch vor Bauern seine Lieder gesungen hat (man erinnere sich, wie auch in unsern Tagen ein bayrischer Herzog dem Volk mit seinem kunstreichen Zitherspiel Freude bereitete). — Und wovon sangen diese Volksdichter? von Volkstümlichem; teils von Naheliegendem und Gegenwärtigem, teils von den helden lobebaeren, von den arebeiten und striten und von den wunderlichen aventiuren vergangener Zeiten. Ihre Lieder sind einfach, schmucklos, naturwahr, lebendig und ansprechend; eingekleidet sind sie meist in die Form der sogen. Nibelungenstrophe. Die großartigsten und schönsten Erzeugnisse der Volksdichtung gehören dem Epos an: es ist das Nibelungenlied und die Gudrun.

3. **Die höfische Dichtung.** In den Kreisen der Ritter und Fürsten wurde feine Sitte gepflegt; der gesellige Verkehr war nach ausgewählten strengen Normen geordnet. Demgemäß mußte auch die höfische Poesie sorgfältig nach dem höfischen Anstand sich richten und um eine vollendete, glanzvolle Darstellung sich bemühen. Als Vorbilder hierin hatte man schon im Anfang unsrer Periode die Troubadours im südlichen und die Trouveres im nördlichen Frankreich angesehen (beide Ausdrücke, von trouver herkommend, bezeichnen solche Sänger, welche ein Lied nicht bloß vortragen, sondern selbst finden oder dichten konnten). In der Provence (Südfrankreich) hatte sich schon frühzeitig eine schöne, wohlklingende Sprache ausgebildet und unter günstigen äußeren Verhältnissen entwickelte sich an den dortigen Fürstenhöfen ein so feines, heiteres Leben, daß man es anderwärts, auch in Deutschland, nachzuahmen suchte. So berief der Kaiser Barbarossa provençalische Ritter zu sich, damit durch sie der Ton für die höfische Sitte angegeben würde. Die Sänger der Provence gehörten meist dem niederen Adel an; auch Frauen finden sich in ihren Reihen. Sie sangen vorzugsweise von Minne; die üblichsten Formen waren die Canzonen (für lyrische Gedichte), Tenzonen (Streitgedichte) und Sirventes (Gedichte über Herrendienst). Ein Hauptvertreter der letzteren Gattung

war Bertran de Born (nach einem Gedicht von L. Uhland hat dieser verfolgte und gefesselte Sänger auch das Herz eines zornigen Königs gerührt). Nachdem die Albigenserkriege die Provence verheert und die Ritter den Adel ihrer Gesinnung verloren hatten, entartete der provençalische Gesang und machte sich niederen Leidenschaften dienstbar. — Die Trouveres im nördlichen Frankreich haben weniger die lyrische, als vielmehr die epische Poesie gepflegt; zu ihnen gehörte jener fruchtbare Christian von Troyes, welcher in Deutschland hauptsächlich durch Hartmann v. d. Aue nachgeahmt wurde.

Die Stoffe, welche die höfischen Dichter in ihren Epen behandelten, waren in der Regel nicht mehr antik und national, sondern fremd, neu, wunderbar, seltsam, meist von den romanischen Völkern entlehnt; daher heißt man ihre Poesie romantisch. Ihre aventiuren haben, wie Wirnt van Gravenberg bemerkt, „fremdiu maere und fremde namen". — Die wichtigsten dieser fremden Mären sind folgende:

Die britische oder bretonische Sage von dem König Artus und der Tafelrunde. König Artus zu Carduel in Wales residierend, war der letzte, heldenmütige Verteidiger der celtischen Nationalität gegen die nach Britannien gekommenen Angelsachsen (542). Seine durch höfische Tugenden ausgezeichnete Gemahlin heißt Ginevra. In der Umgebung des Herrscherpaares befinden sich viel tausend tapfere, edle Ritter und viele anmutige, feine Frauen. Den Kern dieses auserwählten Kreises bildet die Tafelrunde d. h. zwölf der tapfersten, edelsten, an einer runden Tafel sitzende Ritter, welche die höchste Ehre drein setzen, ihren Stand durch hohe Tugenden und ritterliche Tapferkeit zu zieren. Daher ziehen sie durch alle Länder, um Schwache, besonders Frauen, zu schützen, Übermütige zu demütigen, Bezauberte zu befreien, Riesen zu bändigen u. s. f.; haben sie gute Ritterschaft gethan, dann kehren sie als Auserwählte an Artus Hof zurück. Zu den berühmtesten dieser Helden gehört: Parcival und sein Sohn Lohengrin, Tristan, Iwein, Erek, Wigalois und Lanzelot.

Die spanische Sage vom heil. Gral (vom altfranz. gréal = Schüssel). Der h. Gral soll eine aus Jaspis gearbeitete

Schüssel gewesen sein, die Jesus beim Brotbrechen gebraucht und in welcher hernach Joseph von Arimathia das Blut aufgefangen habe, welches beim Lanzenstich aus Jesu Seite geflossen sei. Es wurden ihm Kräfte ewigen Lebens zugeschrieben. Von den Engeln wurde er so lange in der Luft gehalten und behütet, bis ihm Titurel, ein Königssohn aus Anjou, auf dem Berge Monsalvatsch (mons salvationis) eine Burg erbaute. Dort wird er bewahrt von geistlichen Rittern (die der Tafelrunde sind weltliche). Zu ihnen, den von Gott Auserwählten, zu gehören, war das größte Glück; aber nur durch Demut und Selbstverleugnung konnte man desselben teilhaftig werden. Wer durch Gottes Führung zur Gralburg gelangte, durfte an ihrem Hort nicht gleichgiltig vorübergehen, sondern mußte nach den Wundern des h. Gral fragen, wenn er der Lebenskräfte desselben teilhaftig werden wollte. — Diese spanische und jene britische Sage sind durch französische Dichter nach Deutschland gekommen.

Die französischen Sagen über Karl den Großen; dazu gehört: Flore und Blancheflur, Willehalm, Roland u. a.

Die der antiken Zeit entnommenen Sagen von der Argonautenfahrt, dem trojanischen Krieg, von Odysseus und Alexander.

Endlich sind noch zu nennen kirchliche Sagen, Legenden vom heil. Georg, von Barlaam und Joseph, von Alexius, von Maria u. s. w. —

Was die Form der höfischen Dichtung anbelangt, so ist in ihr nicht die Nibelungenstrophe des Volksepos verwendet, sondern sie schuf sich eine eigentümliche Gestalt. Die Poesie bewegt sich immer in Reimpaaren; zwei kurze Verse (Zeilen), je mit drei oder vier Hebungen, sind durch den Reim mit einander verbunden; eine Zusammenfassung dieser Reimpaare zu größeren oder kleineren Strophen findet da nicht statt. Zum Exempel dienen folgende Zeilen (aus Ulr. Boners „Edelstein“):

Ein weidman vîeng ein vögellin,
daz was klein, stolz unde vîn,
ein nahtegal was ez genant.
Als schier erz nam in sine hant,

und ez ertoedet wolte han,
daz vögelin sprach: nu lâ mich gân!
du macht nicht werden sat von mir,
drî lêre wil ich geben dir u. s. w.

b. Fragen wir nach den Gattungen der mhd. Dichtung, so begegnet uns eine reiche Produktion in der Prosa und eine noch viel reichere in den verschiedenen Zweigen der Poesie.

Die Prosa ist vertreten mit Erzählungen, Chroniken, Rechtsbüchern, Satiren, Fabeln, Predigten und Übersetzungen. — Die Poesie hat sich glänzend entfaltet im Epos (Volks- und Kunstepos), sodann in der höfischen Lyrik (Minnegesang), in der zweiten Hälfte unsrer Periode in der bürgerlichen Lyrik (Meistergesang); daneben kommt auch nicht wenig Didaktisches zum Vorschein, es zeigen sich die ersten Versuche im Drama und neben der weltlichen Lyrik treibt auch die geistliche schon schöne Blüten. Es sind also jetzt zum erstenmal alle Gattungen der Poesie mehr oder weniger, in höherer oder niederer Ausbildung vertreten.

Wollen wir die mhd. Periode nach ihrem zeitlichen Verlauf gliedern, so müssen wir drei Zeiträume unterscheiden.

1. Die Vorbereitungszeit von 1150—90.
2. Die Blütezeit der höfischen Poesie von 1190—1300.
3. Die Blütezeit der bürgerlichen Poesie von 1300—1500.

Erster Abschnitt.

Die Vorbereitungszeit von 1150—1190.

§. 14.

Die wichtigsten Dichtungen aus dieser Zeit.

Dieselben unterscheiden sich von denen der unmittelbar hernach kommenden Blütezeit durch folgende Merkmale: die Sprache ist noch ziemlich rauh, der Versbau minder geregelt, der Reim nicht sorgfältig und die Verfasser sind meist nicht mit Namen genannt. Die hieher gehörigen Dichtungen behandeln Gegenstände a. aus der Legende und Geschichte — b. aus der karolingischen Überlieferung — c. aus der mit Orientalischem vermischten deutschen Sage — d. aus der antiken Zeit — e. aus der Tiersage.

a. Legende und Geschichte:

1. **Lobgedicht auf die heil. Jungfrau**, verfaßt um 1172 von dem Priester Wernher von Tegernsee. Es sind drei Lieder von der frommen Magd des Herrn („triu liet von der maget“). Das erste erzählt Marias Herkommen, das zweite beschreibt ihre Jungfrauenzeit und das dritte betrachtet sie als Mutter Jesu.

2. **Legende von Pilatus**. Er soll der Sohn eines Königs in Mainz und einer Müllerstochter gewesen sein. Wegen Brudermord sei er nach Rom und wegen neuer Blutschuld nach Pontus (daher Pontius) geschickt worden; nachher habe er den Auftrag erhalten, die Juden zu bezwingen.

3. **Das Annolied**, ein Lobgesang auf den i. J. 1075 gestorbenen und 1183 heilig gesprochenen Erzbischof Anno von Köln (maere von Sente Annen). In seine Biographie wird Biblisches, Geschichtliches und Sagenhaftes in bunter Weise verwoben. Um recht gründlich zu sein mit seiner Erzählung, beginnt der Verfasser mit der Schöpfung der Welt, kommt dann auf den Anfang des neuen Testaments, von den Aposteln und Heiligen zu dem heil. Anno, sodann auf die Gründung der Weltreiche und der Stadt Köln, weiter auf die Mission unter den Deutschen (Petrus sandte Prediger zu den Franken) und endlich wird Anno nach Charakter, Thaten, Leiden und Ende geschildert und gepriesen.

4. **Die Kaiserchronik** („der keiser und der kunige buoch“) ist in Versen abgefaßt, mischt Geschichte, Legenden und Fabeln untereinander, erzählt von römischen und deutschen Kaisern und zwar von Cäsar an bis auf Konrad III. Nach der Einleitung wollte aber der Verfasser lautere Wahrheit erzählen. Seine Schrift stimmt mit dem Annolied vielfach wörtlich überein.

b. Aus der karolingischen (kerlingischen) Überlieferung stammt **das Rolandslied** („Ruolantes liet“), bearbeitet nach einem französ. Original von dem Pfaffen Konrad um 1130. Es behandelt eine historisch unbedeutende, aber in der Sage zu großer Bedeutung erhobene und in vielen Sprachen besungene Sache, nämlich den Heldentod von Karls d. Gr. Neffen Roland im Thale Roncevalles. — Karl d. Gr. zog, so wird erzählt, mit einem großen Heere und zwölf Fürsten gegen die Saracenen in Spanien. Dieselben

werden überwunden und bekehrt. Auf dem Rückzug wird Roland mit der Führung der Nachhut betraut. In den Pyrenäen wurde er von Marsilie, dem König von Saragossa, und seinen Verbündeten überfallen; er gab dem in Aachen weilenden Kaiser von seiner Bedrängnis Kunde durch die gewaltigen Töne seines Hornes Olifant. Die erbetene Hilfe kam aber zu spät. Die Helden fielen alle; der tötlich verwundete Roland zerschlug sein Horn an einem Ungläubigen, sein Schwert Durendart versuchte er an einem Felsen zu zerschmettern, endlich wurde er überwunden und als er betend verschied, da bebete die Erde, Sturmwinde brausten, Blitze zuckten durch die Luft und der lichte Tag wurde zur finsteren Nacht. Karl weinte Blut über den gefallenen Helden; die Feinde schlug er wieder zurück, und an Genelun, Rolands Stiefvater, durch dessen Verrat der Überfall geschehen war, wurde zu Aachen schreckliche Rache genommen. — Die eigentliche Idee des Liedes ist der siegreiche Kampf des Christentums mit dem Heidentum; Rolands Tod ist ein Abbild der im Unterliegen triumphirenden Kirche. Kaiser Karl erscheint als der Schutzherr der Christenheit, als „ein teuerlicher Mann, wie er das Reich Gottes gewann.“ — Vgl. Ariosts „Orlando furioso“ (1516).

c. Aus der deutschen, aber mit Orientalischem vermischten Sage:

1. **Herzog Ernst.** Die Sage berichtet von ihm also. Er war der Sohn eines bayrischen Herzogs und dessen Gemahlin Adelheid, welche in zweiter Ehe die Hand dem Kaiser Otto reichte. In Folge von Verleumdungen verliert Ernst sein Erbe, wird in die Acht gethan und kommt in blutigen Krieg mit seinem kaiserlichen Stiefvater. Zur Flucht genötigt unternimmt er einen Kreuzzug. Unter viel Gefahren kommt er ins Morgenland. Er entdeckt da eine wundervolle Burg, kämpft mit dem König des langhalsigen Schnabelvolks, besteht Gefahren auf dem Lebermeer und am Magnetberg, findet einen herrlichen Edelstein, den er für die deutsche Kaiserkrone bestimmt, kommt ins Land der Einäugigen, der Plattfüßler, der Langohrigen, der Zwerge und Riesen, kämpft zum Schutz der Christen gegen die Heiden und endlich kehrt er wieder in sein Herzogtum zurück.

2. **König Rother.** Er hatte seine Residenz zu Bari in Apulien und ließ durch zwölf Gesandte um die Tochter des Königs zu Kon-

stantinopel werben. Da dieselben dort eingekerkert wurden, so zog er selbst nach Konstantinopel und es gelang ihm, mit List die Königstochter zu entführen. Sie wurde ihm wieder abwendig gemacht, aber nach einem zweiten kühnen Zug ward sie ihm zur Gemahlin gegeben. König Pipin ist ihr Sohn und ihr Enkel Karl.

d. Aus der antiken Zeit:

1. **Das Alexanderlied** von dem Pfaffen Lamprecht. Es enthält die Geschichte Alexanders mit einer Menge phantastischer Zugaben. Alexander kommt nach seinen Siegen über den Perserkönig in das Wunderland Indien, wo er die lieblichen Blumenkinder schaut und mit Riesen kämpft; er gelangt bis ans Ende der Welt und endlich will er auch die Engelscharen des Himmels sich unterwerfen. An der Pforte des Paradieses wird er aber zur Demut gewiesen; bußfertig und begnadigt starb er.

2. **Die Eneide** des Heinrich von Veldecke. Die Dichtung schließt sich mit ihrem Inhalt im allgemeinen an die Äneis des römischen Dichters Virgil an, ist aber, wie manches Werk in dieser Periode, nach einer französischen Bearbeitung ausgeführt. — Äneas verläßt, so erzählt der Dichter, das brennende Troja und kommt zur Königin Dido. Diese will ihn festhalten, er entflieht aber und gelangt nach Latium in Italien. Durch einen glücklichen Zweikampf gewann er da die Königstochter Lavinia, welche zuvor einem italischen König versprochen worden war, und aus der Ehe mit ihr stammt Romulus und seine Nachkommenschaft her; als letztes Glied derselben wird Augustus angeführt, unter dem der Heiland der Welt geboren wurde. — Das Gedicht ist sehr umfangreich und zählt nicht weniger als 13000 Verse (Zeilen). Es ist nicht streng episch gehalten, sondern trägt zugleich lyrische Art an sich; die Minne ist nämlich Mittelpunkt und Hauptmotiv in der ganzen Erzählung. — Reim und Metrum ist da pünktlicher gehandhabt als zuvor und daher kann diese Schrift den Übergang bilden zu den klassischen Dichterwerken der nächsten Periode. — Heinrich vollendete sein Werk 1184 zu Neuenburg an der Unstrut, nachdem er es zu Cleve am Niederrhein mehrere Jahre zuvor begonnen hatte.

e. Aus der Thiersage:

Reinhart Fuchs von Heinrich Glichesäre (Gleisner), einem

pseudonymen Dichter aus dem Elsaß. — Die uralte deutsche Tiersage wurde in der Litteratur zuerst lateinisch behandelt und so trafen wir am Ausgang des Ahd. die Ekbasis, den Isengrimus und den Reinardus (jene entstanden zu Lothringen, die beiden letzteren zu Flandern). Merkwürdigerweise wird nun eine französische Bearbeitung dieser Sage („le roman du Renart“) die Veranlassung, daß sie nach Deutschland zurückkommt und da in die deutsche Litteratur eingeführt wird. — Das Werk Heinrichs des Gleisners ist aber nur noch in Bruchstücken vorhanden. Es handelt hauptsächlich von dem Erzmissethäter Fuchs und von dem durch eben diesen immer wieder in Gefahr gebrachten Wolf (Isengrimes nôt). Der Inhalt ist kurz folgender. Reinhart der Fuchs kommt durch seine bösen Streiche in allerlei Unglück. Drum sucht er seiner List auch Stärke beizugesellen und verbindet sich mit dem Wolf zur Ausführung gemeinsamer Abenteuer, die aber alle auf Kosten des letzteren ausgeführt werden. Als König Vrevel, der Löwe, krank wurde, kommt endlich auch der oft vor Gericht geladene Fuchs, er heilt den König, vergiftet ihn aber darnach, damit er fernerhin ungehindert seine Missethaten ausüben kann.

Zweiter Abschnitt.

Die Blütezeit der höfischen Poesie von 1190—1300.

Epos und Minnegesang.

§. 15.

Die vier großen höfischen Epiker.

a. **Heinrich von Veldeke** führt aus der Vorbereitungszeit herüber in die eigentliche Blütezeit der höfischen Poesie und wird gewöhnlich als „Vater der mhd. Poesie“ bezeichnet. Seine Schriften gehören dem niederrheinischen Dialekt an, leiten aber durch ihre gebildete Sprache, sorgfältigen Versbau und Reim, durch ihren epischen und lyrischen Charakter deutlich eine neue Zeit ein. Rudolf von Ems heißt ihn einen weisen Mann, der das rime rihten (Reime richten) begann, und Gottfried von Straßburg rühmt von ihm: „er imphete daz erste rîs in tiutscher zungen, dâ von sît este er-

sprungen etc. etc.“ (er impfete das erste Reis in deutscher Zungen, davon sind Äste entsprungen 2c. 2c.). — Er stammt aus den Niederlanden her und gehört einem ritterlichen Geschlecht an. An dem Hof zu Cleve trat er zuerst als Dichter auf und hernach finden wir ihn bei dem Pfalzgrafen Hermann zu Sachsen und Thüringen (Wartburg). Im Jahr 1184 wohnte er dem glanzvollen Feste an, welches Kaiser Barbarossa in Mainz zur „Schwertleite“ (Ritterweihe) seiner beiden Söhne veranstaltete. — Über das Epos des Heinrich, **die Eneide**, s. oben S. 50; über seine lyrischen Dichtungen s. unten beim Minnegesang.

b. **Wolfram von Eschenbach.** Seine Heimat ist das mittelfränkische, nicht weit südöstlich von Ansbach gelegene Städtchen Eschenbach. Er war zwar ein armer Ritter, aber er fühlte sich doch reich und glücklich im Besitze hoher Sangesgaben. Lesen und Schreiben hatte er nicht gelernt; „swaz an den buochen stêt geshriben, des bin ich kunstelôs beliben.“ Dennoch besaß er mannigfache und gründliche Kenntnisse und war ein rechter Meister der Sprache; auch des Französischen war er kundig. Als wohl gewappneter Ritter zog er mit seinem Rößlein aus, teils um Ritterdienste zu thun, teils um seine Gesänge hören zu lassen. Meist hielt er sich an dem Hofe des gastfreundlichen Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg auf, wo er mit Walther von der Vogelweide und Heinrich von Veldeke in Berührung kam und wo er wegen seiner Manneswürde und Geisteshoheit vor andern geschätzt wurde. Nachdem sein Gönner gestorben war, verließ er die Wartburg und begab sich in seine Heimat zurück. Dort starb er um d. J. 1220. In seinem Geburtsort Eschenbach wurde er begraben; dort ist ihm auch a. 1861 ein Denkmal errichtet worden. — Wolfram ist unter den deutschen Dichtern des Mittelalters der tiefsinnigste und großartigste, in seinen Dichtungen ausgezeichnet durch planmäßige Anordnung, christliche Tiefe und reiche Fülle der Gedanken, sowie durch sittlichen Ernst. Die Sprache ist aber oft dunkel und rätselhaft.

Seine drei epischen Hauptwerke heißen: Parcival, Titurel und Willehalm.

1. **Der Parcival** ist eines der großartigsten, geistvollsten und lehrreichsten Dichterwerke in der deutschen Litteratur, unter den Kunst-

epen ebenso als Perle hervorglänzend wie das Nibelungenlied unter den Volksepen. Der Inhalt, welcher der Artus- und Gralsage entnommen ist (s. S. 45), ist folgender. — Parcival stammt von dem Geschlecht der Gralskönige ab. Sein Vater, der auf einem Kriegszug umkam, heißt Gamuret und die Mutter Herzeloide. Zu Soltane, in stiller Waldeinsamkeit, wird er nach bäurischer Einfalt erzogen; die Thaten des Rittertums bleiben ihm verschwiegen. Dennoch kommt er mit Rittern in Berührung und er begehrt selbst Ritter zu werden. Die Mutter sucht ihn hieran zu verhindern. Er kommt aber doch an den Hof des Königs Artus zu Nantes und wird sogar gewürdigt unter die Ritter der Tafelrunde aufgenommen zu werden. Er zieht auf Abenteuer aus, befreit die Königin Konduiramur von ihren Bedrängern, nimmt sie zur Gattin und trifft mit dem Ritter Gurnemanz zusammen, der ihm unter anderm die Lehre gibt, daß er nicht viel fragen soll (so weit der erste Teil). — Von Heimweh nach der Mutter getrieben verläßt Parcival seine Gemahlin. Da kommt er unverhofft an die Gralsburg, wo sein Oheim, der König Anfortas, krank darnieder liegt. Derselbe soll gesund werden, sobald ein fremder Ritter von selbst nach dem Leiden des Königs frage. Parcival versäumt zu fragen; sein Oheim wird nicht geheilt und er verscherzt zugleich den ihm zugedachten Besitz der Gralsburg. Zu spät erfährt er, wo er gewesen; in wehmütigem Sinnen versunken und mächtig von Heimweh gequält zieht er fort, kommt wieder an Artus Hof, wird aber da wegen seines hartnäckigen Schweigens verflucht; von da an irrt er trotzig und zweifelnd in der Welt umher (bis daher der zweite Teil). — Nach vier Jahren, an einem Karfreitag, kommt er zu dem Einsiedler Trevrizent, seinem Oheim; durch ihn wird er zur Buße geführt, erhält Aufschluß über die Geheimnisse des heil. Gral und erfährt, daß er durch Demut in den Besitz desselben gelangen werde. Von jetzt ab gelingt es ihm, die weltlichen Ritter, deren Haupt Gawein ist, und ebenso seinen gegnerischen Halbbruder Feirefiz zu überwinden; er wird wieder in die Tafelrunde aufgenommen, macht seinen kranken Oheim gesund, wird endlich selbst König des heil. Gral und vererbt diese Würde auf seinen Sohn Lohengrin, welcher hernach die Herzogin von Brabant zur Gemahlin gewinnt, aber, als diese trotz Verbots nach seiner

Herkunft fragt, durch ein Schiff mit einem Schwan wieder zur Gralsburg zurückgeführt wird (dies der dritte Teil).

Den genannten drei Teilen entsprechend, läßt das Gedicht in der Entwicklungsgeschichte des Parcival drei Stufen unterscheiden: 1. tumpheit, kindische Einfalt und Unbesonnenheit; 2. zwîvel, Zwiespalt mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst; 3. saelde, höchstes Glück, Seligkeit. — Die lehrreiche Idee ist: der Mensch irrt im Streben nach dem Höchsten, in Stolz und Hochmut wendet er sich ab von Gott, aber durch Welt- und Selbstverleugnung kehrt er wieder zu Gott zurück. — Der Anfang des Gedichts lautet: „Verderben wird der Seele kund, wohnt Zweifel in des Herzens Grund, wenn unstet edlen Manns Gedanken bunt zwischen Treu und Untreu wanken; in Zier und Schmach steht dann sein Preis, er ist wie Elstern schwarz und weiß.“

2. **Titurel.** So hieß Parcivals Urgroßvater, der erste Gralkönig (s. S. 46). Dies Epos, in zwei Bruchstücken bestehend, ist eine Jugendarbeit Wolframs und handelt hauptsächlich von Titurels Enkelin, Sigune, und von ihren Beziehungen zu Schionatulander. Es wurde von einem späteren Dichter, Albr. von Scharffenberg, zu einem größeren Ganzen umgearbeitet.

3. **Willehalm von Oranse** war ein Sohn des Grafen von Narbonne; er raubte die arabische Königstochter Arabele, ließ sie taufen und nahm sie zur Gemahlin. Um deßwillen hatte er einen schweren Kampf mit ungeheuren Scharen der Heiden zu bestehen. — Dies Werk, das letzte von Wolfram, blieb unvollendet, wurde aber von andern Dichtern vervollständigt.

c. **Gottfried von Straßburg** gehörte dem bürgerlichen Stande an und hieß darum nicht „Herr“, sondern „Meister“. In seiner Vaterstadt war er Stadtschreiber. Nach Form und Inhalt seiner Poesie bildet er zu Wolfram einen auffallenden Gegensatz. Wolfram ist ernst und würdig, tiefsinnig und erhaben, dunkel und rätselhaft, Gottfried dagegen heiter und leicht, mitunter frivol, glatt und klar; er übertrifft jenen an Glanz, Fluß und Feinheit der Darstellung, aber jener steht weit über ihm durch die Hoheit seines Geistes und den Adel seiner Gesinnung. Und während Wolfram so bedeutungsvoll das Sehnen und Trachten des Menschen-

Herzens nach den höchsten Gütern darstellt, so redet Gottfried vom weltlichen Rittertum und von sinnlicher Liebe. Sein episches Hauptwerk, das aber unvollendet blieb, heißt **Tristan und Isolte**, worin ersterer als Werber und als Entführer der letzteren, der Gemahlin seines Oheims, erscheint. Der sittliche Standpunkt des Gedichts ist ungefähr derselbe wie in Goethes „Wahlverwandtschaften".

d. **Hartmann von der Aue.** Er war ein schwäbischer Ritter und stand im Lehensverhältnis zu den Herren von der Aue. In seiner Jugend hatte er eine gelehrte Bildung empfangen und verstand auch das Französische; er begleitete den Kaiser Barbarossa auf seinem Kreuzzug (an welchem sich auch der pfälzische Dichter Friedrich von Hausen beteiligte) und starb zwischen 1210 und 1220. Er selbst sagt im Eingang seines „Armen Heinrich" von sich: „ein ritter sô gelêret was, daz er an den buochen las, swaz er daran geschriben vant, der was Hartman genant, dienstman was er ze Ouwe." Seiner poetischen Bedeutung nach steht er zwischen Wolfram und Gottfried, gute Eigenschaften mit diesem und jenem teilend; was ihn aber besonders auszeichnet, das ist die echt künstlerische Gestaltung und maßvolle Behandlung des Stoffs. Seine Haupttugend ist nämlich diu mâze, die Mäßigung, worauf nicht nur der gute Ton im höfischen Verkehr, sondern auch das klassische Maßhalten im poetischen Schaffen beruhte. Von Hartmann haben wir, außer lyrischen Gedichten (s. unten), vier epische Werke: Erek der Wunderäre und Iwein (zwei Heldengedichte), Gregorius auf dem Steine (eine Legende) und der arme Heinrich (eine Erzählung).

1. **Erek der Wunderäre** (Wunderthäter) oder Erek und Enite. Erek, ein Ritter von der Tafelrunde, gewinnt als Kampfpreis die Königstochter Enite und zieht auch noch als Gatte, um nicht zu „verliegen", auf ritterliche Abenteuer aus, wobei Enite ihn begleitet und treulich warnt. Das Ganze ist eine Verherrlichung von Ritterehre und Frauentreue. Es ist Hartmanns frühestes Gedicht.

2. **Iwein**, ebenfalls ein Ritter von der Tafelrunde, führt allerlei Abenteuer aus, gewinnt dadurch eine Gattin, verläßt sie wieder, vollbringt mit Hilfe eines Löwen verschiedene Befreiungskämpfe und gewinnt die Huld seiner Gattin wieder. — Dies und

das vorige Epos sind einem französischen Original des Christian von Troyes nachgebildet.

3. Die Legende **Gregorius** auf dem Steine beruht auch auf einem franz. Vorbild. Gregor, ein Fürstenkind aus Aquitanien, ist eigentlich ein deutscher Oedipus; um seiner und seiner Eltern Sünde willen lebt er siebenzehn Jahre lang als Büßer auf einem Meerfelsen; nachdem die Schuld versöhnt, wird er durch eine himmlische Stimme für rein erklärt und später zum Pabst erwählt.

4. **Der arme Heinrich** gleicht dem Gregorius darin, daß er durch bußfertige, demütige Ergebung der Gnade und Hilfe Gottes teilhaftig wird; jenem deutschen Oedipus tritt hier ein deutscher Hiob zur Seite. — Die Erzählung lautet so. Heinrich v. Aue, ein Vorfahre von den Lehensherren des Dichters, wurde, da er längere Zeit in irdischem Glück gottvergessen dahin lebte, damit gestraft, daß ihn plötzlich die Miselsucht (Aussatz) befiel. Jedermann floh vor ihm und kein Arzt in der Nähe und Ferne konnte ihn heilen. Endlich wurde ihm durch einen Meister in Salerno der Bescheid, daß er durch das freiwillig hingegebene Blut einer reinen Jungfrau Heilung erlangen könne. Dieses Mittel verschmähend zog er in seine Heimat zurück, verschenkte seine Güter und ließ sich in der Familie eines seiner Pächter pflegen. Die Tochter des Hauses vernahm, was der Arzt in Salerno als einziges Heilmittel bezeichnet hatte, und sofort erklärte sie sich bereit, durch Vergießung ihres Blutes den Kranken zu retten. Sie begaben sich mit einander nach Salerno. Als aber die Jungfrau auf dem Punkt war, ihr Herzblut hinzugeben, da entschloß er sich, lieber seine Krankheit als eine göttliche Schickung zu tragen, denn die Unschuldige für ihn, den Schuldigen, sterben zu lassen. Seine bußfertige, geduldige Ergebenheit und der Jungfrau Opferfreudigkeit wird von Gott dadurch belohnt, daß ihm seine Gesundheit wieder geschenkt wird. Nachdem er, wie Hiob, zu neuem Wohlstand gelangt war, vermählte er sich mit der Retterin seines Lebens und weihte fortan sein Leben dem Dienste Gottes.

§. 16.

Andere höfische Epiker.

Die bisher beschriebenen großen Meister der Dichtkunst haben

einen mächtigen Anstoß zum Singen und Sagen gegeben. Viele Poeten sind von ihnen begeistert worden und suchten die gegebenen Vorbilder nachzuahmen. Sie blieben freilich im allgemeinen weit hinter diesen zurück, doch zeichnen sich mehrere von ihnen aus durch dichterische Gestaltungsgabe und Sprachgewandtheit. Dies hatten sie hauptsächlich durch den Vorgang Gottfrieds von Straßburg und Hartmanns von der Aue gelernt. Wir nennen folgende fünf (in historischer Aufeinanderfolge): Ulrich von Zazichoven — Wirnt von Gravenberg — Konrad von Flecke — Rudolf von Ems — und Konrad von Würzburg.

a. **Ulrich von Zazichoven**, aus dem Thurgau gebürtig, ist der Dichter des **Lanzelot;** er schuf dies Werk nach einem französischen Vorbild (um 1200). — Lanzelot, ein Neffe von dem König Artus, besteht in Mut und in Treulosigkeit eine lange Reihe phantastischer Abenteuer, überwindet einen starken Ritter, vermählt sich mit dessen Tochter und stirbt zuletzt mit ihr an einem und demselben Tage.

b. **Wirnt von Gravenberg**, ein hochberühmter Ritter aus Franken, dichtete auf Grund einer mündlichen Erzählung das umfangreiche, mit den wunderlichsten Abenteuern angefüllte Werk: **Wigalois**, der Ritter mit dem Rade (um 1210). Der Gegenstand gehört auch in das Gebiet der Artussage.

c. **Konrad von Flecke**, ein schwäbischer Ritter, ist der Verfasser eines mit viel Anmut und reiner Phantasie ausgeführten Werks: **Flore und Blancheflur** (d. h. Blume und Weißblume, Rose und Lilie, um 1215). Es gehört in den karolingischen Sagenkreis und schildert das Jugendleben der Großeltern Kaiser Karls. Flore und Blancheflur wurden am gleichen Tag geboren, miteinander erzogen, dann von einander getrennt, sie finden sich wieder, werden zum Tod verurteilt, begnadigt, kommen in die Heimat zurück und reichen sich die Hand zum Ehebund, nachdem Flore, der von heidnischer Abkunft war, zuvor ein Christ geworden war. Beide starben hundert Jahre alt am gleichen Tage. Ihrer Ehe entsproßte Bertha, die Mutter Karls d. Gr. (sie ist es, auf welche das Sprichwort sich bezieht: „die Zeit ist hin, wo Bertha spann").

d. **Rudolf von Ems** (Hohenems im Vorarlberg) war ein ge-

lehrter, fruchtbarer und in edlem, frommem Sinne schreibender Dichter; er starb in Italien i. J. 1254. — Von ihm ist: **der gute Gerhard.** Derselbe war ein reicher Kaufmann in Köln, der viel Gutes that ohne alle Selbstsucht; Kaiser Otto I. wurde angewiesen, bei dem schlichten Mann in Köln zu lernen, wie das Wohlthun anspruchslos geschehen müsse. — Ferner die Legende: **Barlaam und Josaphat.** Josaphat, der Sohn eines indischen Königs, eines Christenverfolgers, wird durch Barlaam, einen weisen Christen, bekehrt und führt hernach in seinem Reich den christlichen Glauben ein. Die Erzählung bringt häufig Gleichnisse; eins davon ist „der Mann in der Grube"; vgl. dazu Rückerts Parabel „der Mann im Syrerland." — Weitere Werke Rudolfs sind: das Alexanderlied, Wilhelm von Orleans (der Eroberer), der trojanische Krieg und die Weltchronik (Geschichte des Alt. Test. und der heidnischen Völker; dies sein letztes Werk).

e. **Konrad von Würzburg,** ein fahrender Sänger von bürgerlicher Herkunft, der letzte unter den höfischen Dichtern, starb zu Basel i. J. 1287 (dort wird sein Grab noch gezeigt). Er gleicht seinem Zeitgenossen Rudolf v. Ems an Gelehrsamkeit und Fruchtbarkeit, übertrifft ihn aber noch an Reichtum der Phantasie und an Sprachgewandtheit. Von ihm sind folgende epische Dichtungen: **Engelhart und Engeltrut** (Engelhart, ein burgundischer Edelmannssohn, gewinnt einen treuen Freund und durch dessen Hilfe die dänische Königstochter zu Gemahlin, opfert hernach zur Heilung seines aussätzig gewordenen Freundes seine eigenen Kinder auf, findet diese aber zur Belohnung seiner Freundestreue doch lebend wieder) — **Otto mit dem Barte** (Kaiser Otto pflegte bei seinem Barte zu schwören; wegen eines an seinem Hofe vorgefallenen Mordes schwur er, an dem Thäter blutige Rache zu nehmen; Heinrich v. Kempten nötigt den Kaiser, indem er ihn auf den Boden wirft, zur Zurücknahme des Schwurs, wird dafür vom Kaiser verbannt, errettet diesen später in Todesgefahr und wird von ihm begnadigt) — **Der trojanische Krieg** (ein beispiellos breit ausgeführtes Werk mit 60000 Versen; viele christliche Völker, namentlich die Deutschen, nahmen auch am Kampfe Teil und stellten sich auf Seite der Griechen, die Trojaner hatten Heiden und Muhammedaner zu Bundesgenossen) — die Legenden: Der

heil. Sylvester (Pabst Sylvester bewirkt die Bekehrung Konstantins und seiner Mutter Helena durch die Wiederbelebung eines von den Juden getöteten Stiers) — Der heil. Alexius (entsagt dem bräutlichen und ehelichen Glück um des ewigen Lebens willen). — Über Konrad als Minnesänger s. unten.

§. 17.

Die Blüte des Volksepos: Nibelungenlied und Gudrun.

a. **Das Nibelungenlied** (der nibelunge liet; urspr. Titel: der nibelunge nôt). Bei diesem großartigen Epos fassen wir ins Auge: 1. den Inhalt — 2. die Darstellung — 3. die Entstehung — und 4. die Bedeutung.

1. Der Inhalt. — Das Lied besteht aus 39 Abenteuern in zwei Hauptteilen. Der erste Teil (Abenteuer 1—19) hat zu seinem Mittelpunkt Siegfrieds Mord, und der zweite Teil (Abenteuer 20—39) berichtet in der Hauptsache von Kriemhilds Rache.

Erster Teil. Zu Worms am Rhein wohnte der Burgundenkönig Gunther; an seinem Hofe lebten auch Gernot und Giselher, seine zwei Brüder, und viele gewaltige Helden, unter welchen der grimme Hagen von Tronje und der treue Volker von Alzei hervorragten. Dort wuchs auch Kriemhild, die Schwester des Königs, zur blühenden Jungfrau heran. Ein Traum kündete ihr einmal das traurige Los ihres künftigen Gatten an; sie faßte daher den Entschluß: ich will bleiben, wie ich bin. — Nun kam aber der weitberühmte Held Siegfried, ein Königssohn aus Xanten am Niederrhein, nach Worms, damit er um Kriemhild werbe. Er wurde freundlich aufgenommen, half dem König Gunther seine Feinde besiegen und bei dem Siegesfest war es ihm zum erstenmal vergönnt, Kriemhild zu sehen und zu sprechen. Nachdem er für Gunther die starke Jungfrau Brunhild, die Herrin von Island, gewonnen hatte, erhielt er Kriemhild zum Weibe und zog mit ihr in seine Heimat. — Nach zehn Jahren kamen sie auf Besuch nach Worms. Bei den hierbei veranstalteten Festspielen und noch mehr bei dem Kirchgange gerieten die beiden Frauen über die Vorzüge ihrer Gatten in

Streit und Kriemhild konnte sich nicht enthalten zu sagen, daß Brunhild nicht durch Gunther, sondern durch Siegfried überwunden worden sei. Brunhild wurde dadurch aufs tiefste gekränkt und sann sofort auf Rache. — Nun wurde durch falsche Boten Krieg angesagt und Siegfried war alsbald bereit, den Burgunden zu helfen. Kriemhild befahl ihren Gatten in den Schutz Hagens, nannte und bezeichnete ihm seine verwundbare Stelle zwischen den Schultern. Der Kriegszug wurde abbestellt, dafür aber eine Jagd angekündigt. Unter bangen Ahnungen sah Kriemhild ihren Gatten scheiden. Derselbe that sich auch auf der Jagd als der tapferste Recke hervor; als er aber an einer Quelle trank, da wurde er von Hagen meuchlings durchbohrt und in der Nacht vor Kriemhilds Thüre gelegt. Tiefbetrübt und still zurückgezogen blieb Kriemhild dreizehn Jahre zu Worms; sie verschloß ihre Rachegedanken in sich, obwohl sie durch Hagen wiederholt gekränkt wurde, namentlich auch dadurch, daß er den unermeßlichen Nibelungenschatz, ihre Morgengabe, in den Rhein versenken ließ.

Zweiter Teil. Kriemhild, einst so milde und jetzt voll glühenden Zornes, fand endlich Gelegenheit zur Rache. Der Hunnenkönig Etzel, dessen Gemahlin Helche gestorben war, bewarb sich um Kriemhildens Hand. Die Werbung geschah durch den edlen Markgrafen Rüdiger von Bechlaren. Kriemhilde war dem Antrage ganz abgeneigt; erst als sich ihr die Aussicht zur Rache an ihren Feinden eröffnete, gelobte sie sich zu Etzels Weibe. Sie zog unter stattlicher Begleitung über Passau und Bechlaren nach Tulna, wo König Etzel sie empfing, dann nach Wien, wo die Hochzeit gefeiert wurde, und endlich nach Ungarland in die Etzelnburg. — Als ihr nach geraumer Zeit ein Söhnlein, Ortlieb, geschenkt worden war, ließ sie die Burgunden (Nibelungen) zu sich einladen, und die Einladung wurde angenommen trotz Hagens Warnung. König Gunther aber rüstete sich wie zu einem Kriegszug. Es gieng den Main hinauf zur Donau; da kündigten ihnen Meerweiber den bevorstehenden Untergang an. In Bechlaren wurden sie von dem Markgrafen Rüdiger und seiner Gemahlin Gotelinde aufs freundlichste bewirtet. Obwohl aufs neue gewarnt vor Kriemhild durch Dietrich von Bern, so reizte Hagen sie doch in frecher Weise dadurch, daß er vor ihren

Augen Siegfrieds Schwert (Balmung) trug und den jungen Ortlieb verspottete und tötete. — Volker, der treffliche Fiedler, verbündete sich mit Hagen zu gegenseitigem Schutze. Sie vereitelten den ersten Angriff der Hunnen. Bald aber entbrannte ein furchtbarer Kampf, eine Schar um die andere wurde erschlagen, ein Recke um den andern niedergeworfen. Die Unbeteiligten wollten Frieden stiften, allein Kriemhild und Etzel wollten nichts davon wissen. So tobte der Kampf fort, bis von den Burgunden nur noch Gunther und Hagen übrig blieb. Sie wurden zuletzt auch überwunden und gebunden durch Dietrich von Bern vor Kriemhild geführt; ihrem Bruder ließ sie im Gefängnis das Haupt abschlagen und den verhaßten Hagen, der ihr den Ort des versenkten Nibelungenhortes nicht entdecken wollte, erschlug sie selbst mit dem Balmung. Sofort aber sprang Etzels Dienstmann Hildebrand hinzu und versetzte ihr einen Schwertesstreich, daß sie neben dem Leichnam ihres Todfeindes niedersank.

Der Nibelungen „Not" folgt in den Handschriften „Die Klage". Die drei, welche dem Untergang entkommen waren, König Etzel, sein Bundesgenosse Dietrich und sein Dienstmann Hildebrand, beklagten das Schicksal der Gefallenen, sorgten für ihre Bestattung und ließen die Trauerkunde in deren Heimat vermelden.

2. Die Darstellung. a. Die Darstellungsform. Die Volksepen bewegen sich nicht bloß einfach in Reimpaaren fort wie die höfischen Epen, sondern sie haben eine strophische Gliederung. Die Gestalt, in welcher das Nibelungenlied erscheint und welche durch dasselbe in alter und neuer Zeit zu häufiger Verwendung gekommen ist, heißt „Nibelungenstrophe". Dieselbe besteht aus vier Langzeilen, von denen jede wiederum in zwei Hälften zerfällt; jede Zeilenhälfte hat drei Hebungen, die zweite Hälfte der vierten Zeile hat in der Regel vier. Der Reim ist männlich (stumpf, —́) und gepaart in der Weise, daß Zeile 1 und 2, ebenso 3 und 4 zusammengehören. Die erste Zeilenhälfte hat bei der Cäsur (Einschnitt) in der Regel einen weiblichen oder klingenden Schluß (—́ ◡) und manchmal (wie in der ersten Strophe des Nibelungenliedes) ist auch bei der Cäsur ein Reim. Die Zahl der Senkungen (leichten Silben) im Verhältnis zu den Hebungen ist nicht fest geregelt,

so daß neben jambischen und trochäischen Versfüßen auch anapästische und daktylische vorkommen. Der Rhythmus wird auf diese Weise sehr mannigfaltig und lebhaft. A. Grün sagt mit Recht von der Nibelungenstrophe, daß sie bald ein schweigendes, bald ein brandendes Meer sei, bald ein ausgedehnt ruhiger Strom, bald ein schäckerndes, neckendes Bächlein. Unter den neueren Dichtern haben häufigen Gebrauch von der Nibelungenstrophe gemacht Uhland (vgl. z. B. „Des Sängers Fluch", „In schönen Sommertagen"), Geibel, Simrock, Platen u. a. Zum Exempel für das bisher Gesagte diene die erste Strophe des Nibelungenliedes; sie lautet:

Uns ist in alten maeren | wunders vil geseit
von helden lobebaeren | von grôzer arebeit;
von freude und hôchgezîten | von weinen unde klagen,
von küener recken strîten | muget ir nu wunder hoeren sagen.

Was nun b. Die Darstellungsweise anbelangt, so muß man sie echt volkstümlich nennen. Die Erzählung ist schlicht und doch gewählt, ungekünstelt und doch kunstreich, anschaulich und doch nicht breit oder schwülstig, oft mehr andeutend als alles sagend. Die Handlungen schreiten munter vorwärts und bleiben in der Richtung aufs Ziel. Die einzelnen Begebenheiten sind abgerundete Bilder und doch stehen sie in innigem Zusammenhang. Die Hauptpersonen treten deutlich hervor und sind mit vortrefflicher Schärfe und Konsequenz charakterisirt. Auch das Kleine hat im Zusammenhang seine Bedeutung, im Ungeheuerlichen aber wird Maß gehalten. Die Sachen und Personen sind teilweise so natürlich, daß sie uns nicht als fremd anmuten, teilweise so außerordentlich und gigantisch, daß sie mit zauberhafter Gewalt das Gemüt ergreifen. Es ist ein ungeheurer, großartiger Bildersaal, der uns im Nibelungenlied aufgethan wird, und der Sänger, der uns das alles nennt und deutet, ist in der That ein bewundernswerter Meister.

3. Die Entstehung. Wer hat das Nibelungenlied gedichtet? Niemand, möchte man wohl zunächst antworten. Wenn es ein Volksepos ist, dann ists eben unter dem Volk entstanden, ohne daß man einen bestimmten Dichter nennen könnte; fahrende Sänger haben es verbreitet und endlich wurde es auch schriftlich fixirt. Dies Epos ist allerdings durch und durch volkstümlich; allein so, wie ein

kleineres Lied unter dem Volk entsteht, so kann dieses großartige Werk nicht entstanden sein. — Daher wurde von andrer Seite her geantwortet: ein bestimmter Dichter, ein kunstreicher Meister, hat dies Lied im Volkston geschaffen; vielleicht Heinrich v. Ofterdingen oder der Ritter v. Kürenberg. — Nach andern kritischen Stimmen soll man hier von einem Dichter gar nicht reden; das Lied sei in vereinzelten Gesängen entstanden und diese habe ein Sammler oder Ordner zusammengestellt und ergänzt (so namentlich Lachmann und seine Schule). — Neuere Gelehrte urteilen über die Entstehung des Nibelungenliedes also: Die Elemente des Liedes waren durch längst bekannte Erzählungen und durch alte, in Assonanzform gedichtete Texte gegeben (manches davon mag auf die Zeit Karls d. Gr. zurückreichen); diese Stücke hat ein Meister der Poesie, wahrscheinlich der Ritter v. Kürenberg (um 1150), zu einem einheitlichen Ganzen umgeschmolzen, hat dafür einen neuen Strophenbau geschaffen und dem Lied zugleich einen ritterlich-höfischen Charakter aufgeprägt.

Die Frage über die Entstehung des Liedes hängt übrigens enge zusammen mit der Art und Weise, wie man die auf uns gekommenen Handschriften (gegen 30, teils vollständige, teils Bruchstücke) zu einander in Beziehung setzt.

4. Bedeutung des Nibelungenliedes. Dieselbe liegt vor allem in seiner Idee, welche dahin geht, die Treue zu verherrlichen. Treue ist das Hauptmotiv der handelnden Personen und Treue ist ihr schönster Schmuck. Es ist die Treue der Dienstmannen gegen ihren König, der Gatten, der Geschwister, der Freunde, der Bundesgenossen, der Gastfreunde 2c. gegen einander. Das Epos ist besonders reich an solchen Episoden, wo die Treue auf schwere Proben gestellt und in verhängnisvolle Kollisionen hineingeführt wurde, aber sich doch herrlich bewährt hat. Diese Idee stimmt vollkommen überein mit dem, was andere mittelalterliche Dichter, die besten von ihnen, sehr nachdrücklich sagen, nämlich daß die Treue eines Mannes höchste Zier sei, daß sie ihn im Gebiet der irdischen Pflichten nicht wanken und weichen läßt und ihn auch fähig macht, die höchsten Güter des ewigen Lebens zu gewinnen, während ein untreues, zweifelndes Herz in Schmach und Verderben bringt. Daher ist auch das bekannte Wort von Luther vollkommen berechtigt: „Uns

Deutsche hat keine Tugend so hoch geehrt, als daß man uns für treue Leute gehalten hat, wie dessen viel Bücher und Historien ein Zeugniß sind". — Fürs andere hat das Nibelungenlied eine historische Bedeutung. Es sind in ihm drei verschiedene Epochen der Geschichte vertreten. Zunächst und hauptsächlich ist die Zeit der Völkerwanderung der Boden, auf welchem das Gedicht sich bewegt; die reichen Sagenkreise, die sich von dorther gebildet haben, der burgundische, niederrheinische, hunnische und ostgotische, sind hier zu einem großen Gesamtbild vereinigt. Sodann aber merkt man hier ganz deutlich die Nachwirkung der heidnischen Urzeit mit ihren Mythen; die Nibelungen erinnern an das mythische Nifelheim (Totenreich), der Nibelungenhort an die Gold-Unglücksgöttin Wala, Siegfried an den obersten Gott Odin, Hagen an den bösen Gott Loki, Brunhild an die Walküren 2c. Und fürs dritte findet man darin die Spuren des christlichen Mittelalters; die Helden sind Ritter, ihre Sitten sind höfische, es ist die Rede von christlichen Festen, Kirchen, Messe u. dgl. — Und endlich dürfen wir dem Nibelungenlied eine nicht geringe nationale Bedeutung zuschreiben. In ihm hat der deutsche Volksgeist einen mächtigen Ausdruck gefunden; darum ist es auch ein vortreffliches Mittel, den Sinn für deutsche Art, Sprache und Litteratur zu erwärmen und zu nähren. Ein paar Jahrhunderte hindurch lebte und wirkte dieses Lied unter dem deutschen Volke und es galt ihm als ein großer Schatz so gut wie einst den Griechen die Epen Homers (man nennt das Nibelungenlied auch die deutsche Ilias). Später, vom 16. Jahrh. an, wurde es vergessen und erst seit etwa hundert Jahren ist es, Dank der Bemühungen von Dichtern, Sprachgelehrten und Geschichtsschreibern, aus der Verborgenheit hervorgezogen und allmälich den gelesensten Büchern beigesellt worden. Friedrich d. Gr. hat zwar noch, als ihm ein Berliner Professor das neu entdeckte Epos zusandte und widmete, erklärt: „meiner Einsicht nach sind solche Gedichte keinen Schuß Pulver werth"; Goethe dagegen hat sich dahin geäußert: „jedermann sollte es lesen".

Schließlich ist zu bemerken, daß das Nibelungenlied auch schon mannigfach dramatisch und musikalisch bearbeitet wurde. — Ganz oder teilweise ist es zu Dramen benützt worden von E. Raupach

(Der Nibelungen Hort), von Fouquè (Sigurd), Fr. Hebbel (Die Nibelungen, eine Trilogie), Geibel (Brunhild), Hans Sachs (Der gehörnte Siegfried) u. a. — Rich. Wagner hat für das Epos auch ein musikalisches Gewand geschaffen (Ring des Nibelungen, ein Festspiel: Rheingold, Walküre, Siegfried, Götterdämmerung).

b. **Das Gudrunlied.** An ihm haben wir zwar ein weniger großartiges, aber ein desto anmutigeres Seitenstück zum Nibelungenlied, zur „deutschen Ilias" nun auch „die deutsche Odyssee". Es bewegt sich im Gebiet des nordischen Sagenkreises (s. S. 35) und versetzt uns auf die Inseln und Länder der Nord- und Ostsee, zuerst nach Irland, dann nach Friesland und Ditmarschen, zuletzt nach Seeland und in die Normandie. Wir fassen auch bei diesem Epos ins Auge: 1. den Inhalt — 2. die Darstellung — 3. die Entstehung — und 4. die Bedeutung.

1. Der Inhalt. Das Gudrunlied enthält 32 Abenteuer in drei Hauptteilen. Jeder dieser Teile erzählt von einer Entführung; der erste von der des Hagen (Abent. 1—4), der zweite von der der Hilde (Abent. 5—8), und der dritte von der der Gudrun (Abent. 9—32).

Erster Teil. Auf der Insel Island lebte der König Sigebant. Seine Gemahlin, eine norwegische Königstochter, gebar ihm einen Sohn, welcher in der Taufe den Namen Hagen erhielt. Sieben Jahre alt wurde er während eines großen Hoffestes von einem wilden Greifen geraubt. Er entkam demselben und fand in einer Höhle drei Jungfrauen, Königstöchter aus Indien, Portugal und Iserland, welche zuvor auch von dem Greifen gefangen worden waren; bei ihnen wuchs er auf, übte sich im Kämpfen und gelangte zu außerordentlicher Stärke; als einmal ein Schiff an seinem einsamen Aufenthaltsort vorübersegelte, da wurde er von demselben aufgenommen, er kam glücklich in die Heimat zurück, befreite auch die drei Jungfrauen und vermählte sich mit Hilde, der ersten von ihnen. Nach des Vaters Tod übernahm er das Reich. Hilde gebar ihm eine Tochter, welche ebenfalls Hilde genannt wurde; der Vater wollte die wunderschöne Tochter nur dem zur Ehe geben, der stärker wäre als er selbst.

Zweiter Teil. Der eifrigste Bewerber um Hilde war Hettel, der König der Hegelinge, welcher über Friesland, Ditmarschen und Waleis herrschte. Drei Helden, Wate, Frute und Horant, sollten, von einem großen, glänzenden Gefolge begleitet und mit reichen Geschenken versehen, die Werbung für den König Hettel in Irland ausführen. Wate gewann des Königs Hagen Beifall durch seine gewaltige Kraft im Kämpfen, Frute durch seine Freigebigkeit und Horant durch seinen süßen Gesang; auch Hilde wurde von ihm ganz hingenommen, selbst die Vögel in den Zweigen, die Tiere im Walde, die Fische in den Fluten und die Würmer im Staube lauschten wie bezaubert auf die wunderbaren, unerhört lieblichen Töne. Hilde ließ sich bewegen, mit den Helden, die bisher als Kaufleute sich verstellt und von einer Werbung nichts gesagt hatten, zu fliehen. Ihr Vater setzte den Räubern nach und kämpfte mit ihnen zu Waleis; zuletzt versöhnte sich Hagen mit Hettel und willigte in seine Verlobung mit Hilde.

Dritter Teil. Dem glücklichen Königspaare, Hettel und Hilde, wurde ein Sohn, Ortwin, und eine Tochter, Gudrun, geboren. Da letztere weithin durch ihre Schönheit berühmt war, so suchten mächtige Fürsten um sie zu werben. König Siegfried von Moorland machte den ersten, vergeblichen Versuch; der Normannenkönig Hartmut wurde auch abgewiesen, und König Herwig aus Seeland erlangte ebenfalls Hettels Gunst nicht. Die beiden letzteren suchten durch Gewalt Hilde zu bekommen; sie selbst war dem ritterlichen Herwig zugeneigt und wurde mit ihm verlobt. Während nun aber Hettel dem künftigen Schwiegersohne in einer Kriegsbedrängnis durch Siegfried von Moorland zu Hilfe eilte, fiel der zweite Bewerber, Hartmut von der Normandie, in Waleis ein und nahm Gudrun, obwohl man ihm von der schon geschehenen Verlobung sagte, gefangen mit fort und dazu noch viele ihrer Frauen. Hettel setzte den Räubern nach und zwar auf Schiffen, welche man in der Eile einer Pilgerschar abgenommen hatte. Auf dem Wulpensande kam es zu einem blutigen Kampfe; Hettel, der Vater Hildes, wurde erschlagen und sein Heer mußte, ohne die Entführte erlöst zu haben, wieder in die Heimat zurückkehren. Nun wurde ein neuer Kriegszug geplant. Unter der Führung von Herwig und

Ortwin fielen die Befreier in die Normandie ein. Hilde war inzwischen dreizehn Jahre lang schmählich mißhandelt worden; sie mußte, gezwungen von der alten Königin Gerlinde, Hartmuts Mutter, die niedrigsten Dienste thun, am Meere waschen und im Schnee barfuß gehen. Die Königsburg wurde erobert, Gerlinde wurde von Wate erschlagen, der alte König Ludwig fiel im Kampfe, Hartmut und seine Schwester Ortrun wurden gefangen fortgeführt, die unter viel Beschwerden und Versuchungen treugebliebene Gudrun wurde von ihrem Verlobten Herwig in die Heimat geleitet und dort wurde die Vermählung gefeiert. Nach geschehener Versöhnung unter den bisherigen Feinden schloß sich derselben noch eine glänzende dreifache Hochzeitsfeier an; Hartmut vermählte sich mit Gudruns Gespielin Hildburg, Ortwin mit Ortrun und Siegfried von Moorland mit Herwigs Schwester von Seeland.

2. Die Darstellung. Das Gudrunlied ist auch im Versmaß der „Nibelungenstrophe" gedichtet. Nur ist diese Form hier noch feiner, milder und lebendiger durchgeführt. Die Strophen bestehen auch aus vier Versen (Zeilen) mit einer Cäsur in der Mitte; der letzte Halbvers hat aber nicht blos vier, sondern fünf Hebungen und der Reim (bei Zeile 1 und 2, 3 und 4) ist bald männlich, bald weiblich. — Die Sprache ist anmutig und doch kräftig, nicht breit und doch anschaulich; die Personen sind fein und deutlich charakterisiert und viele einzelne Scenen sind von ergreifender Schönheit. z. B. Horants Gesang, die Freundschaft zwischen Gudrun und Ortrun, die Erkennung Herwigs und Gudruns u. a.

Die erste Strophe des Gedichts heißt:

Es wuohs in Irlande | ein rîcher künig hêr;
geheizen was er Sigebant | sîn vater der hiez Gêr:
sin muoter diu hiez Uote | und was ein küniginne
durch ir hôhe tugende | sô gezam dem rîche wol ir minne.

In der Scene, wo Herwigs Zusammentreffen mit der gefangenen Gudrun geschildert ist, heißt es:

Herwig der edele | in guoten morgen bôt,
den ellenden kinden: | des wäre in dicke nôt:

wand ir meisterinne | diu was vil ungehiure.
„Guot morgen“ und „guot abent“ | was den minneclichen meiden tiure.

3. Die Entstehung. Auch diesem Gedicht liegen alte Erzählungen und Lieder zu Grund (in Norddeutschland soll noch manches davon in Volkssagen erhalten sein); irgend ein Volkssänger hat die vorhandenen Stücke in Ein Ganzes verarbeitet. Wahrscheinlich geschah es wie beim Nibelungenlied durch einen österreichischen Dichter, wohl im Anfang des 13. Jahrhunderts. — Man hat von diesem Epos nur eine Handschrift aufgefunden (auf dem Schlosse Ambras bei Innsbruck) und zwar jene, welche der letzte kaiserliche Ritter, Maximilian I., um 1500 hat anfertigen lassen.

4. Die Bedeutung. Die Hauptidee der ganzen Dichtung kann keine andere sein als die Verherrlichung der ausharrenden, siegenden Treue, wie sie insbesondere an der edlen Königstochter Gudrun zu schauen ist; trotz aller Versuchungen und Mißhandlungen, denen sie im fremden Lande lange ausgesetzt war, hat sie Herz und Hand dem bewahrt, dem sie „zugeschworen war mit Eiden fest und stäte“. Die Kollisionen, in welche die Treue kommt, sind hier nicht so tragisch wie im Nibelungenlied; auf die freuden und hôchgezîten folgt hier auch nicht Leid, sondern nach dem Leid kommen freudenvolle Hochzeiten und friedenbringende Versöhnungen: und Gudrun ist durchweg ein anmutiger weiblicher Charakter, während Kriemhild zuletzt zur „teufelinne“ wird. — Unser Epos unterscheidet sich vom Nibelungenlied auch dadurch, daß in den eigentlichen Zettel der Dichtung, nämlich in die Sagen aus der Heldenzeit, noch mehr christliche Elemente und ritterlich-höfische Anschauungen eingewoben sind, wogegen von dem mythischen Hintergrund hier weniger zu bemerken ist. — Eine dramatische Gestaltung erhielt das Gudrunlied durch Viktor v. Strauß, K. Caro, J. Grosse u. a.

§. 18.

Andere volkstümliche Heldengedichte.

In derselben Zeit, wo das Nibelungen- und das Gudrunlied entstanden ist (im 12. Jahrh.), sind noch einige andere volkstümliche

Epen, freilich minder bedeutende, verfaßt worden. Die namhaftesten davon sind: Ornit, Hugdietrich und Wolfdietrich. Alle drei gehören dem lombardischen Sagenkreis an, und der Kern der Erzählung ist allemal eine Brautwerbung (vgl. König Rother, S. 49).

a. **Ortnit**, der junge König zu Garten in Lamparten (Lombardei) wollte um die heidnische Königstochter zu Suders in Syrien werben. Ehe er die Meerfahrt dorthin antrat, erhielt er durch seinen Vater, den Zwerg Elberich, eine gute Rüstung, und dieser zog selbst mit unsichtbar oben auf dem Mastbaum sitzend und hernach dem Christenheere die Fahne vorantragend. Der Heidenkönig wurde überwunden und seine Tochter überredet, daß sie sich zum Christentum bekehrte und Ortnits Gemahlin wurde.

b. **Hugdietrich**, König zu Konstantinopel, verkleidete sich als Prinzessin, um Hildeburg, die Königstochter in Salnek (Saloniki), zu gewinnen. Er stickt und wirkt wie eine Jungfrau, erlangt die Gunst der königlichen Eltern und bald auch die in einem hohen Turm wohlverwahrte Tochter. Ihr Söhnlein wurde von einem Wolf in den Wald getragen, später aber an den königlichen Hof gebracht und erhielt den Namen Wolfdietrich.

c. **Wolfdietrich**, der Erbe von Konstantinopel, wurde nach des Vaters Tode durch zwei jüngere Brüder seines Erbes beraubt, im Kampfe geschlagen und in ein Leben voll Abenteuer hinausgetrieben. In Garten vermählte er sich mit König Ortnits Witwe, zog mit großem Heer nach Konstantinopel, befreite als verkleideter Pilger seine gefangenen, aber treu gebliebenen Dienstmannen und nahm sein angestammtes Erbe in Besitz. Zuletzt ging er als Büßer in ein Kloster.

§. 19.

Der Minnegesang. Allgemeines.

Nicht nur das Epos, sondern auch die Lyrik ist im Anfang der mhd. Periode zu hoher Blüte gelangt. Zuvor zeigten sich nur schwache Ansätze zu lyrischer Poesie, aber jetzt bricht sie wie ein reicher Quell hervor. Nach ihren bedeutendsten Pflegestätten heißt sie höfische Lyrik und mit Rücksicht auf ihren Hauptinhalt Minnegesang.

a. **Minne** ist ein edles und echt deutsches Wort. Im Zusammenhang mit der Sanskritwurzel man (erinnern) heißt das ahd. Verbum meinan gedenken und das ahd. minnon minnen, lieben; die entsprechenden Substantive heißen meina = Erinnerung, minna = Minne, Liebe. Minne bedeutet das stille, sehnende Denken an eine geliebte und verehrte Person. Die Minnesänger selbst haben hohe Begriffe von ihr gehabt und haben öfter ihr Lob gesungen. Walther von der Vogelweide sagt, daß die Minne auf Erden kein Bild habe, ihr Name sei kund, sie selbst verhüllt und zu falschem Herzen trete sie nicht; Reinmar v. Zweter bezeugt, daß Minne das Edelste in der Welt sei, ein Schatz über alle Tugend und eine Vergoldung des Unedeln; und Kaiser Heinrich VI. achtete sie höher als seine Krone.

b. Die **Entstehung** der Minnepoesie erklärt sich hauptsächlich aus der schon bei den alten Deutschen sich findenden Hochachtung des Weibes (Tacitus berichtet in seiner „Germania", daß nach deutscher Anschauung den Frauen etwas Heiliges und Ahnungsvolles innewohne), ferner aus der Anerkennung der Würde des Weibes durch das Christentum und aus der Hochstellung desselben in Folge des Marienkultus. Die Anregung zu dieser Poesie kam aber, wie auch zum höfischen Epos, von Frankreich, hauptsächlich von den provençalischen Minnesängern, den Troubadours, teilweise auch von den Trouveres des nördlichen Frankreich (s. S. 44). L. Uhland sagt daher mit vollem Recht: „in den Thälern der Provence ist der Minnesang entsprossen". Die deutschen Lyriker haben sich aber von den französischen Vorbildern viel freier erhalten als die Epiker; sie ahmten mehr die Form und weniger den Inhalt und den Geist nach. Die deutschen Sänger sind inniger und reiner als die französischen, zarter und wärmer, singen mehr von Treue als von Untreue und stehen weniger im Dienst von niedrigen Leidenschaften.

c. Nach ihrem **Inhalt** ist die Minnepoesie hauptsächlich dreifacher Art: Frauendienst, Herrendienst und Gottesdienst. Der echte mittelalterliche Ritter hatte, so war es einmal feine Sitte, einer Frau zu dienen, um ihre Gunst zu werben und sie in Liedern zu verherrlichen; meist ist der Gegenstand seines Sehnens und Singens

eine bestimmte, nahe oder auch ferne stehende Person, oft ists aber auch nur ein gedachtes, namenloses Wesen, ein träumerisches Phantasiegebilde. — Daneben war es auch üblich, von Herren zu singen, von fürstlichen Gönnern, von Kaiser und Reich; manche Dichter verfielen dabei in niedrige Schmeichelei, andere aber zeigen auch da einen freien Mannesmut, sprechen Tadel und Klagen aus so gut wie Lob und Zuneigung. — Der Gottesdienst bestand darin, daß vor allem die Jungfrau Maria, die Himmelskönigin, besungen wurde, außerdem aber auch Gott und Göttliches, Kirche, christliche Feste u. a. — Von den Minnesängern gilt Uhlands Wort: „sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit; sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

d. Was den **Charakter** der Minnepoesie anbelangt, so ist sie jugendlich warm, weich und schüchtern, frauenhaft zart, ergeben und unterthänig, sehnsuchtsvoll, doch nicht krankhaft-sentimental; im allgemeinen ist sie durchhaucht von einer wehmütigen Stimmung und das drückt ihr den Stempel der Eintönigkeit auf. Bei manchen Dichtern findet man eine mehr heitere Art und mitunter doch auch ein Anstreifen an eine sinnliche Minne. Alle Sänger nehmen viele Beziehung auf die Natur, auf Jahres- und Tageszeiten, auf Wiese und Wald, auf Blumen und Vögel u. dgl.; sie jubeln mit dem Kommen des Frühlings und in den sonnigen Tagen des Sommers; sie trauern, wenn der Herbst die Bäume entlaubt und der Winter sein Leichentuch über die Fluren breitet; mit den Wolken und Vögeln fliegen ihre Gedanken dahin, im holden Mai feiern sie fröhliche Feste unter den blühenden Linden, mit den Nachtigallen klagen sie, den Sternen vertrauen sie ihre Geheimnisse an u. s. w. (vgl. den Charakter des Volksliedes).

e. Die **Form** der Minnepoesie. Anfänglich wurde auch in der Lyrik die volkstümliche Nibelungenstrophe und die Reimpaare des höfischen Epos benützt; bald schufen sich aber die Minnesänger eigene und sehr mannigfaltige Formen. Man unterschied dôn und wîse; jenes Wort war die Bezeichnung für Metrum und dies für Melodie. Jeder Meister hatte seine besonderen Töne und Weisen

und pflegte sie für ein Lied nur einmal zu gebrauchen; Walther von der Vogelweide verfügte über hundert verschiedene Töne. Die Forderung aber, daß jeder Dichter Originales schaffen sollte, führte zu Formkünstelei. — Mit Rücksicht auf den Strophenbau unterschied man: Lieder, Leiche und Sprüche. Das Lied war die häufigst angewendete Form. Die einzelne Strophe hieß daz liet, mehrere Strophen zusammen diu liet (die Lieder). Die Strophe war immer dreiteilig. Sie begann mit zwei gleichen Teilen, den zwei „Stollen", und der Abschluß geschah in einem dritten, meist etwas größeren Teil, dem „Abgesang" (vgl. dazu in der griech. Poesie: Strophe, Antistrophe und Epode, und in dem Parallelismus der hebr. Dichtung: These, Antithese und Synthese). — Der Leich (s. oben S. 30) hatte eine freiere Form, doch war die Strophe meist zweiteilig gebaut und die Melodie lautete bei jeder Strophe wieder anders (was man jetzt „durchkomponirt" heißt); der Inhalt der Leiche war in der Regel ernster Art, mitunter aber auch heiter, so bei der Gattung der „Tanzleiche". — Der Spruch bestand in einer einzeln stehenden, nicht notwendig symmetrisch gebauten Strophe und wurde nicht gesungen, sondern nur hergesagt. — Der Vortrag der Minnelieder geschah sonst nicht recitirend oder lesend, sondern singend, begleitet mit der fidelen oder gigen; manche Dichter hielten sich zum Vortrag ihrer Lieder ein singerlin (Singerlein). Die Fortpflanzung der Gesänge geschah vorherrschend durch mündliche Überlieferung.

f. **Zahl** und **Art** der Minnesänger. — Gottfried v. Straßburg sagt: „der nachtegalen der ist vil". Die Manessische Sammlung hat allein 140 mit Namen aufgeführt; das sind aber lange nicht alle. Nie zuvor und nicht leicht nachher weist ein Zeitabschnitt eine solche Schar von Sängern auf. — Die meisten gehörten dem ritterlichen, die Minderzahl dem bürgerlichen Stande an; jene hießen „Herren", diese „Meister"; unter jenen befanden sich auch Fürsten, Könige und Kaiser (s. oben S. 41) und unter diesen auch Geistliche, Gelehrte, Beamte und Handwerker; selbst ein Jude, Süßkind von Trimberg, ein fahrender Sänger, findet sich in der Reihe der bürgerlichen Dichter. Die sangreichsten Länder waren Österreich, Schwaben und Thüringen; außer ihnen sind mehr oder minder vertreten Bayern,

Sachsen, Rheinlande, Schlesien, Pommern, Brandenburg, das Elsaß, die Schweiz, Böhmen und Dänemark. Bemerkenswert ist, daß die Sänger verschiedener Länder auch eine verschiedene Richtung erkennen lassen. Die Schweizer und die rheinischen Dichter vertreten mehr die minniglich-wehmütige Richtung; die Österreicher dagegen sind heiter und lebenslustig; in die Mitte zwischen diesen beiden sind die Schwaben zu stellen, welche unter allen auch als die besten Sänger galten. Die eigentliche Blütezeit der Minnepoesie fällt in die Glanzperiode des schwäbischen (hohenstaufischen) Kaiserhauses, etwa zwischen 1190 und 1250.

Über die Minnepoesie haben wir hauptsächlich drei Quellen. a. Die sogenannte Manessische Handschrift (gefertigt im 14. Jahrh. durch den Ritter und Ratsherrn v. Manesse in Zürich; jetzt in Paris befindlich) — b. Die kleinere, aber ältere und ebenfalls illustrirte Weingarter Sammlung (jetzt in Stuttgart) — und c. Die Heidelberger Handschrift.

§. 20.

Die bedeutendsten Minnesänger.

Die frühesten, noch einfach volkstümlich singenden Dichter waren folgende drei (um 1150—1180):

1. **Der v. Kürenberg** (aus Oberösterreich).
2. **Dietmar v. Aist** (aus dem Thurgau).
3. **Spervogel** (Heimat unbekannt); er hat gediegene Lehrsprüche und geistliche Lieder hinterlassen, namentlich ein Weihnachts- und ein Osterlied.

Zu den eigentlich klassischen Minnesängern, welche nach Form und Inhalt Bedeutenderes und Vollendeteres schufen, gehören folgende:

1. **Heinrich v. Veldecke** (s. oben S. 51), ein zu seiner Zeit hochberühmter Dichter. Man nennt ihn gewöhnlich „den Vater der Minnepoesie“ und dies insofern mit Recht, als er der erste war, der für lyrische Gesänge eine besondere, kunstreich ausgebildete Form anwandte. Gottfried von Straßburg rühmt von ihm: „er

imphete daz êrste rîs in tiutischer zungen". Seine Minnelieder haben viel mehr poetischen Wert als sein breit ausgeführtes Epos „Eneide" (s. S. 50).

2. **Reinmar der Alte** (aus dem Elsaß gebürtig und um 1190 in Österreich lebend) soll der Lehrmeister Walthers v. d. Vogelweide gewesen sein; Gottfried v. Straßburg nennt ihn unter allen Nachtigallen die leitvrouwe. Eine besondre Art seiner innigen, reichlich auf das Naturleben anspielenden Lieder sind die „Kreuzlieder" (er nahm an dem Kreuzzug von 1190 Teil).

Nach seinem Tode erhielt unter allen Minnesängern die Palme und wird für immer als ihr erster, edelster und vielseitigster gelten

3. **Walther von der Vogelweide.** Seine Heimat ist Südtirol; in der Nähe von Bozen ist jetzt noch ein Vogelweidhof. Er wurde um 1170 geboren und war von ritterlicher Herkunft; doch scheint er unbemittelt gewesen zu sein. An Geistesgaben reich lernte er schon in jungen Jahren fröhlich singen. An dem Hofe Herzog Friedrichs I. zu Wien, einem der glänzendsten der damaligen Zeit, wurde er mit feinen ritterlichen Sitten bekannt und Reinmar der Alte weihte ihn in die Kunst des Minnegesangs ein. Er selbst bezeugt daher: „Ze Osterrîche lernte ich singen unde sagen". Nach dem Tode des genannten Herzogs (1198) begannen für Walther die Wanderjahre. Er zog mit seinem Rößlein weit umher in Deutschland, seine Lieder vortragend und mit der Fidel begleitend. „Lande hab ich viel gesehen, nach den besten blickt' ich allerwärts", sagt er selbst. Er trat in nähere Beziehungen zu den Hohenstaufen; längere Zeit und wiederholt weilte er bei dem überaus gastfreundlichen Landgrafen von Thüringen auf der Wartburg; an dem dortigen Sängerkrieg (1207) soll er auch teilgenommen haben. Darnach teilte er wieder manches Jahr das Los eines fahrenden Sängers, bis er in seinem Alter von Kaiser Friedrich II. mit einem Hofe bei Würzburg belehnt wurde. Nachdem er denselben noch auf einen Kreuzzug ins heilige Land begleitet hatte, verlebte er seine letzten Jahre in stiller Ruhe auf seinem Lehensgut und starb ums Jahr 1230. Zu Würzburg im Lorenzgarten vor dem Neumünster ist er begraben. 1843 wurde ihm dort eine Gedenktafel gesetzt mit der Inschrift: „Das Leben erzog ihn, aus dem Leben sang er; nicht

Minne, nur Vaterlandsliebe beseelte meistens seine Lieder; teutscher war kein Sänger".

Wollen wir nun auch vernehmen, was dieser hochbegabte Dichter gesungen hat, so ist zu bemerken, daß er seine Harfe in den jüngeren Jahren hauptsächlich dem Frauendienst, in der Manneszeit vorzugsweise dem Herrendienst und im Alter vorherrschend dem Gottesdienst geweiht hat. Wir können also an ihm am besten lernen, was ein rechter Minnesänger war.

Bis zur Mittagshöhe seines Lebens hin hat Walther mit reicher, warmer Poesie dem Frauendienst gehuldigt. Er spricht in vielen Liedern aus, wie sein Herz von Lust und Schmerz, von Hoffen und Fürchten, von Entsagen und Besitzen bewegt war. Die mannigfaltigsten Töne schlägt er da an und die Zustände des minnenden Herzens beschreibt er mit den farbenreichsten Bildern aus der Natur und ihren Erscheinungen. Reine Frauen, sagt er, sind wonniglicher als Rosen und Lilien; und die deutschen Frauen sind besser und züchtiger als alle anderen; denn „tugent und reine minne, swer die suochen wil, der sol komen in unser lant; da ist wünne vil".

Was die Lieder über den Herrendienst betrifft, so zeigt sich da unser Dichter recht in seiner edlen Mannesgröße, voll Freimut, Charakterstärke, Vaterlandsliebe, Rechts- und Wahrheitsgefühl. Er rühmt die Fürsten und dankt ihnen, wo er Ursache dazu hat, aber er rügt auch ganz offen die Schäden, die er bei Hohen und Niederen wahrnimmt. Er beklagt es schmerzlich, daß in Deutschland eine traurige Unordnung herrscht, während doch die Vögel gut Gericht halten und die Mück' ihren König hat, daß Gewalt auf der Straße fährt, Fried und Recht verwundet sind. Die Fürsten fordert er ernstlich auf, wie mild und gut zu sein, so auch Gott zu minnen und Gerechtigkeit zu üben. Er steht treu zu Kaiser und Reich, ist ein begeisterter Ghibelline und ermuntert Philipp IV., daß er sich die Kaiserkrone aufsetze und seine Nebenbuhler verdränge. Der Pabst (hêr bâpest) wird von ihm hart darüber angelassen, daß er dem Kaiser Philipp erst seinen Segen verliehen und hernach über ihn den Fluch ausgesprochen habe; eins von diesen beiden müsse doch gelogen sein. Er hat scharfe Worte darüber, daß die Priester in Streit leben, daß der Bann ungerecht gehandhabt werde, daß man

in Rom gut lebe und die Deutschen fasten heiße u. s. w. „Hilf herre, ruft er aus, hilf diner kristenheit!“

Auch die Gottesminne hat Walther, namentlich in seinen späteren Jahren, gepflegt. Je mehr er die Vergänglichkeit des Lebens erkannte, desto mehr hat er seinen Blick auf das Ewige gewendet. Er hat darum oft nicht nur von der Kirche und ihrem Zustand geredet, sondern auch von Gott und Göttlichem. Gottes Huld stellte er über alle zeitlichen Güter. In einem Gedicht singt er von der heiligen Dreieinigkeit; in einem andern spricht er seine große Freude darüber aus, daß er mit seinem „sündigen Auge“ das heilige Land gesehen, nun habe das Leben erst einen Wert für ihn. Auch über pädagogische und ethische Gegenstände hat er sich vernehmen lassen; er redet von der Kinderzucht (sie soll nicht blos mit Ruten geschehen), von der Selbstbeherrschung (wer stark werden will, der beherrsche sich selbst) u. s. w.

Es ist keine Frage, Walther war ein hochbegabter Dichter, ein edler deutscher Mann und ein frommer Christ. — Auf dem Gedenkstein, welchen man ihm in seiner Heimat errichtet hat, steht das Wort, womit ihn seiner Zeit Hugo v. Trimberg gepriesen hat, nämlich: „hêr Walther von der Vogelweide, swer des vergaeze, der taet' mir leide.“ —

Von den großen Epikern sind, außer Heinrich v. Veldecke, noch die folgenden drei auch als Minnesänger anzuführen:

4. **Hartmann von der Aue**, einer der edelsten und innigsten Dichter. Gottfried v. Straßburg preist ihn hoch um seiner schönen, reinen, sittigen und heimeligen Reden willen. Beachtenswert sind seine „Kreuzlieder“, die er als Kreuzfahrer, da er „Christi Blume zum tragen sich erkoren“, gedichtet hat. Der rechte Kreuzfahrer, sagt er, trägt das Kreuz nicht nur auf dem Gewande, sondern auch im Herzen, dient nicht nur der Welt, sondern auch Gott.

5. **Gottfried v. Straßburg**; dieser gewandte Meister hat nicht nur Lieder, sondern auch Sprüche hinterlassen.

6. **Wolfram v. Eschenbach.** Seine bedeutendsten lyrischen Gedichte sind sogen. Tag- und Wächterlieder. Solche waren zuvor schon von den Troubadours bekannt geworden und später hat man

sie auch auf das geistliche Gebiet übertragen. Vgl. das Kirchenlied von Phil. Nikolai: „Wachet auf, ruft uns die Stimme".

§. 21.
Andere Minnesänger.

1. **Reinmar v. Zweter** (ein Rheinländer, in Österreich und Böhmen lebend) war ein Schüler von Walther v. d. Vogelweide. Von ihm sind hauptsächlich Sprüche erhalten, z. B. über Liebe und Treue, über den rechten Adel, über Kloster- und Hofsitten u. s. w. Ein bekannter Spruch von ihm lautet: „Zweifel ist ein übler Zimmrer, nie war übeler noch schlimmrer; Zweifel bauet selten aus, nie mit starker Säul' ein Haus" (vgl. über den Zweifel auch oben S. 54).

2. **Gottfried v. Neuffen**, ein den Hohenstaufen befreundeter Dichter, lebte um 1250; er verfaßte hauptsächlich mutwillige Schwänke und Tanzlieder. — Der oberschwäbische Dichter Ulrich v. Winterstetten gehört derselben Richtung und derselben Zeit an.

3. **Konrad v. Würzburg**, oben schon als der letzte höfische Epiker beschrieben (S. 58), zeigt sich auch in seinen lyrischen Gedichten als einen sehr gewandten, aber zu sehr in die Breite gehenden Dichter. Recht deutlich sieht man das an seinem Lobgedicht auf die heil. Jungfrau: Die goldene Schmiede. Durch 2000 Verse hindurch preist er in immer neuen Wendungen und in allen möglichen, auch geschmacklosen und derben Bildern die Tugenden Marias, der „Himmelskaiserin". Die goldene Schmiede ist das Herz des Dichters, wo das goldene Lobgedicht geschmiedet werden soll; er meint aber, der Preis Marias könne nie würdig genug besungen werden, eher könne man allen Staub zählen und mit einem Strohhalm einen Edelstein durchbohren. Unter andrem heißt es in seinem Gedicht: Maria glänzt wie ein Morgenstern, sie ist eine rettende Führerin auf dem wilden Lebermeer, ihre Geburt erlöst uns aus bittrer Todesnot, sie ragt empor wie eine Ceder und Palme, sie ist ein lebendez paradis vil maniger edelen bluomen, ein mirren vaz ân allen schimel, ein edelin wîrouchbühse u. s. f.

4. **Friedrich v. Hausen**, ein Pfälzer, ein Sänger und ein Held, begleitete den Kaiser Barbarossa auf seinem Kreuzzug und fiel vor Philomelium in Kleinasien (1190).

5. **Heinrich v. Morungen** (wahrscheinlich ein Thüringer).

6. **Johann Hadloub** (einer der letzten, um 1330).

§ 22.

Der Verfall der Minnepoesie.

a. Etwa hundert Jahre hindurch wurde die Minnepoesie als eine feine, edle Kunst geübt und geachtet (c. 1150—1250); aber von der Mitte des 13. Jahrhunderts an zeigen sich deutliche Spuren ihres Verfalls. Die frühere Reinheit, Innigkeit und Zartheit ging verloren, der höfische Ton näherte sich gar zu sehr der derb volkstümlichen Art und an die Stelle der echten Poesie trat vielfach Gelehrsamkeit und Formkünstelei. Selbst das Wort Minne wurde, weil es nachgerade eine gar zu sinnliche Bedeutung erhalten hatte, verpönt und kam seit dem 15. Jahrhundert als unanständig völlig außer Gebrauch, bis es am Schluß des 18. Jahrhunderts in Folge der neuen Würdigung der Minnelieder wieder seinen alten guten Klang erhalten hat. Schon Walther v. d. Vogelweide klagt über die Entartung der Poesie, daß ungefuege doene ze hove dringen und ruft aus: frò (Herr) Unfuege ir habet gesiget! Auch Konrad von Würzburg, an dessen Dichtungen man schon sehr deutlich den Niedergang der echten Poesie merkt, bedauert das Schwinden des edeln Minnegesangs. — Die Ursachen des Verfalls liegen hauptsächlich in Folgendem: Das herrliche, thatenreiche, Poesie liebende und pflegende Geschlecht der Hohenstaufen war dahin (1254; 1268); Rudolf von Habsburg (1273—91) war zwar ein tapferer und kirchlich gesinnter Fürst, allein er war zu sehr mit den äußeren Angelegenheiten des Reichs beschäftigt, als daß er auch den Künsten des Friedens eine erfolgreiche Pflege hätte zuwenden können (Vilmar sagt: Rudolf wollte wohl Österreichs Minne, aber nicht den Minnegesang); durch das Interregnum (1254—73) entstand Roheit und Verwilderung, die Ritter verfielen dem Raub- und Fehdeleben; der Bürgerstand wurde von materiellen Interessen erfüllt; die Geistlichen

waren meist ungelehrt und sittenlos; die Buchdruckerkunst (seit 1440) war zwar der Gelehrsamkeit, aber nicht der Poesie günstig, denn das „Singen und Sagen" kam mehr und mehr in Abgang und der Quell der Volkspoesie im Großen versiegte; es wurden keine großartigen nationalen Stoffe behandelt, sondern meist fremde und unbedeutende; dazu war die Zeit vielfach verdüstert durch allerlei Trübsale, wie Pest, Hungersnot, Erdbeben u. dgl. — Andere Künste, z. B. Malerei und Baukunst, blühten damals, aber die Poesie lag darnieder und erhob sich selten über flache Reimerei.

b. Die bekanntesten Dichter aus der Zeit des Verfalls der Minnepoesie sind folgende:

1. **Neidhart v. Reuenthal.** Er gehörte einem bayrischen Rittergeschlechte an, machte einen Kreuzzug mit (um 1217), lebte dann meist an dem Hofe Herzog Friedrichs II. zu Wien. Er starb dort um 1245; sein Grabdenkmal befindet sich am Stephansdom. Durch ihn kam die höfische Dorfpoesie auf, die sogenannten „Neidharte"; es waren das derbe, oft gemeine Spottgedichte über das Leben und Treiben der Bauern, über ihre Raufereien, ihre Tänze, ihre Prunksucht u. dgl. und diese Gedichte wurden an den Höfen zur Belustigung der Herren und Frauen preisgegeben. Die Verhöhnten gaben dafür dem Dichter den Beinamen „Bauernfeind".

2. **Der Tanhäuser**, ebenfalls aus Bayern gebürtig, trat mit seiner Poesie in die Fußstapfen Neidharts; er zog teils umher als ein heiterer Sänger, teils lebte er als Lustigmacher an den Höfen zu Wien und zu München. Er starb um 1220. — Der Tanhäuser der Volkssage (vgl. Rich. Wagners Oper „Der Tanhäuser und der Wartburgkrieg") ist ein fahrender Ritter, der an den Venusberg kommt, dort längere Zeit in Freuden lebt, dann als Pilger in Rom Vergebung seiner Sünden sucht, keine erhält und hernach, wo sie ihm gewährt wurde, nirgends mehr zu finden war.

3. **Ulrich v. Lichtenstein**, ein Ritter aus Steiermark, † um 1275. Er führte von Jugend auf ein abenteuerliches Ritterleben, übte in lächerlicher Weise den Frauendienst, zog verkleidet umher einmal als Königin Venus und ein andermal als König Artus und hat in seinem Werk „Frauendienst" eine Art Selbstbiographie hinterlassen, worin er sein Leben und Leiden, sein Wandern und

Minnen beschreibt. Die Minne erscheint aber da in einem häßlichen Bild.

4. **Heinrich v. Meißen**, genannt Frauenlob (für den Ausdruck „Weib" führte er die Bezeichnung „Frau" d. h. Herrin in die Poesie ein). Nach einem längeren Wanderleben ließ er sich in Mainz nieder und starb dort i. J. 1318. Frauen sollen ihn unter großem Wehklagen zu Grabe getragen haben. Sein Grabmal befindet sich an dem dortigen Dome. Er war ein sehr gelehrter Mann, aber seine Poesie zeigt eben darin ihren Mangel, daß sie kein freier, frischer Erguß des Herzens ist, sondern aus gelehrten Reflexionen hervorgeht und zu sehr in Formkünstelei sich verliert. Die Sage macht ihn zum Stifter der Meistersänger; jedenfalls vermittelt er den Übergang vom Minne- zum Meistergesang.

5. **Barthel Regenbogen**, ursprünglich Schmied und dann Sänger, lebte zur Zeit Frauenlobs auch in Mainz, war dessen Nachahmer, aber auch heftiger Gegner (er verteidigte den Gebrauch des Wortes „Weib"). Die Meistersänger führen ihn unter ihren zwölf alten Meistern auf.

§. 23.

Die didaktische Poesie.

In der ganzen bisherigen Litteratur ist uns kein selbständiges didaktisches Werk begegnet; nur das haben wir gefunden, daß manche epische und lyrische Dichtung auch eine lehrhafte Art an sich trage, z. B. Otfrieds Krist, Wolframs Parcival, Bearbeitungen der Tiersage, manche Gedichte Walthers v. d. Vogelweide, Konrads v. Würzburg u. a. Insbesondere waren es die sogenannten „Sprüche", wodurch die von jetzt ab zu größerer Bedeutung gekommene didaktische Poesie vorbereitet wurde; die bedeutendsten Spruchdichter waren Spervogel, Gottfried v. Straßburg, Reinmar v. Zweter, Konrad Marner, Frauenlob und B. Regenbogen. Die Sprüche finden sich teils vereinzelt, teils auch zu größerem Ganzen zusammengefaßt.

Seit Anfang des 13. Jahrh. tritt nun eine selbständige, ziemlich reiche didaktische Litteratur auf. Dazu gehören folgende Schriften:

1. **Der Winsbecke** und **die Winsbeckin.** — In jenem Werk gibt ein unbekannter Ritter (wahrscheinlich einer aus dem bayrischen Geschlecht derer von Windsbach, um 1210) seinem Sohne eine von edlem Sinne zeugende Anweisung zu einem rechtschaffenen, frommen Ritterleben; er solle inniglich Gott minnen, sich durch der werlte gukel (Gaukelspiel) nicht blenden lassen, des flüchtigen Lebens eingedenk sein, Gottesfurcht für die rechte Weisheit halten, die Frauen ehren, keine Anstrengung scheuen, denn die Maus läuft der schlafenden Katze nicht in den Mund u. s. w. — In der „Winsbeckin" gibt eine Edelfrau ihrer Tochter verschiedene Weisheitslehren, namentlich über die Minne.

2. **Der welsche** (italienische) **Gast** des Thomas v. Zirkläre (in Friaul; um 1216). Der Verfasser gibt da in zehn Büchern eine weltliche Tugend- und Sittenlehre; er steht auf einem strengen, stoischen Standpunkt. Grund und Krone aller Tugend ist nach ihm die staete (Beharrlichkeit) und die Quelle aller Laster ist die unstaete (Wankelmut). Bezeichnend ist für den welschen Gast, daß er gut päpstlich ist (der bâbest ist, daz geloubet, nâch got der kristenheit houbet), über die Ketzerverbrennungen in Österreich sich freut und daß er ein Gegner des gut deutsch gesinnten Walthers v. d. Vogelweide war. Von pädagogischem Interesse ist das, daß er die Lektüre der Sagen und Abenteuer, des Parcival, Artus, Tristan, Alexander u. dgl. nur der Jugend empfiehlt, die Schwereres noch nicht verstehen kann; die Abenteuer sind dick in Lügen gekleidet und Lüge ist ihre Krone; für den reiferen Verstand gehört Wahrheit, Wahrheit bessert.

3. **Freidanks Bescheidenheit** d. h. Freidenkers richtige Einsicht (Bescheidenheit = Bescheid). Die Schrift enthält die trefflichste und reichhaltigste Moral des Mittelalters; über die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse wird da Bescheid gegeben und alles in anschaulicher, kernhafter Rede. Ein paar Jahrhunderte hindurch war dies Buch eines der gelesensten; man nannte es die „weltliche Bibel". Da es viele Ähnlichkeit zeigt mit den Schriften des freimütigen Walther v. d. Vogelweide, so hat man schon vermutet, dieser Dichter könnte sein Verfasser sein. Einzelne Sprüche z. B. sind: Gote dienen âne wank deist aller wîsheit anevanc. — Swer sünde

lât, ê sî in lâze, der vert der wîsen strâze. — Der bâpest ist ein irdesch got und ist doch dicke der Römer spot. — Hiute liep, morne leit, deist der werlde unstaetikeit.

4. **Der Renner** des Hugo v. Trimberg. Der Verfasser war von 1260—1309 Schulrektor zu Bamberg. Sein großes Werk (es hat 25000 Verse) hat er „Renner" genannt, wan ez sol rennen durch diu lant. Er eifert in demselben, unter reichlicher Benützung der Bibel, kirchlicher und klassischer Schriftsteller, gegen das Sittenverderben der Zeit und ermuntert zur christlichen Weisheit, wie sie aus der Schrift zu lernen ist. Auch „der Renner" war seiner Zeit wie Freidanks Bescheidenheit sehr hoch geschätzt. Beide Bücher hatten unter dem Volke etwa die Bedeutung, welche später das apokryphische Buch „Jesus Sirach" als populäre Moral erhielt. —

Verwandt mit der didaktischen Poesie ist die **Fabel** (ihr Zweck ist ja zu lehren). Der deutsche Ausdruck dafür war bispel (Beirede, Beispiel; vgl. das engl. godspel, gospel = Evangelium) und bischaft (eine Erzählung, welche erst geschaffen oder erfunden worden ist). Fabelsammler und Fabeldichter waren im 13. und 14. Jahrh. folgende zwei:

1. **Der Stricker** (Strichaere), ein österreichischer Dichter, um 1240. Er schrieb eine Fabelsammlung unter dem Titel **„diu werlt"** (die Welt); dieselbe gibt nebenbei auch ein Bild der sittlichen Zustände jener Zeit. — Von ihm ist auch das komisch gehaltene höfische Epos „Pfaffe Amis", eine Art Eulenspiegel (der Pfaffe zeigt sich sehr schlau gegen seinen neidischen Bischof, läßt sich allerlei Betrügereien und Diebereien zu Schulden kommen, aber schließlich gelangt er doch durch Klosterleben zu Gnade und Seligkeit); wir haben hier eine derbe Satire auf das damalige Verderben der Geistlichkeit. — Ähnlich ist Meier Helmbrecht (ein verdorbener Bauernsohn) von Wernher dem Gartenäre.

2. **Ulrich Boner**, ein Predigermönch zu Bern, um 1330. Von ihm ist **Der Edelstein**, eine Sammlung von 100 Fabeln und Erzählungen. Die Schrift war einst sehr beliebt und gelangte zu der besonderen Ehre, das erste deutsche Buch zu sein, welches gedruckt wurde (1461; das allererste gedruckte Werk war eine lateinische Bibel).

§. 24.

Die deutsche Prosa.

Dieselbe zeigt in unsrer Periode nicht viel bedeutende Werke; ihr Gebrauch war durch die Vorherrschaft der lateinischen Sprache immer noch sehr gehemmt. Schriften mit gelehrtem Inhalt wurden zum voraus lateinisch abgefaßt; aber auch volkstümliche Gegenstände erfuhren häufig dieselbe Behandlung (vgl. Waltarilied, Tiersage, Legenden u. a.). Des Deutschen bedienten sich auch Gelehrte in den Schriften, welche wesentlich zu populärem Gebrauch bestimmt waren, namentlich in Rechtsbüchern und in Predigten.

a. Zu den deutschen Rechtsbüchern gehört in erster Linie der **Sachsenspiegel**, ein wichtiges und lang gebrauchtes Urkundenbuch über das in Norddeutschland und besonders im damaligen Herzogtum Sachsen geltende Land- und Lehnrecht; ferner der **Schwabenspiegel**, auch „Kaiserrecht“ genannt, ein süddeutsches, mit gerichtlicher Giltigkeit versehenes Land- und Lehnrechtsbuch, in der Hauptsache dem Sachsenspiegel entnommen; auch die sogen. **Weistümer**, von denen J. Grimm eine Sammlung veranstaltet hat, gehören hieher (sie enthalten Nachweisungen über bestehende Rechte und Gebräuche).

b. Die deutsche Predigt, mit welcher durch Karls d. Gr. Bemühung ein guter Anfang gemacht worden war, die aber bald wieder in trauriger Weise vernachlässigt wurde, gewann in unsrer Periode einen neuen, bedeutenden Aufschwung teils durch die Kreuzzüge, wo es galt das Volk mit dem Wort zu begeistern und zu gewinnen, teils durch die Predigerorden, welche die Predigt unter dem Volk zu ihrer besonderen Aufgabe machten, teils durch die Mystik, aus welcher die Predigt tieferen Gehalt und herzlichere Wärme erhielt. Die scholastischen Predigten waren trocken, gelehrt, oft unbiblisch und nicht immer deutsch. Berühmte und einflußreiche Prediger waren im 13. Jahrhundert:

1. **David v. Augsburg**, Franziskanerbruder und Professor der Theologie, † 1271. Er hinterließ nicht nur lateinische Schriften erbaulichen Inhalts, sondern auch gediegene Predigten in deutscher Sprache. Er ist ein Meister in anschaulicher, herzlicher und praktischer Rede. In seinem „Spiegel der Tugend“ sagt er: „Fünf

dinc sint, dar an wir die minne einander erbieten süln. Daz êrste ist, daz wir keinen bösen wân gên niemen haben; daz ander ist, daz wir in alles übel erlâzen, als wir gern von im erlâzen sîn; daz dritte ist, daz uns sîn leit unde sîn liep ze herzen ge; daz vierde ist, daz wir im mit helfe ze staten komen; daz fünfte ist vertragen unde vergeben".

Sein großer Schüler und gleichfalls Franziskaner war

2. **Berthold v. Regensburg**, einer der gewaltigsten Prediger, die je gelebt. In Bayern, der Schweiz, Österreich und andern Ländern zog er von Stadt zu Stadt; viel Tausende versammelten sich zu dem gepriesenen Volksprediger und er redete zu ihnen meist im Freien von einem Baum oder von einem Mauerturm herab. Darum schlug er vor seinen Zuhörern auch gerne das Buch der Natur auf; dabei hat er aber doch reichlich aus der Schrift geschöpft und hat sie recht praktisch (übrigens sehr stark allegorisirend) ausgelegt. Seine Ansprachen sind einfach, herzlich, durch und durch volkstümlich, freundlich ermunternd und lockend, am rechten Ort auch scharf und ernst. Es ist ihm hauptsächlich darum zu thun, daß die Leute aus Sünde und Welt herauskommen, dem Teufel entrinnen, durch Buße und Glauben zu Christo kommen und ins Himmelreich eingehen. Äußerliche Frömmigkeit und ceremonieller Gottesdienst gilt ihm nicht viel; reiner Sinn und frommer Wandel ist die Hauptsache. Der Marienverehrung hat er jedoch kräftig das Wort geredet. Er starb i. J. 1272 zu Regensburg. — In einer Predigt „über die fünf Pfunde" sagt er: „Daz ander pfunt ist daz ander gelit. Swenne du daz ane sihst, sô solt du gedenken, daz du gote des andern pfundes schuldic bist wider zuo reiten. Daz ist dîn ampt, daz dir got verlîhen hât, wan unser herre hât eime ieglîchen menschen ein ampt verlihen, Er hât niemen zuo muezekeit geschaffen; wir muezen uns alle eteswes underwinden, dâ mite wir genesen. Ich hân auch ein ampt: predigen ist min ampt". Im Anschluß hieran redet er sehr deutlich und praktisch von verschiedenen Ständen und Berufsarten, von Bauern und Handwerkern, von Wirten, Kaufleuten, Schustern u. dgl., deckt ihnen ihre besondern Sünden auf und zeigt ihnen, was recht und gut ist.

Dritter Abschnitt.

Die Blütezeit der bürgerlichen Poesie.

Von 1300—1500.

§. 25.

Epische Dichtungen.

Während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters wurde auf epischem Gebiet nichts namhaft Neues geschaffen; die meisten Werke sind Bearbeitungen alter Heldengedichte. Die Dichter greifen aber nicht auf die großen nationalen Stoffe der Vorzeit, sondern auf unbedeutendere, jüngere, mehr fremdartige zurück. Die Form machen sie leichter und fließender; die Nibelungenstrophe mit ihren vier langen Zeilen wird in eine mit acht kurzen Zeilen umgewandelt. Dies ist der sogenannte „Hildebrandston“; er ist später auch ins Kirchenlied eingeführt worden (vgl. das Versmaß „Valet will ich dir geben“).

Die epischen Schriften, die wir hier nennen wollen, beziehen sich auf den burgundischen, lombardischen, niederrheinischen, ostgotischen, spanisch-britischen Sagenkreis und auf die Tiersage.

a. Dem burgundischen Sagenkreis gehört an **Der große Rosengarten.** Die Königstochter Kriemhild zu Worms besitzt einen Rosengarten, der von zwölf Helden, darunter auch Siegfried, gehütet wird. Die Besitzerin wünscht, daß Dietrich v. Bern mit Siegfried sich messe. Mit Hilfe eines gewaltig drein schlagenden Mönchs, Ilsan, eines Bruders von Dietrichs Waffenmeister Hildebrand, werden die Burgunden überwunden.

b. Auf den lombardischen Sagenkreis bezieht sich **Der kleine Rosengarten** (oder: König Laurin). Laurin, ein Zwerg und König in Tirol, besaß einen wohlgehüteten Rosengarten und zugleich hielt er eine schöne Jungfrau bei sich gefangen. Dietrich v. Bern befreit dieselbe, überwindet den mit Zaubermitteln sich wehrenden König und nimmt ihn als Gaukler mit nach Bern.

c. Dem niederrheinischen Sagenkreis ist entnommen **Der hörnin Siegfried.** Derselbe war ein mutwilliger, ungehorsamer Königssohn aus den Niederlanden. Er kam zu einem Schmied in

die Lehre; da schlug er den Ambos in den Grund. Er erschlägt Lindwürmer und Drachen; mit ihrem Blut bestreicht er sich und erhält eine hörnerne Haut. Als Kriemhild von Worms durch einen Drachen geraubt und lang gefangen gehalten worden war, da hat er sie befreit und als Braut gewonnen.

d. Aus dem ostgotischen Sagenkreis ist geschöpft **Die Rabenschlacht.** Dietrich v. Bern wurde von seinem Oheim des Reiches beraubt; er suchte Hilfe bei Etzel und unter dessen Beistand überwand er seinen Oheim, für den der gewaltige Held Wittich stritt, in der Schlacht bei Raben (Ravenna; in der historischen Schlacht bei Ravenna a. 493 hat es Theodorich mit Odoaker zu thun). — Ferner **das Eckenlied** (Ecken Ausfahrt). Der heidnische Riese Ecke zu Köln hört die große Tapferkeit Dietrichs v. Bern preisen und zieht aus sich mit ihm zu besehen; nach verschiedenen Abenteuern aber wird er von dem christlichen König, der seinen Gott um Hilfe anruft, überwunden.

e. Stücke aus der spanisch-britanischen Sage behandelt **Das Buch der Abenteuer**, welches von dem Münchner Maler Ulr. Fürterer verfaßt wurde.

Elf verschiedene Gedichte aus der deutschen Heldensage bearbeitete um 1470 Kaspar v. d. Rön und stellte sie zusammen in seinem „**Heldenbuch**". —

Weitaus das Beste, was um jene Zeit auf epischem Gebiet geschaffen worden ist, gehört

f. dem **Tier-Epos** an. Die Tiersage fand sich eigentlich nur bei den Deutschen und vorzugsweise bei den am Niederrhein wohnenden Franken. Sie erklärt sich aus der naiven, gemütvollen Betrachtung, womit sich ein Naturvolk dem Naturleben überhaupt und insbesondere der Tierwelt hingibt. Die Tiere werden von dem Menschen fast noch als seines gleichen betrachtet, er läßt sich zu ihrer Art herab und hebt sie zu seiner Art empor. Das Tierleben ist ein Spiegelbild des Menschenlebens. Die Tiere haben ihre Könige und ihre Helden, ihre Feinde und ihre Missethäter, ihre Abenteuer, ihre Feste und Gerichte; man nimmt bei ihnen gute und böse Charaktere wahr; sie haben ihre Gedanken und Plane, ihre geheimnißvolle Sprache; sie scheinen mit einem gewissen Ahnungs-Vermögen

ausgestattet und es verkörpern sich in ihnen unsichtbare, unheimliche Mächte. Dies alles erklärt die Entstehung des Tier-Epos, des Sagens von dem, was der Mensch an den Tieren und mit den Tieren erlebt. Es sind vornehmlich die ungezähmten Tiere, womit das Tier-Epos sich beschäftigt. Die Hauptgestalt ist von Anfang an der im alten Deutschland noch scharenweise vorkommende Isengrim (Eisengrimm, der Wolf); ihm zur Seite tritt der übelberüchtigte, viel verklagte Erzmissethäter, aber aus allen Prozessen schlau sich hinausziehende Reginhard (Ratstark, franz. Renard, niederländisch Reinärt, in plattdeutscher Deminutivform Reineke); mit königlicher Würde angethan erscheint der ehedem auch in deutschen Wäldern hausende Braun (der Bär); durch den Einfluß französischer Sagen wurde schon frühzeitig auf den Königsthron erhoben Brevel (der Tollkühne, der Löwe, franz. Nobel); Reinekes Neffe und einziger Freund ist Grimbart (der Dachs), auch Riechgenau (die Äffin) spricht noch zu seinen Gunsten; Bellyn (der Widder) ist Hofkaplan und Schreiber; Hinze (der Kater) thut Botendienste; Bockert (der Biber) ist sprachenkundig; ferner kommt vor der arme, arglose Lampe (Hase), Bartol (Eber), Baldewein (Esel), Wackerlos (Hündlein), Hermen (Bock), Metke (Ziege), Kratzewein (Henne), Dybke (Ente), Alheid (Gans), Pflückebeutel (Rabe), sein Sohn Quackeler u. s. w.

Die ersten lateinischen Bearbeitungen der aus Deutschland nach Frankreich und in die Niederlande gekommenen Tiersage fallen in den Ausgang der ahd. Periode (s. S. 32. 33); die erste deutsche Bearbeitung des Reinhard Fuchs (nach einem franz. Original) rührt von Heinrich dem Glichesäre her und gehört in den Anfang der mhd. Periode (s. S. 50). Jetzt, am Ausgang des Mittelalters, erscheint Reineke wieder. In Frankreich nämlich und in den Niederlanden war dieser Gegenstand seit c. 1200 wiederholt behandelt worden; ein niederländischer „Reinärt" wurde nun auch ins Plattdeutsche übersetzt und erschien 1498 zu Lübeck unter dem Titel **Reineke Voß** (hochdeutsch: Reinhardt Fuchs). Die Schrift enthält zugleich eine scharfe Satire auf die damaligen gesellschaftlichen, kirchlichen und politischen Verhältnisse. Der Name des Verfassers kann nicht mit Sicherheit angegeben werden. Bei dieser Bearbeitung des

Reineke blieb es auf deutschem Boden drei Jahrhunderte lang; erst Goethe hat eine Nachbildung dazu geschaffen (1794). Prächtige Illustrationen zu Reineke lieferte W. v. Kaulbach. —

Vom Tier-Epos ist die Tier-Fabel zu unterscheiden; letztere will nicht erzählen, sondern belehren, ist also nicht epischer, sondern didaktischer Natur. Während das Tier-Epos von jetzt an in der Litteratur verschwindet, wendet sich die Dichtung nur noch der Tierfabel zu; mit der Zeit heißt man sie kurzweg bloß Fabel.

§. 26.

Die Anfänge der dramatischen Poesie.

Nachdem im Mittelalter das Epos und die Lyrik zu hoher Blüte gelangt waren und nachdem auch die didaktische Poesie in einer Reihe von Schriften namhafte Vertretung gefunden hatte, so kommt es nun auch zu den Anfängen der dramatischen Poesie.

Ihr Ursprung ist religiöser, genauer kirchlicher Art (vgl. die Entstehung der griechischen Tragödie aus den Chorgesängen bei den Bacchanalien). Zwar hatten sich Festspiele vom alten heidnischen Kultus her lange erhalten (die Kirche verbot sie aber als zur pompa diaboli gehörend); zwar schufen auch die Minnesänger häufig Poesien mit Wechselreden: allein die Schauspiele entstanden doch erst dadurch, daß man die großen Heilsthatsachen, von welchen im Gottesdienst durch das Wort gezeugt wurde, dem Volk vor die Augen stellen, das Vergangene lebendig gegenwärtig machen wollte. Man sollte die heiligen Geschichten nicht bloß hören, sondern auch schauen. Daher hieß man ihre dramatische Darstellung Schauspiele (ludi), geistliche Spiele, auch Mysterien (Geschichten aus dem Geheimnis der Erlösung) oder Ministerien (gottesdienstliche Handlungen). Sie wuchsen zunächst aus den biblischen Erzählungen heraus, die man an Festtagen in verteilten Rollen vortrug, mit Chorgesängen und Recitativen erweiterte, endlich auch in Kostümen und auf einer besonders dazu hergerichteten Bühne zur Aufführung brachte. Kirchen und Klöster waren die ersten Schauspielhäuser, Geistliche die ersten Verfasser und Darsteller der ludi, heilige Geschichten, Legenden und Parabeln die ersten Stoffe dazu, die christlichen Feste (Ostern, Passion,

Weihnachten, Fronleichnam) die beliebtesten Termine zur Aufführung, und die Sprache die Kirchensprache, die lateinische. Bald wurden auch deutsche Partien in den lateinischen Text eingefügt und Laien spielten teilweise mit; endlich wurden die Spiele ganz deutsch und nun konnte auch das Volk sie aufführen. Statt der Kirche wählte man auch andere Räume oder freie Plätze. Die Bühne selbst bestand aus drei Böden; der mittlere stellte die Welt dar, über demselben war der Himmel und unter demselben die Hölle. Die Aufführung konnte einen und mehrere Tage in Anspruch nehmen. Der Charakter der ludi war bald ernst, würdig und tragisch, bald aber auch, namentlich seitdem sie sich von der Kirche und der Geistlichkeit losgetrennt hatten, komisch und satirisch, in der Reformationszeit häufig polemisch. — Am Sonnabend vor Miserikordias anno 1322 wurden zu Eisenach die zehn Jungfrauen aufgeführt, und unter den Zuschauern befand sich auch der Landgraf Friedrich von Meißen; derselbe wurde, als er hörte, daß die Fürbitte der Heiligen in der Ewigkeit vergeblich sei, so erschüttert, daß er vom Schlage gerührt wurde und bis an seinen Tod (1324) lahm und taub blieb. — Den geistlichen Dramen traten bald weltliche zur Seite; die rein kirchlichen haben sich in der nachreformatorischen Zeit am längsten in der katholischen Kirche erhalten, vornehmlich in Süddeutschland (vgl. das Passionsspiel zu Oberammergau in Oberbayern; 1634 durch ein Gelübde begründet, im Anfang dieses Jahrhunderts verboten, dann wieder erlaubt und alle zehn Jahre unter beispiellosem Zulauf aufgeführt). Die evangelische Kirche besitzt seit Anfang des 18. Jahrh. etwas Besseres und Würdigeres als die geistlichen Spiele, nämlich Oratorien, gesungene „Magnalia Dei“.

Die Fastnachtsspiele (Faßnacht von fasen = spielen) entwickelten sich als eine besondere Art von ludi; sie entstanden nicht im Anschluß an gottesdienstliche Akte, sondern wuchsen aus den Karnevalslustbarkeiten hervor; ihre Zugkraft aufs Publikum bestand in derben Schwänken, gemeinen Possen und häßlichen Scenen aus dem Leben. Nürnberg war der Ort, wo die Fastnachtsspiele hauptsächlich verfaßt und aufgeführt wurden (s. unten die drei Nürnberger Hansen, S. 93).

§. 27.

Der Meistergesang.

Die Lyrik am Ausgange des Mittelalters heißt Meistergesang. Er ist eine Nachblüte zur höfischen Poesie, aber innerhalb bürgerlicher Kreise. Die Sänger sind jetzt nicht mehr Ritter, sondern Bürger; sie wohnen nicht mehr in Schlössern und auf Burgen, sondern in Städten; sie ziehen nicht mehr herum von Ort zu Ort, sondern sie sind seßhaft; sie treten weniger vereinzelt auf als vielmehr in einer Genossenschaft, und sie singen weniger nach freiem, dichterischem Drange als vielmehr nach fester, wohlerlernter Regel.

Über den Ursprung des Meistergesangs haben wir keine ganz genaue Kunde. Nach einer Sage soll er aus der Zeit Kaiser Ottos I. stammen, wo zwölf Meister, darunter auch Walther v. d. Vogelweide, Wolfram von Eschenbach u. a., die bürgerliche Singekunst begonnen und bei Kaiser und Pabst Anerkennung gefunden hätten. Gewöhnlich wird Frauenlob (um 1300) als erster Meistersänger angesehen; er und Barthel Regenbogen, der ehemalige Schmied (s. S. 80) bilden allerdings mit ihrer trockenen, formell gekünstelten Poesie den Übergang vom Minne- zum Meistergesang. Die erste Urkunde, welche von den Meistersängern als einer Genossenschaft Kunde gibt, ist jener Freibrief vom Jahr 1387, wo Kaiser Karl IV. ihnen das Wappenrecht verliehen hat.

Als Ausgangspunkt des Meistergesangs darf Mainz gelten; dorthin weist ja auch das soeben angeführte Sängerpaar. Darnach verbreitete er sich, wie auch der Minnegesang, vornehmlich im südwestlichen und südlichen Deutschland; die Hauptsitze waren in den Reichsstädten, in Straßburg, Kolmar, Frankfurt, Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Ulm; Mittel- und Norddeutschland ist vertreten durch Magdeburg, Breslau und Danzig. — Drei bis vier Jahrhunderte hindurch hat sich der Meistergesang erhalten. Am frühesten erlosch er in Mainz, eben da, wo seine Wiege gestanden; in Nürnberg, wo er zur Zeit der Reformation am eifrigsten gepflegt wurde, trifft man die letzte Spur i. J. 1770; am längsten fristete er sein Dasein in Ulm, wo er i. J. 1839 feierlich beschlossen wurde (damals

lebten noch vier seiner Vertreter; der letzte von ihnen starb erst vor ein paar Jahren).

Die Genossenschaft dieser Dichter bestand zunächst aus Meistern, entweder aus solchen von der gleichen Zunft oder auch von verschiedenen; Gelehrte oder Beamte haben sich selten daran beteiligt. Gewöhnlich übten sie sich in der Herberge; an Sonn- und Festtagen versammelten sie sich Nachmittags in der Kirche oder im Rathaus, um ihre Gesänge „Gott und der Welt gefällig" hören zu lassen. Zuerst pflegte man da ein Freisingen zu halten, wo jeder aus der Zunft Lieder oder Sprüche vortragen durfte; dann kam das eigentliche Wettsingen, an welchem sich nur Meister beteiligen konnten. — Bei den Sängern gab es nämlich verschiedene Stufen, welche, wie die Lehrlings-, Gesellen- und Meisterzeit beim Handwerk, in genau geregelter Ordnung zu durchlaufen waren. Diejenigen, welche erst die Tabulatur lernten d. h. die Regeln für das Dichten und Singen, hießen Schüler; hatten sie die Tabulatur inne, so nannte man sie Schulfreunde; konnten sie einen fremden Gesang vortragen, so rechnete man sie zu den Singern; erfanden sie selbst Lieder nach einem gegebenen Muster, so beehrte man sie mit dem Namen Dichter; und wenn sie endlich einen neuen Ton d. h. Lieder mit neuem Metrum und neuer Melodie erfanden, dann hatten sie es zum Meister gebracht.

Das Dichten und Singen durfte nicht anders als nach der festgesetzten Regel geschehen. Es durften keine unguten Reime, keine falschen Wortformen, keine unchristlichen, unbiblischen Gedanken u. dgl. vorkommen. Verstieß der Inhalt eines Gedichts gegen die heil. Schrift oder litt er an Undeutlichkeit, so hieß man das eine „falsche", beziehungsweise eine „blinde Meinung"; fehlerhafte Wortformen nannte man „Klebsilben" und schlechte Reime waren als „Milben" verpönt. Mehrere Meister bildeten den Vorstand: „das Gemerk". Dazu gehörte in erster Linie der „Merkmeister" oder Kritiker, welcher unter Mithilfe von vier Merkern bei dem Wettsingen genau zu beachten hatte, ob die vorgetragene Dichtung nicht dem Bibelwort und der Tabulatur widerspreche. Ferner gehört zum „Gemerk" ein Büchsenmeister (Kassierer), ein Schlüsselmeister (Verwalter über das Eigentum der Genossenschaft) und ein Kronmeister;

letzterer hatte die Preise auszuteilen. Wer meisterhaft gesungen hatte, der erhielt eine silberne Halskette mit dem Bildnis des Königs David (die Meistersinger wollten nämlich Nachahmer dieses königlichen Psalmisten sein); sonst bestand der Preis aus einem Kranz von seidenen Blumen.

Im Gesang wurden verschiedene Töne und Weisen angewendet. Schon Frauenlob hatte einen „zarten" und einen „überzarten" Ton mit allerlei Variationen; in Nürnberg kannte man ein paar Hundert Töne und Weisen; da gab es einen blauen und roten Ton, eine hohe Firmamentweis, eine schwarze Dintenweis, eine Gelbveigeleinsweis, eine Rosmarinweis, eine Fett-Dachsweis u. dgl. — Was die Form anbelangt, so wurde von den Minnesängern die Dreiteiligkeit der Strophe (man nannte sie „Gesätz") herübergenommen; ein Gesätz bestand aus zwei Stollen in gleichem Metrum und aus einem Abgesang mit neuer Gestaltung nach Ton und Versmaß. Mehrere Strophen bildeten einen Bar; wer einen solchen dichten konnte, der wurde als Meister betrachtet.

Der Inhalt der Gesänge war sehr verschieden, vorherrschend Geistliches, doch auch Weltliches; nach der Reformation wurden fast nur noch biblische Stoffe behandelt; neben dem Ernsthaften kam auch Scherzhaftes zum Vorschein; es wurden Dramen und Komödien, namentlich auch Fastnachtsspiele verfaßt; es wurden Erzählungen, Fabeln und Schwänke geschrieben, lyrische und didaktische Poesien, auch Kirchenlieder u. s. w.

Die Bedeutung des Meistergesangs ist in poetischer Hinsicht eine geringe; er war in der Regel eine bloße Reimerei. Doch ists ja immerhin erfreulich zu nennen, daß die Poesie zu einer Zeit, wo es ihr an besseren Pflegern fast ganz fehlte, wenigstens von ehrsamen und strebsamen Handwerkern geliebt und geübt wurde. Höher anzuschlagen ist die sittliche, nationale und religiöse Bedeutung. Die Meistersänger schufen sich und andern einen edlen Zeitvertreib, sie hielten auf Zucht und Ehrbarkeit, sie schlossen sich zu löblichem Thun treulich zusammen und förderten auch unter dem Volk den Sinn für Schönes und Gutes; sie weckten und nährten die Liebe zum Vaterland, denn sie sangen auch von seiner glorreichen Vergangenheit und seinen großen Helden; und durch ihre reiche Beschäftigung mit Gottes

Wort haben sie nicht wenig dazu beigetragen, daß das Volk Licht erhielt in geistlichen Dingen und daß namentlich der Reformation kräftig vorgearbeitet wurde (vgl. Hans Sachs).

Als Vertreter des Meistergesangs seien genannt: Michael Beheim (aus der Gegend von Weinsberg gebürtig, seines Zeichens ein Weber, ein weit herum gekommener wandernder Sänger; um 1450) — die drei Nürnberger Hansen: Hans Rosenblüt (der Schnepperer d. h. Schwätzer genannt, ein Wappen- und Turnierdichter, Verfasser von Weingrüßen und Weinsegen, um 1450) — Hans Folz (Barbier und, wie auch Rosenblüt, Verfasser von Fastnachtsspielen und sogen. Priameln, einer Art von Spruchgedichten; das Wort Priamel von praeambulum = Vorspiel) — Hans Sachs (Schuhmacher und Repräsentant von der Blütezeit des Meistergesangs; s. nächste Periode); auch dessen Lehrer Leonhardt Nunnenbeck war ein gefeierter Sangmeister.

§. 28.

Das weltliche Volkslied.

Während im Anfang des Mittelalters die Volkspoesie großartige Epen (Nibelungen, Gudrun) hervorgebracht hatte, so treibt sie jetzt auch reiche lyrische Blüten hervor. So lange die höfischen Dichter das Gebiet der Sangeskunst beherrschten, konnte das einfache, schlichte Volkslied keine besondre Beachtung finden; aber jetzt kommt es wieder hervor und geht auf siegreicher Bahn neben dem Meistergesang her. Der letztere hatte zwar unter dem Volk seine Pfleger, allein eigentlich populär wurde er nicht; das Volkslied dagegen ist aus dem Volk und für das Volk und hat darum allerorten die Herzen gewonnen. Der Meistergesang war gekünstelt und eingezwängt in die Regeln der Tabulatur; das Volkslied ist naturwüchsig und frei. Der Meistergesang war breit und langweilig; das Volkslied zeichnet sich aus durch seine Frische, Munterkeit und Gedrungenheit. Es begnügt sich, Empfindungen und Erlebnisse in unmittelbarem Ergusse kurz zu sagen; es führt die Gedanken nicht im Zusammenhange aus, deutet sie oft nur an; es liebt kein umständliches Ausmalen, sondern zeichnet seinen Gegenstand nur mit einigen Haupt-

zügen. Das ist, nach Goethes Ausdruck, der „kecke Wurf“ des Volkslieds. Dazu ist es in der Regel zart und edel, wehmütig oder heiter, oft ungemein schön, innig und rührend, so naturwahr und in seiner Einfachheit doch so kunstvoll, daß seine Nachahmung nur selten gelingt. Derbe und gemeine Lieder sind freilich auch in Kurs gekommen.

Was ist der Inhalt der Volkslieder? Die meisten sind eigentlich Minnelieder, handeln von Liebe und Freundschaft, von Abschied und Wiedersehen, von Hoffen und Entsagen, von Treue und Untreue; dabei wird, wie im Minnegesang, viel Bezug genommen auf Natur und Jahreszeiten; andere sind Wanderlieder, Jäger-, Soldaten- und Handwerkerlieder; wieder andre sind Reigen- und Tanzlieder, Gesellschafts- und Trinklieder. Auch geschichtlicher Stoffe bemächtigt sich das Volkslied und so nimmt es in seine lyrische Art auch ein episches Element auf; da hört man singen von Raubrittern und Kriegshelden, von Fehden und Schlachten, von Eroberungen und Freiheitskämpfen u. dgl. — Ältere Volkslieder sind z. B.: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod“. „So viel Stern am Himmel stehen“. „O Tannenbaum, o Tannenbaum“. „Morgen muß ich fort von hier“. „Es steht ein Baum im Odenwald“. „Zu Straßburg auf der Schanz“. „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“. „Innsbruck, ich muß dich lassen“ u. a.

„Wer hat denn das Liedlein gemacht?“ jedermann und niemand, muß man antworten; bei einem geschichtlichen Lied wird mitunter der Bescheid gegeben: „von einem, der dabei gewest;“ aber sein Name wird nicht genannt. Wann und wo ist das Lied entstanden? bleibt meist auch eine vergebliche Frage. Es tritt einmal irgendwo auf, geht von Mund zu Mund, verbreitet sich von Ort zu Ort, von Land zu Land (häufig lokale Färbung annehmend), und niemand kann mehr sagen, was sein Ausgangspunkt gewesen. Aufgeschrieben und gedruckt wurden die Lieder in der Regel erst, nachdem sie längst bekannt geworden waren und über ihr erstes Erscheinen niemand mehr eine Kunde hatte. Die ersten Volkslieder kamen schon im 12. Jahrhundert zum Vorschein; die Blütezeit bringt aber erst das Reformations-Jahrhundert. Im 17. und 18. Jahrh. wurde das Volkslied gegenüber der herrschenden gelehrten Poesie gering geachtet;

erst durch die Bemühung Herders, Goethes, der Romantiker, Uhlands und Hoffmanns v. Fallersleben (in musikalischer Hinsicht durch Erk und Silcher) ist es wieder gebührend zu Ehren gebracht worden. — Die erste Sammlung alter Volkslieder verdankt man einer Augsburger Nonne, Klara Hätzlerin (1471).

§. 29.

Die geistliche Lyrik.

Die höfischen Dichter hatten auch von der Gottesminne gesungen; allein ihre religiösen Lieder trugen zu sehr den Charakter von Betrachtungen an sich. Ebenso haben die Meistersänger sehr häufig Gegenstände des christlichen Glaubens behandelt, aber ihre Dichtungsart war zu trocken-schulmäßig, zu verstandesmäßig lehrhaft. Im Unterschied von dieser und jener Dichtung begegnet uns die Volkspoesie mit echt geistlicher Lyrik, mit edlen, freien Ergüssen frommgestimmter Gemüter. Am Ende des 9. Jahrh. treffen wir die allerersten geistlichen, originaldeutschen Lieder, die sogen. Leisen; dies waren kleine Strophen, gedichtet zu den Tönen des dem Volk zum gottesdienstlichen Singen gelassenen Kyrie eleison. Eine alte Osterleise heißt: „Christ ist erstanden von der Marter alle"; eine Pfingstleise: „Nun bitten wir den heiligen Geist". Auch bei außerkirchlichen Veranlassungen stimmte das Volk, namentlich seit dem 12. Jahrh., religiöse Gesänge an, z. B. bei Wallfahrten, Bittgängen, im Kriege 2c. (z. B. „In Gottes Namen fahren wir" — „Gott der Vater wohn uns bei" — „Sankt Maria, Mutter und Magd"). — Die Flagellanten (Geißelbrüder) sangen auf ihren Fahrten deutsche Bußlieder (z. B. „Nu hebent uf uvere Hende") und rührten damit ihre Zuhörer oft zu Thränen. — Die Ketzer hatten ihre besonderen Lieder und gewannen damit manchen Anhänger. Berthold von Regensburg (s. S. 84) empfahl daher als Gegenmittel angelegentlich das Singen von rechtgläubigen Liedern in deutscher Sprache. — Die Mystiker, wie Tauler und Suso, dichteten innige Lieder von der Gottesminne und veranlaßten auch andere dazu. — Bemerkenswert ist, daß man in jener Zeit, wo das Volk ein großes Verlangen nach religiösen Gesängen zeigte, weltliche

Lieder in geistliche umdichtete (z. B. „Innsbruck, ich muß dich lassen" in: „O Welt, ich muß dich lassen") und daß auch deutsch-lateinische Lieder verfaßt wurden (Mischlieder; z. B. „In dulci jubilo nun singet und seid froh! Unsres Herzens Wonne liegt in praesepio und leuchtet als die Sonne matris in gremio. Alpha es et O, Alpha es et O").

Unter den verschiedenen Sängern von geistlichen Liedern, welche vor der Reformation sich einen Namen gemacht haben, sind die bekanntesten Petrus Dresdensis (Rektor in Zwickau, † 1440 in Prag), Heinrich v. Loufenberg (Laufenburg a. Rh., Priester in Freiburg i. Br., ein sehr fruchtbarer, echt volkstümlicher Dichter, † um 1460), Michael Beheim (s. S. 93) und Muskatblut (beide Sänger von Marienliedern).

Die vorreformatorischen geistlichen Lieder litten meist noch an einem doppelten Gebrechen; ihr Inhalt war nicht echt evangelisch und ihre poetische Form noch sehr unvollkommen. Der rechte geistliche Liederfrühling kam erst mit der Reformation.

§. 30.

Die didaktische Poesie.

Die didaktische Poesie, deren kräftiges Aufblühen wir in der Zeit von 1190—1300 kennen gelernt haben, hat am Ausgange des Mittelalters noch verschiedene Vertreter gefunden. Teilweise erscheint sie auch noch breit und trocken, teilweise bündiger und frischer. Im ganzen genommen zeigt sie das Bestreben, mehr volkstümlich zu sein denn zuvor; dabei wird sie häufig derb und scharf satirisch.

Wir nennen Konrad v. Ammenhausen, Heinrich den Teichner und Peter Suchenwirt, als bedeutendsten aber Sebastian Brant.

a. Konrad v. Ammenhausen, ein Mönch zu Stein a. Rh., verfaßte das sogen. Schachzabelbuch (1337). In demselben erzählt er zuerst die Erfindung des Schachspiels; dann vergleicht er in umständlicher Ausführung die Figuren dieses Spiels mit verschiedenen Ständen im Menschenleben und verbindet damit mancherlei Belehrungen.

b. Heinrich der Teichner und Peter Suchenwirt (beide in Wien, um 1370) verfaßten „Spruchgedichte", in welchen sie meist die Fehler einzelner Stände rügten, z. B. der Weiber, der Priester, der Ritter u. a.

c. **Sebastian Brant.** Von ihm ist das bedeutendste satirische Lehrgedicht des 15. Jahrhunderts, **Das Narrenschiff** (1494). Er verfaßte es zu Basel, wo er Professor der Rechte war; hernach bekleidete er das Amt eines Syndikus in seiner Vaterstadt Straßburg und starb dort anno 1521. In seiner Schrift behandelt er in 114 Abschnitten ebenso viele Narrensorten. Er bringt sie, da ein Wagen sie nicht faßt, auf ein Schiff und fährt mit ihnen nach Narragonien. Sie werden nun der Reihe nach als wahrhaftige Narren beschrieben. Der Verfasser selbst sitzt vorne an im Schiff als Vertreter der Büchernarren, welche viel Bücher besitzen und wenig davon verstehen; unter andern kommen zum Vorschein Kleidernarren, Geldnarren, alte Narren, große Narren und grobe Narren, närrische Eltern, die ihren Kindern nur zum Vergänglichen helfen, närrische Kirchenbesucher, die beim Gottesdienst gaffen und schwatzen, närrische Christen, die wie Heiden Zauberei treiben und der Schrift nicht glauben, närrische Fürsten, die in Zwietracht sich selbst verderben u. s. w. Mit allem sittlichen Ernst und mit strenger Wahrheitsliebe werden die verkehrten, traurigen Zustände in politischen, kirchlichen und geselligen Kreisen aufgedeckt und gegeißelt. Der Verfasser selbst ist gut kirchlich gesinnt, aber die argen Mißbräuche in der Kirche übergießt er doch mit scharfer Lauge und er sieht voraus, daß „Sankt Peters schiflein vil sturm und plage han" werde, ja daß „vast der undergank" für dasselbe zu besorgen sei. — Das Wort „Narrheit" ist in der vorliegenden Schrift nicht bloß im intellektuellen, sondern auch im ethischen Sinn zu verstehen, bezeichnet somit nicht bloß eine Verkehrtheit des Verstandes, sondern auch und hauptsächlich des Willens, des Herzens; der Begriff ist also derselbe wie im biblischen Sprachgebrauch, z. B. in den Sprüchen Salomos. Als Mittelpunkt der Weisheit wird die Selbsterkenntnis bezeichnet, als Mutter der Tugenden die Armut (vgl. die Mystiker) und als Quelle des Glücks die Zufriedenheit. — Das „Narrenschiff", das getreue Spiegelbild seiner Zeit, verbreitete sich in die weitesten Kreise, Gelehrte haben

es erklärt und Prediger haben in der Kirche darüber gesprochen (so Geiler von Kaisersberg (s. §. 31); es wurde auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Geschrieben war es im elsäßischen Dialekt und mit ergetzlichen Holzschnitten geziert. — In der nächsten Periode finden wir wieder einen Straßburger Satiriker, den Mönch Thom. Murner (s. unten §. 40).

§. 31.

Die deutsche Prosa.

Sie ist ziemlich reich vertreten am Ausgang des Mittelalters. Dem Inhalt nach zerfällt sie in weltliche und geistliche; die letztere ist aber weitaus die bedeutendste.

a. Weltliche Prosa. Dazu gehören einmal als eine neue Erscheinung Umschreibungen alter epischer Poesien in Prosa (z. B. Tristan, Wigalois, Herzog Ernst); ferner Übersetzungen von fremdländischer Prosa (aus dem Lateinischen: die märchenhaften gesta Romanorum; aus dem Italienischen: der Decamerone Bocaccios, Stücke von Petrarca u. a.; aus dem Französischen: die Sage von Melusine u. a.; ein fleißiger Übersetzer war unter andern H. Steinhöwel, Arzt in Eßlingen und Ulm um 1470). Weiter sind hier noch zu nennen verschiedene Chroniken, teils Städte-, teils Länderchroniken. Die bedeutenderen sind: die Straßburger Chronik von dem Straßburger Chorherrn Fr. Closener (1362); die elsässische Chronik von dem Straßburger Domherrn Jakob Twinger v. Königshofen (c. 1400); die Limburger Chronik u. a.; es gab auch Reimchroniken (in poetischer Form).

b. Geistliche Prosa. Sie besteht hauptsächlich in Predigten und andern erbaulichen Schriften, auch in Bibelübersetzungen. — Wir nennen hier (§. 24 fortsetzend) folgende Namen:

1. **Meister Heinrich Eckart**, Dominikaner-Provincial, Lehrer und Prediger zu Straßburg und Köln, † als Prior zu Frankfurt a. M. 1329. Er ist ein tiefsinniger Geist, der Vater der deutschen Mystik. Der Kern seiner Predigten ist: die Seele soll sich nicht an die vergängliche Kreatur hängen, sondern mit Gott, dem alleinigen, ewigen Gute, so vereinigen, daß zwischen beiden kein Unterschied

mehr gemerkt werden kann; „der grunt gotes und der grunt der sêle sint ein wesen“.

2. **Johannes Tauler**, auch ein Dominikaner und Prediger zu Straßburg, † daselbst 1361. Er war ein Schüler des geistvollen Eckart, aber zu rechter geistlicher Erkenntnis und zum wahrem Leben in Gott gelangte er erst durch die entscheidende Wendung, welche der Gottesfreund Nikolaus von Basel bei ihm herbeigeführt hatte. Die Grundgedanken seines Lehrens und Predigens hat er ausgesprochen in der Schrift: „**Nachahmung des armen Lebens Christi**“. Der Mensch hat arm zu werden, von sich und der Kreatur auszugehen, er muß „entwerden“, dann erst kann Gott mit seiner Liebe und seinem Leben in ihn eingehen, dann wird er reich in Gott, gottförmig, ja vergottet. Die Predigten Taulers zeichnen sich aus durch Kraft, Innigkeit und Freimut; daher traf ihn auch der päpstliche Bannfluch. Luther achtete ihn sehr hoch als einen Zeugen von der notwendigen Rückführung der Kirche zu apostolischer Einfachheit und Reinheit.

3. **Heinrich Suso**, „der Seuse“, auch ein Dominikaner, gebürtig aus Konstanz und gestorben zu Ulm 1365. Nach seinen Schriften scheint er auch ein Schüler Eckarts zu sein. Er schrieb außer seiner Selbstbiographie „ein Büchlein von der ewigen Weisheit“. Ach Kinder, so ermahnt er, werdet nichts in euch selber und versenket euch in Gott, in das Ein und Alles!

4. **Geiler v. Kaisersberg**, aus Schaffhausen gebürtig, Professor zu Basel, Prediger in Freiburg, Würzburg und seit 1478 in Straßburg; † daselbst 1510. Was sein Freund Seb. Brant in Form der Satire gegeißelt hat, nämlich das mannigfache Verderben der Zeit, insbesondre der Kirche, das hat er in freimütiger Predigt aufgedeckt und gestraft. Über Brants „Narrenschiff“ hat er 110 Predigten gehalten. In einer derselben erzählt er von einem weltlich gesinnten, mit einem großen Zeug auf die Jagd fahrenden Bischof. Ein Bauer verwunderte sich über diesen geistlichen Herrn. Der Bischof bemerkte ihm, er sei nicht bloß Bischof, sondern auch ein weltlicher Fürst. Wenn aber zuletzt der Teufel den Fürsten nimmt, erwidert der Bauer, was thut dann der Bischof dazu?

5. **Die deutsche Theologie** (von unbekanntem Verfasser), „ein edles Büchlein vom rechten Verstand, was Adam und Christus sei,

wie Adam in uns sterben und Christus in uns erstehen soll". Man lernt aus ihm am besten, was Mystik ist: das Ausgehen von der Kreatur und das völlige Sichversenken in Gott. Die drei Stufen der mystischen Heilsordnung sind hiernach: Reinigung, Erleuchtung und Vereinigung (das Ziel der Vollkommenheit: die Vergottung des Menschen durch Christus). Luther hat das Büchlein zuerst veröffentlicht (1518), befürwortet und citiert es häufig. Nächst der Bibel und St. Augustin, bemerkte er, sei ihm kein Buch fürkommen, daraus er mehr erlernet hab, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien, denn aus diesem. J. Arndt hat es auch publiciert und mit einer Vorrede versehen.

6. **Die neun Felsen** von dem Kaufherrn Rulman Merswin in Straßburg (1352). Ein Büchlein mit kräftigen Weckstimmen an die schläfrige, laue Christenheit. Es wird gezeigt, wie geistliche und weltliche Stände sogar verderbt sind und wie die Christen, die auf neun Felsen an einem himmelhohen Berg immer mehr aufwärts steigen sollten, größtenteils unten bleiben oder von einer höheren Stufe wieder heruntersinken und nur ganz wenige von ihnen das Ziel der Vollkommenheit erreichen.

Anmerkung. Das Büchlein des Thomas a Kempis „von der Nachfolge Christi" ist ursprünglich lateinisch geschrieben, wurde aber, wie in viele andre Sprachen, so auch bald ins Hochdeutsche übersetzt. Der Verfasser gehörte zur „Bruderschaft des gemeinsamen Lebens" und starb als Prior des St. Agnesklosters bei Zwoll (1471).

7. **Erste Bibelübersetzungen.** Wie man in unsrem Zeitabschnitt allerlei Weltliches aus fremden Sprachen ins Deutsche übertragen hat, so hat man jetzt auch häufige Versuche gemacht, die Bibel zu „tütschen". Dies geschah nicht nur mit einzelnen wichtigen Teilen derselben (Psalter und Evangelien), sondern auch mit der ganzen Schrift. Hochdeutsch erschien sie während der Zeit von 1466—1518 in 14 Ausgaben (die zwei ersten zu Straßburg und die zehnte ebendaselbst, die vierte und neunte in Nürnberg, die dritte, die fünfte bis zur achten und wieder die elfte bis zur vierzehnten in Augsburg; hier also neun im ganzen) und niederdeutsch zwischen 1420 und 1522 in 4 Ausgaben (die zwei ersten zu Köln, die dritte zu Lübeck und die vierte zu Halberstadt). Diese Ausgaben sind nicht als eben

so viele verschiedene Übersetzungen, aber auch nicht als bloße Abdrücke von einer Übersetzung anzusehen; sie erschienen mehr oder weniger verändert. Eine starke Verbreitung haben, wie es scheint, diese Bibelübersetzungen nicht gefunden; sie waren auch nicht volkstümlich genug. Sie litten zudem an zwei großen Hauptmängeln: sie waren nicht aus dem Grundtext, sondern aus der Vulgata übersetzt und die Sprache war noch auffallend rauh und unbeholfen.

Aus der ersten deutschen (zu Straßburg 1466) gedruckten Bibel geben wir eine Probe; dort lautet Psalm 1 also (nach einem auf der Stuttgarter Bibliothek befindlichen Exemplar):

„Selig ist d· man d· nichten gieng in de· rat der vnmilten vnd nichten stund in de· Weg d· sünd· vnd nichten saß auf de· stule der verwüstung. Wann sein will ist in de· ee des herren: vn· in seiner ee betracht er tage vn· nacht. Vnd er wirt als das holtz das do ist gephlantzet bey de· ablauff der wasser: das sein wucher gibt in seim zeyt. Vn· sein Laub zerfleust nit: vnd alle ding die er tut die werdent gelücksam. O ir vnmilte· nit also tut also: wann als das gestüpp das der wind verwürfft vo· de· antlütz der erd. Dorum die vnmilte· die erstend nit in de· vrteyle: noch die sünder in de· rat der gerechte· Wan der herr erkant de· weg d· gerechte: vn· der steyg d· vnmilte· verdirbt".

Mit diesem Stück einer mangelhaften Bibelübersetzung beschließen wir unsern Gang durch die mhd. Litteratur und wenden uns jetzt zu der nhd. Periode, bei deren Beginn uns Luthers Bibelübersetzung wie eine aufgehende Sonne entgegenleuchtet.

Dritter Teil.

Die neuhochdeutsche Periode.

Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegegenwart.

§. 32.

Beginn und Charakter des Neuhochdeutschen.

a. Das Ende des Mittelalters hat uns die deutsche Litteratur in keinem günstigen Zustand erkennen lassen. Von der früheren

Höhe ihrer Entwicklung sank sie wieder herab; auf ihr kräftiges, reiches Aufblühen folgte ein auffallendes Verblühen. Den Gegenständen, welche behandelt wurden, mangelte es an durchschlagender, bleibender Bedeutung, und unter den Poeten waren keine von hervorragender schöpferischer Kraft. Die Geister wurden nicht bewegt und gehoben durch großartige Thaten und Ereignisse; das geistige, religiöse und sittliche Leben lag so sehr darnieder, daß es nicht nur nicht zu dichterischem Schaffen begeisterte, sondern vielmehr Ursache zum Klagen und Spotten gab. Deßhalb waren auch die besten Schriften, welche wir zuletzt kennen lernten, diejenigen, in welchen edle Männer das große Verderben der Zeit schonungslos aufdeckten und zu seiner Heilung beizutragen bemüht waren. Waren ehedem Geistliche und Adelige die geistigen Führer der Nation und die bedeutendsten Vertreter der Litteratur, so hatten sie jetzt diese Stellung nicht mehr inne; sie waren in Bildung und Sitten so gesunken, daß sie die häufigsten Gegenstände der Satire waren. Fürsten, welche Poesien und Litteratur gefördert hätten, fanden sich auch keine mehr; Kaiser Maximilian machte noch eine rühmliche Ausnahme. In der Hauptsache waren es zuletzt ehrsame Handwerker, welche die Poesie liebten und übten; es fehlte ihnen aber doch zu sehr an allgemeiner Bildung, als daß sie weit über das Versemachen hinausgekommen wären. Und wie die Zeit selbst nichts Großes hervorbrachte, so unterließ man es auch, sich an den klassischen Schöpfungen früherer Poeten zu erwärmen und zu bilden. Dieselben fielen meist der Vergessenheit anheim. Selbst die Sprache zeigt einen Verfall gegenüber von der früheren Blütezeit; sie erscheint grammatisch ungenau und stilistisch nachlässig.

b. Neben diesem Verfall deutscher Bildung und Litteratur kommen aber in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. deutliche Vorboten einer neuen Zeit zum Vorschein. Dazu gehören einmal die epochemachenden Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst und die Entdeckung neuer Länder. Das waren gleichsam die Pforten, durch welche der neue Geist seinen Einzug gehalten hat. — Durch die Erfindung des Schießpulvers wurde die Kriegsführung eine andere als bisher; das Rittertum, ohnehin schon gesunken, verlor vollends seine Bedeutung und an Stelle des ritter-

lichen Heerbannes traten gemietete und mit der Zeit stehende Heere; dadurch wurden auch die das Mittelalter beherrschenden Feudalverhältnisse gelockert. — Die Entdeckung neuer Länder erweiterte nicht nur den wissenschaftlichen, sondern auch den praktischen Gesichtskreis; es kam zu neuen, kühnen Unternehmungen, zu einem mannigfaltigeren, stärkeren Völkerverkehr und zu einem raschen materiellen Aufschwung. — Die Erfindung der Buchdruckerkunst (1440) hat auf Litteratur und Bildung in unmittelbarster und kräftigster Weise eingewirkt. Die Herstellung der Bücher geschah jetzt nicht nur viel wohlfeiler als zuvor, sondern auch viel rascher; sie konnten leicht in jedermanns Besitz kommen und sie wurden fortan das wirksamste Mittel zu allgemeinerer Volksbildung. Die Gedanken eines Mannes konnten jetzt bald die Gedanken aller werden.

c. Was aber zu einem frischen Geistesleben und zu neuem litterarischem Schaffen vornehmlich den Anstoß gegeben und der kaum erfundenen Buchdruckerkunst sofort zu größter Bedeutung verholfen hat, das war das Wiedererwachen der Künste und Wissenschaften, auf geistigem Gebiet eine Art Wiedergeburt (Renaissance; Humanismus). Der Anfang geschah in Italien. Dort haben im 15. Jahrh. mehrere Fürstenhäuser und auch einzelne Päpste das Studium der lateinischen und griechischen Schriftsteller mächtig gefördert; bedeutende Gelehrte und Dichter haben die Flamme der Begeisterung für die altklassischen Schätze weiter getragen. Dies geschah noch in höherem Maße, als einige gelehrte Griechen und hernach (seit der Eroberung von Konstantinopel, 1453) ganze Scharen von Männern der Wissenschaft nach Italien gekommen waren und dort auf den zahlreich gegründeten Universitäten, Gymnasien und Kunstschulen um Verbreitung der neuen Bildung sich bemühten. Zu den bedeutendsten dieser Männer gehörte Manuel Chrysoloras, Bessarion, Pikus v. Mirandola und Laurentius Valla (letzterer oft als Schrifterklärer von Luther zitiert). — Von Italien aus verbreitete sich der Humanismus auch nach Frankreich und England; einen ganz besonders fruchtbaren Boden fand er aber in Deutschland. Eine Reihe von bedeutenden Männern trat in seinen Dienst und eine Universität um die andere that ihm ihre Hallen auf (vier waren schon vor dem Jahr 1400 vorhanden und bis 1477 kamen

noch zehn weitere dazu). Die bekanntesten deutschen Humanisten waren: Agrikola, Reuchlin, v. Hutten und Melanchthon. Rud. Agrikola, in Italien mit griechischen Gelehrten bekannt geworden, lebte teils in Heidelberg teils in Worms und suchte in unabhängiger privater Stellung die klassische Philologie zu verbreiten; in seinem Alter erlernte er noch hebräisch; er starb 1485. — Johann Reuchlin, 1455 zu Pforzheim geboren, studierte in Frankreich und kam wiederholt nach Italien; er war Vorsitzender des schwäbischen Bundesgerichts, später Professor in Ingolstadt und zuletzt in Tübingen; † 1522 zu Stuttgart. Reuchlin hat als Meister der griechischen Sprache und als erster bedeutender Hebräer der Reformation wesentlich vorgearbeitet und zum Grundtext der heil. Schrift den Schlüssel dargereicht. — Ulrich v. Hutten, ein Ritter aus Kurhessen, führte als Gelehrter und Dichter ein unstetes Wanderleben, kämpfte mit feuriger Begeisterung für die neue Bildung, für politische und religiöse Freiheit und starb im besten Mannesalter auf der Insel Ufenau im Züricher See (1523). Über seine deutschen Schriften s. §. 40. — Phil. Melanchthon (Schwarzert), geboren 1497 zu Bretten, war ein Verwandter und Schüler Reuchlins und kam durch dessen Empfehlung als Lehrer des Griechischen und Hebräischen an die Universität Wittenberg (1518), wo er neben und mit Luther als praeceptor Germaniae im größten Segen wirkte. An der deutschen Bibelübersetzung hat er in gewissenhafter Treue mitgeholfen; die zwei ersten Glaubensbekenntnisse unsrer evangelischen Kirche hat er auch verfaßt (lateinisch). Er starb 1560.

d. Und was ist über den Einfluß des Humanismus auf deutsche Bildung und Litteratur zu urteilen? Zunächst ist er ein günstiger und segensreicher zu nennen. Ihm war es zu danken, daß in die Geister wieder ein frischer Zug kam, daß man freimütig um Geistes- und Gewissensfreiheit kämpfte, daß das Studium des Wortes Gottes die willkommensten Förderungsmittel erhielt und daß die deutsche Poesie wenigstens formell gebessert wurde. — Daneben ist aber nicht zu verkennen, daß der Humanismus auf das nationale Bewußtsein und die Volkslitteratur nachteilig eingewirkt hat. Das deutsche Volk brach mit seiner Vergangenheit und dies zu einer Zeit, wo es auf dem Punkte war, sich aus sich selbst zu

erneuern. Ein fremdes Element trat in das deutsche Geistesleben ein und führte zu einer tiefgehenden Krisis. Der Stand der Gelehrten scheidet sich mehr und mehr von den Ungelehrten, die Gebildeten vom gemeinen Volk; die lateinische Sprache erhielt in der wissenschaftlichen Welt den Vorzug und die deutsche Muttersprache, welche doch zur Zeit der Reformation in so kräftigem und süßem Laut zu erklingen angefangen hatte, wurde vernachläßigt. Die meisten großen Männer bereicherten fortan und auf lange Zeit hinaus mit ihren Schriften nicht mehr die die deutsche, sondern die lateinische Litteratur und auch manche namhafte Poeten haben ihre Lieder lateinisch gesungen (vgl. Nik. Frischlin, † 1590 und Jak. Balde, † 1668); ein „deutscher Poet" zu sein wurde nachgerade für einen Schimpf gehalten. Dazu kam noch ein viel größerer Schaden. Eben zu der Zeit, wo der deutsche Geist mit dem Evangelium sich zu vermählen im Begriffe war, wo also eine deutsch-christliche Bildung hätte begründet werden können, da machte sich eine fremde, heidnische Anschauungsweise geltend und die Folge davon war, daß ein namhafter Teil der deutschen Schriftsteller von dem wahren Lebensgrunde unsres Volkes sich losgelöst hat.

e. Die entscheidende Wendung zur neuen Zeit und der eigentliche Inhalt für ihre Bewegungen kam erst mit der Reformation. Ihre Notwendigkeit war längst erkannt; viele edle Männer und sogar Concilien hatten sie gefordert; die Satiriker hatten schonungslos das Verderben aufgedeckt; fromme Prediger hatten den Weg zur Besserung gezeigt; Gelehrte hatten das Licht freier Wissenschaft auf den Leuchter gestellt — endlich erschien in Dr. Martin Luther auch der Mann, der durch seine Begabung und seinen Charakter, durch seine Lebensführung und durch die Gunst der Zeitverhältnisse dazu berufen war, wie das hohe Werk der Reformation durchzuführen, so auch für deutsche Sprache und Litteratur einen neuen Grund zu legen.

§ 33.

Eigentümlichkeit der neuhochdeutschen Sprache.

a. Entstehung des Neuhochdeutschen. In der ganzen vorreformatorischen Zeit fehlte es dem deutschen Volk doch an einer

ganz einheitlichen Sprache. Neben dem Ahd. und Mhd. wurde das Plattdeutsche nicht nur gesprochen, sondern auch litterarisch gebraucht; und auch innerhalb des Hochdeutschen haben sich bis daher einzelne Dialekte mehr oder weniger geltend gemacht, so daß die Schriftsprache bald fränkisch, bald schwäbisch, bald bayrisch 2c. gefärbt erschien. Luthers Wunsch war es, für das ganze deutsche Volk schreiben zu können. Daher wählte er für seine Schriften, vor allem für die Bibelübersetzung, nicht einen bestimmten Dialekt, auch nicht den ihm nahe liegenden obersächsischen oder meißnischen, sondern er entschied sich für diejenige Gestaltung des Deutschen, welche schon angefangen hatte, Schrift- und Reichssprache zu sein. Das war die Kanzleisprache, wie sie sich durch den Gebrauch teils bei Reichstagen teils an Fürstenhöfen, insbesondere am kaiserlichen, herausgebildet hatte. Sie hielt die schöne Mitte zwischen dem härteren Oberdeutschen und dem weicheren Niederdeutschen und war insofern vollkommen geeignet, einen guten Klang zu geben und die Schriftsprache für Gesamt-Deutschland zu werden. Luther selbst sagt: „Ich habe keine sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich haben im Römischen Reich die deutsche Sprache in eine gewisse Sprache gezogen. Darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache“. — Die Dialekte sind als Volkssprache geblieben und haben ihre Art besser behalten als das Schriftdeutsch, welches im Lauf der Zeit noch manche Wandlungen, nachteilige und förderliche, erfuhr. Wäre die deutsche Schriftsprache, wozu Luther mit seiner genialen Sprachmeisterschaft den Grund gelegt hatte, fortan nur auch von den Gelehrten benützt und kultiviert worden, dann wäre es nicht so bald und nicht zu einem so traurigen Verfall des Deutschen gekommen.

b. Charakteristische Merkmale des Neuhochdeutschen. Die Kraft und Fülle, die Breite und Schwerfälligkeit des Ahd. und Mhd. wurde mehr und mehr aufgegeben; die Sprache erhielt im allgemeinen mehr Beweglichkeit und Geschmeidigkeit, wurde aber auch eintöniger und schwächer. — Eine Anzahl von Wörtern

kam als veraltet außer Gebrauch z. B. urständ Auferstehung, bass besser, was war, selich solch, bis sei, michel groß, lützel wenig, zehant alsbald, thürstig eifrig, lören heulen, gel blau 2c. Andere Wörter kamen als neue Bildungen erst in Umlauf z. B. Bewußtsein, Bedarf, Beifall, Flinte, Gaul, Hieb, Kopf, Mädchen, Muskel, Nachmittag, Nichte, Nießbrauch, Oberfläche, Rang, Säbel, schüchtern, spröd u. a. Manche Ausdrücke veränderten ihre Bedeutung, z. B. demuot (urspr.: sklavischer Sinn), einfältig (urspr. in gutem Sinn gebraucht), schalk (urspr. eben Knecht), dick (urspr.: oft), gerecht (urspr.: bereit, fertig; so noch in der Volkssprache gebraucht); gemein, niederträchtig (urspr. auch in gutem Sinne gebraucht). Der Wortvorrat wurde auch durch fremde Elemente vermehrt, z. B. brav, Dame, Stoff, Grenze, Kutsche u. a. — Die Flexionsendungen warfen Laute ab und wurden dadurch kürzer, schwächer und flüchtiger. Ungute Zusammenziehungen von Wörtern wurden aufgelöst, vgl. bistu, hastu, woltestu, taetestu, sichstu, kompstu, deist (das ist), alrerst (allererst), zem (zu dem), eim (einem), dirre (dieser). — Umlaute und Brechungen der Vokale kommen häufiger vor; äu ist ein spezifisch neuhochdeutscher Umlaut (entstanden aus au und dies von u). — Die Wörter werden häufig verkürzt durch Lautzusammenziehung und Lautwegfall, vgl. steigel steil, arebeit Arbeit, angest Angst, ambet Amt, bapest Papst, werlt Welt, jungherr Junker, enikel Enkel, ane an, abe ab, darumbe darum, erkel Eckel, swer wer, swenne wenn. Seltener geschieht das Gegenteil, daß Wörter verlängert werden, z. B. ê eher, ê Ehe, Bund, nu nun, jeman jemand, mê mehr, swind geschwind, walm Qualm, klao schlau, broede spröde, nit nicht. Auch Lautumstellung kommt vor, z. B. trahen Thräne, born Brunnen, burnen brennen, befelhen befehlen. — Die Konsonanten werden oft verdoppelt zu Erzeugung von künstlichen Kürzen, z. B. biten bitten, ritaere Ritter, bal Ball, wafe Waffe, man Mann, her Herr, himel Himmel, got Gott, komen kommen. — Ebenso werden Vokale häufig verdoppelt, z. B. ber Beere, her Heer, se See, ar Aar, har Haar, mos Moos; Vokale erhalten Dehnuung durch ein nachgesetztes h, z. B. ane ohne, ere Ehre, we weh, wonen wohnen, mer mehr, tun thun, zal Zahl,

lon Lohn, sêre sehr, in ihn, ir ihr (die neuere Orthographie hat das überflüssige Dehnungs-h wieder beseitigt). — In Betreff des Vokal-Übergangs sind folgende Beispiele lehrreich: ane ohne, manot Monat (a in o); bîht Beicht, grîfen greifen, drî drei, bî bei, lîp Leib, wîp Weib (î in ei); ouge Auge, boum Baum, ouch auch, gelouben glauben, vrouwe Frau (ou in au); uz aus, brun braun, ûf auf, kum kaum (u in au); bluot Blut, muoter Mutter, bruoder Bruder, guot gut, kuo Kuh, muot Mut (uo in u); iuch euch, iuwer euer, tiure teuer, aventiure Abenteuer, ungehiure ungeheuer, liugest lügst (iu in eu); vröute Freude, ströu Streu (öu auch in eu). — Das Wesentliche der Konsonanten-Verwandlung kann an folgenden Wörtern abgenommen werden: ahte Acht, biht Beicht, vruht Frucht, wahsen wachsen, vehten fechten, niht nicht, hoehst höchst, liehten leuchten, bedaht bedacht, mohte mochte (h in ch); tac Tag, balc Balg, boc Bock (c in g und k); vri frei, vrum fromm, vul faul, vaden Faden, vallen fallen, vest fest, vrouwe Frau, vriunt Freund, volgen folgen, vrô froh, vrâgen fragen (v wurde fast durchaus für f gebraucht). — Der Umlaut e wir nun auch als ä geschrieben, z. B. fellen fällen, ber Bär, sege Säge, eher Ähre. — Aus der Nachsilbe ec oder ac wird ig, z. B. bloutec blutig, durstac durstig, weinac wenig. — Einige Substantive nehmen ein anderes Geschlecht an, z. B. daz ber die Beere, daz eher die Ähre, der distel die Distel, der trahen die Thräne, der zaher die Zähre, diu sluc der Schluck, der snecke die Schnecke, der seite die Saite, der mistel die Mistel, daz tëler der Teller, der van die Fahne, der luft die Luft, diu aventiure das Abenteuer, diu vrevel der Frevel, der und daz tempel der Tempel, der, diu und daz spor die Spur (der Volksdialekt hat vielfach noch das früher gebräuchliche Geschlecht beibehalten).

Erster Abschnitt.

Die grundlegende, reformatorische Zeit.

1500—1624.

Grund und Krone der in dieser Zeit geschaffenen, reichen und vorherrschend geistlichen Litteratur ist Luthers Bibelübersetzung,

das teuerste Juwel und die fruchtbarste Schrift in der ganzen Litteraturgeschichte. An sie schließt sich an eine große Zahl prosaischer Schriften erbaulichen Inhalts. Das evangelische Kirchenlied entwickelt sich rasch zu hoher Blüte in solcher Glaubenskraft, Volkstümlichkeit und Gemütswärme, daß es für alle Zeiten mustergiltig wird. — Auf dem Gebiet der weltlichen Dichtung, wo nur wenig bedeutende Poeten thätig sind, kommt Episches und Dramatisches zum Vorschein, namentlich aber Didaktisch-Satirisches.

§. 34.

Luthers Bibelübersetzung.

a. Die Vorgeschichte dazu. Bibelübersetzungen und zwar deutsche gab es auch schon lange und manche vor Luther. Die früheste war die gotische (s. S. 9), um 370. — Dann stand es lange Jahrhunderte an, bis es zu einer vollständigen Bibelübersetzung kam. Seit dem 8. Jahrhundert jedoch gab es Verdeutschungen von einzelnen biblischen Büchern, z. B. von den Psalmen, Evangelien, Perikopen, Hiob, dem Hohen Lied, der Offenbarung Johannis, von Stücken aus den Propheten, dem Prediger, der Weisheit und von paulinischen Briefen; dazu kamen viele deutsche Glossen (Randbemerkungen) und Auslegungen zu dem lat. Text; auch an Otfrieds „Evangelienbuch“ und den „Heliand“ sei wieder erinnert (s. S. 27. 28. 30). Sicher ist, daß schon vor 1400 eine deutsche Übersetzung der ganzen Bibel vorhanden war. Die allererste, von der wir wissen, war eine geschriebene; Kaiser Wenzel hatte sie anfertigen lassen. Die Bibel war eines der ersten Bücher, welches lateinisch und dann auch deutsch gedruckt wurde. Daß vor 1518, beziehungsweise vor 1522, schon 14 hochdeutsche und 4 niederdeutsche Bibelübersetzungen vorhanden waren, wurde oben schon (s. S. 100) nachgewiesen. Während sie aber meist der Vulgata folgten, viele Stellen mißverstanden und noch ein rauhes, unbeholfenes Deutsch gaben (vgl. die Probe S. 101), ging Luther sorgfältig auf den Grundtext zurück und schrieb ein mustergiltiges Deutsch.

b. Der Verlauf von Luthers Übersetzungsarbeit. In demselben Jahre, wo die Reformation ihren Anfang nahm, findet

sich auch die erste Übersetzungsarbeit Luthers; da er mit seinen 95 Thesen in die Christenheit hineinrief: es werde Licht! da war es ihm auch drum zu thun, das Licht des Wortes Gottes auf den Leuchter zu stellen. Anno 1517 fing er an mit den sieben Bußpsalmen; 1521 folgte das Vaterunser, die zehn Gebote, das Magnifikat (Lobgesang der Maria) mit dem Gebet Salomos, einige Psalmen und Perikopen. Gegen Ende des Jahres 1521 (er befand sich damals in unfreiwilliger Muße auf der Wartburg) faßte er den Entschluß, das Neue Testament zu verdeutschen; ob er sich auch ans Alte wagen könne, war ihm noch fraglich. Noch auf der Wartburg führte er sein Vorhaben aus und so erschien das Neue Testament gedruckt im Sept. 1522. Kurz darauf wurde das Alte Testament in Angriff genommen; schon 1523 war der Pentateuch vollendet, 1524 folgten die historischen Bücher und Hagiographen; 1532 kamen die Propheten heraus (einzelne schon früher); endlich schlossen das gesamte Bibelbuch die Apokryphen, 1529, 1533 u. 34. In letzterem Jahre erschien denn auch die Bibel als Ganzes übersetzt (gedruckt in Wittenberg bei Hans Lufft)*. Luther erlebte zehn Auflagen; die letzte Ausgabe seiner Hand ist von 1545.

c. Beurteilung von Luthers Bibelübersetzung.

1. Sie war ein schwieriges Werk. Schon an und für sich war es eine umfangreiche und mühsame Arbeit; die Vorarbeiten konnten nicht viel benützt werden; die Sprachwissenschaft mit ihren Hilfsfächern war erst im Aufblühen begriffen; ein fremder Sprachgeist mußte dem deutschen Idiom angepaßt werden; Luther stand zu gleicher Zeit an manchen andern und großen Arbeiten. Doch hatte er auch treue, geschickte und gleichgesinnte Gehilfen, namentlich Phil. Melanchthon, Justus Jonas, Joh. Bugenhagen, Kasp. Cruciger und Aurogallus. — Er selbst äußerte sich über die Schwierigkeiten des Werks also: „Ach Gott, wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen deutsch zu reden. Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutschen nachfolgen; gleich als ob eine Nachtigall sollte ihre liebliche Melodei verlassen und dem Kuckuk nachsingen“.

---

* Preis der Bibel 3—4 fl., zuvor kostete eine geschriebene 3—400 fl.

— Und wiederum: „Ich habe mich deß beflissen, daß ichs rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei bis vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, Mag. Philipp, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen oft kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kanns ein jeder lesen und meistern; läuft jetzt einer mit den Augen durch drei, vier Blätter und stößt nicht an, wird aber nicht gewahr, wie viel Wacken und Klötze da gelegen sind, da es jetzt überhin gehet wie über ein gehofelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist". — Je länger er mit der Sache zu thun hatte, desto mehr kam es ihm zum Bewußtsein, was übersetzen heiße; es sei daher auch, bemerkte er einmal, bei ihm dafür gesorgt, daß er nicht in dem Irrtum sterbe, als wäre er gelehrt gewesen.

2. Luther war besonders befähigt zur Verdeutschung der Bibel. Er war ein hocherleuchteter, herzlich frommer, in Glaubenssachen gewissenhafter und an geistlicher Erfahrung reicher Theologe, durchdrungen von der Hoheit des göttlichen Wortes, sich kindlich vor ihm beugend und doch wieder mit unbefangenem, scharfem Geist in dasselbe eindringend. Zudem bewies er sich als einen feinen Sprachkenner und gewandten Sprachmeister, als einen Mann aus dem Volk und für das Volk. — Daß zum Dolmetschen besondere Befähigung erforderlich sei, das hat er in folgenden Worten ausgesprochen. „Es ist ja Dolmetschen nicht eines jeglichen Kunst, wie die tollen Heiligen meinen; es gehört dazu ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren, geübt Herz. Geist muß dabei allein Meister und Präceptor sein. Darum halte ich, daß kein falscher Christ noch Rottengeist treulich dolmetschen könne".

3. Der Luther'schen Bibelübersetzung müssen wir große Vorzüge zuerkennen. Fürs erste ist sie das, was sie sein soll, nämlich deutsch, rein deutsch. Die Wörter sind deutsch, ebenso die Konstruktion und Ausdrucksweise; Fremdartiges hat er möglichst ferne gehalten. Sein gutes Bibeldeutsch ist um so mehr zu bewundern, wenn man sich daran erinnert, wie mangelhaft die deutsche Sprache von den damaligen Gelehrten gehandhabt wurde. — Bei einem Anstand im

Übersetzen erklärte einmal Melanchthon: „es ist mir nur ums Griechische"; Luther erwiderte: „und mir ums Deutsche". — Ein andermal sagte er: „Ich habe deutsch und nicht lateinisch noch griechisch reden wollen". Bei mehreren Stellen, wo er den Grundtext nicht wörtlich, sondern eben mit einem zutreffenden deutschen Ausdruck wiederzugeben bemüht war, hat er seine Schreibweise begründet und verteidigt (vgl. „Weß das Herz voll ist", nicht: Überfluß des Herzens. „Maria, du Holdselige", nicht: Maria voll Gnaden. „Allein durch den Glauben", nicht bloß: durch Glauben, weil die Rechtfertigung durch Werke ausdrücklich verneint werden soll). — Seine Übersetzung ist ferner echt volkstümlich und die Lutherbibel ist daher ein rechtes Volksbuch. Er wollte so übersetzen, „wie der gemeine Mann redet, wie die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse und der gemeine Mann auf dem Markt". Dennoch ist seine Sprache durchaus edel und würdig, mitunter zwar auch derb, aber nie unpassend oder anstößig. — Endlich: sie ist kräftig und lebendig, anschaulich, kernhaft, wohlklingend und fließend. — Luther hat sozusagen die Bibel zum zweitenmal geschrieben, hat ein zweites Original geliefert und in demselben den germanischen Geist mit dem christlichen aufs schönste vermählt. Seine Übersetzung ist ein vollendetes Kunstwerk und im ganzen bis jetzt unübertroffen. Das beste Zeugnis für ihre Vortrefflichkeit ist der außerordentliche Beifall, den sie bei allen Liebhabern des göttlichen Wortes gefunden hat. Cochläus, ein erbitterter Gegner Luthers berichtet, daß auch Laien, Schuster und Weiber, sich in kurzem mit der Bibel so bekannt gemacht haben, daß sie mit Gottesgelehrten über den Glauben disputieren konnten.

4. Bedeutung und Wert von Luthers Bibelübersetzung wird aus Folgendem erkannt: für die Reformation war sie ein ebenso wirksames wie notwendiges Hilfsmittel, ihre sichere Norm, ihre unversiegliche Kraft und ihr gewisser Sieg (reformatorische Bedeutung); sie ist ein Band unter den deutsch-evangelischen, sonst verschiedenen Landeskirchen angehörigen Christen, ist das gemeinsame Erbauungsbuch in Nord und Süd, bei Gebildeten und Ungebildeten, in Familie, Schule und Kirche und immer noch die nicht versiegende Quelle reichen geistlichen Lebens bei unsrem Volk; Melanchthon hatte die

Überzeugung, daß Luthers deutsche Bibel mehr geistlichen Nutzen schaffe als viele gelehrte Auslegungen (kirchlich-religiöse Bedeutung); durch sie bekamen die Deutschen eine einheitliche Schriftsprache (sprachlich-nationale Bedeutung); sie war das Hauptmittel zu einer neuen Gestaltung der deutschen Sprache, daher der hervorragendste Markstein in der geschichtlichen Entwicklung des Deutschen, ein Werk mit einem so weit gehenden Einfluß, wie ihn noch keine Schrift hatte, und zudem ist sie für alle Zeiten ein sehr lehrreiches Sprachbuch, ein Spiegel deutscher Sprachart für jedes Geschlecht (sprachlich-litterarische Bedeutung). — Melanchthon urteilte von Luthers Bibelübersetzung, daß sie eines der größten Wunderwerke sei, das Gott durch Dr. Mart. Luther ausgerichtet habe. — Vilmar sagt: „Wie die Bibel weltumgestaltend und weltbeherrschend geworden ist, so wurde Luthers Bibelübersetzung sprachumgestaltend und sprachbeherrschend.“ — Jak. Grimm hat seinen hohen Respekt vor ihr also ausgesprochen: „Luthers Verdeutschung der Bibel, die uns mit jedem Menschenalter köstlicher und zum heiligen Kirchenstil wird, woran geflissentlich kein Wort geändert werden sollte, hat dem Hochdeutschen männliche Kraft und Haltung gegeben“. — Ganz dem entsprechend hat die Kommission, welche in unsern Tagen die Revision der deutschen Bibel übernahm, zu ihrem ersten Grundsatz gemacht, daß sie sich mit ihrer Arbeit möglichst treu an Luthers Wort anschließen wolle.

5. Daß Luthers Übersetzung auch ihre Mängel hat, das hat er selbst am besten gefühlt. „Ich bekenne frei“, sagt er, „daß ich mich zu viel unterwunden habe, sonderlich das Alte Testament zu verdeutschen. Ich habs von Anfang an wohl bedacht, daß ich eher zehntausend finden wollte, die meine Arbeit tadeln, ehe ich Einen fände, der nur das zwanzigste Teil nachthäte; ist jemand so fast über mich gelehrt, der nehme ihm die ganze Bibel vor zu verdeutschen und sage mir darnach wieder, was er kann“. Der katholische Theolog H. Emser entdeckte in Luthers Übersetzung nicht weniger als 1400 Fehler und Irrtümer; als er selbst eine bessere liefern wollte, hat er fast durchaus Luthers Arbeit wörtlich abgeschrieben. Übrigens hat der teure Reformator an seiner deutschen Bibel immer wieder zu bessern gesucht und dabei das Urteil von Gelehrten, auch von Humanisten, zu Rat gezogen. Ja er wünschte, daß jede Stadt

ihren eigenen Bibelübersetzer habe, damit sie in aller Zungen, Händen, Augen, Ohren und Herzen wäre.

Folgendes ist eine kleine Probe aus der ersten Ausgabe des neuen Testaments (1522): „Yhr habt gehoret das gesagt ist. Du sollt deynen nehisten lieben vn deynen feynd hassen. Ich aber sage euch, Liebet ewere feynde, benedeyt die euch maledeye, thut wol den die euch hassen, bittet fur die, so euch beleydigen vnnd verfolgen, auff das yhr kynder seyd ewers vatters yhm hymel, Denn er lest seyn Sonne auffgehen vbir die bosen vnn vbir die gutten, vnn lest regnen vbir gerechten vnd vngerechten".

§. 35.

Luthers prosaische Schriften.

Aus der erstaunlich großen litterarischen Thätigkeit Luthers (die Erlanger Ausgabe seiner Werke zählt unter 67 Bänden 44 deutsche) nennen wir hier die bedeutendsten und bekanntesten.

a. Pädagogisches.

1. **Der große** und **kleine Katechismus** (Enchiridion). Zur Abfassung dieser Schriften, erklärt er selbst, „hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche Not, so ich neulich erfahren habe, da ich auch Visitator war (sächsische Kirchen-Visitation 1527—29). Hilf, lieber Gott, wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar wenig weiß von der christlichen Lehre und leider viel Pfarrherren ungeschickt sind zu lehren und sollen doch alle Christen heißen, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue". Damit nun die Hauptstücke christlicher Lehre in die Leute, sonderlich in das junge Volk gebracht werden könnten, schrieb er einen Katechismus, zunächst den großen, welcher im April 1529 erschien; da dieser für seinen Zweck zu umfangreich ausgefallen war, so verfaßte er den kleinen (diesen in Fragen und Antworten). Letzterer, im Nachsommer 1529 erschienen, ist aber kein Auszug aus dem großen, sondern die reife Frucht von ihm. Beide waren zunächst für Prediger bestimmt, der kleine ausdrücklich auch für die Hausväter; sie sollten die Katechismusstücke „ihrem Gesinde einfältiglich fürhalten". — Über den Wert von Luthers kleinem Kate-

chismus, der nächst der Bibel die größte Verbreitung gefunden hat und in viel andre Sprachen übersetzt wurde, hat sich Joh. Mathesius also geäußert: „Wenn Dr. Luther in seinem Laufe sonst nichts Gutes gestiftet hätte, als daß er den Katechismus wieder in die Häuser, Schulen und auf den Predigtstuhl gebracht: so könnte ihm die ganze Welt dies nimmermehr genugsam verdanken oder bezahlen". Man nannte ihn mit Recht „die Laienbibel". — Einen Katechismus mit drei Hauptstücken hatte Luther schon 1520 veröffentlicht.

2. **An die Ratsherren aller Städte Deutschlands**, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen, vom Jahr 1524. Da schreibt Luther, die Zeit sei jetzt günstig zu Errichtung von Schulen; Eltern können oder wollen dieselbe nicht ausführen, daher habe die Obrigkeit die Pflicht dazu; aus den Schulen werden seiner Zeit tüchtige Prediger und Beamte hervorgehen; zu lehren sei vor allem das Wort Gottes, die Sprachen, Lesen, Singen, Rechnen und Historie; auch Leibesübungen seien ein Bedürfnis; für die Schulen sollen gute Büchersammlungen angelegt werden.

b. Erbauliches.

1. **Die Postillen** (der Name von post illa, sc. verba, Rede nach den Worten des Textes). Die Kirchenpostille, auf der Wartburg begonnen und seit 1522 nach und nach erschienen, enthält öffentliche Predigten über Evangelien und Episteln. Luther predigte häufig die Woche über, an Sonntagen oft zwei- und dreimal, nicht selten auch über fortlaufende Texte. Diese Postille, das erste originale deutsche Predigtbuch, fand großen Beifall; auch Papisten hatten sie gerne. — Die Hauspostille ist eine Sammlung von Predigten, welche Luther meist von 1532—34 in seinem eigenen Hause vor seinen Familien-Angehörigen und anwesenden Gästen gehalten hat. Veit Dietrich, Luthers Tischgenosse, hat sie „aufgefangen" und hernach veröffentlicht.

2. **Auslegungen**, z. B. zum Vater unser, den zehn Geboten, zum Glauben und zu einzelnen biblischen Stücken.

3. **Trostschreiben** an die „lieben Christen" in Holland, an die „Glieder Christi" zu Augsburg, an die Christen zu Straßburg, Halle, Miltenberg, Riga u. a.

c. Lehrhaftes.

1. **Sermone** über verschiedene wichtige Gegenstände aus der Glaubens- und Sittenlehre, z. B. über Taufe und Abendmahl, Beichte und Buße, Bann und Ablaß, Kirche, Gebet, gute Werke, Ehe und Trauung, Kinderzucht, Obrigkeit, Klostergelübde, Papsttum u. s. w.

2. **Erklärungen** zu biblischen Büchern, zu alt- und neutestamentlichen; lehrreich sind auch seine „Vorreden auf die Bücher der heil. Schrift", namentlich die zu den Psalmen und zum Römerbrief.

3. **Die Schmalkaldischen Artikel**, verfaßt zur Vorlage bei dem nach Mantua ausgeschriebenen allgemeinen Concil (1537) und zu Schmalkalden den dort versammelten protestantischen Ständen zur Begutachtung unterstellt. Sie enthalten eigentlich den Lossagebrief von der römischen Kirche.

d. Gottesdienstliches.

1. **Ordnung des Gottesdienstes**, 1523.

2. **Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes**, 1526. Diese Ordnung gibt dem Gottesdienst einen einfachen und harmonischen, aber doch mannigfachen und großartigen Organismus, und alle Teile geschehen deutsch.

3. **Kirchenlieder**; s. darüber §. 37.

e. Reformatorische Streitschriften.

1. **An den christlichen Adel deutscher Nation** (1520). Luther legt da die Lehre vom allgemeinen Priestertum dar und suchte die wohlverschanzte römische Hierarchie zu brechen; drei Mauern, sagt er, gelte es zu zerstören: die weltliche Gewalt Roms, den Vorbehalt der Schriftauslegung durch den Papst und das nur ihm zustehende Recht zur Berufung eines Concils.

2. **Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche** (1520); in dieser (urspr. lat.) Schrift werden aufs schärfste die Irrtümer und Mißbräuche der römischen Kirche bekämpft, insbesondere die unevangelischen Sakramente.

3. **Von der Freiheit eines Christenmenschen** (1520); da wird gezeigt, daß ein Christenmensch durch den Glauben ein freier Herr sei über alle Dinge, daß ihn aber die Liebe zu einem dienstbaren Knecht aller Dinge und jedermann unterthan mache.

f. Gelegentliches.

1. **Briefe** an allerlei Personen und über die verschiedensten Gegenstände. Vgl. insbesondre den Brief an sein Söhnlein Hänschen.

2. **Sendschreiben**, z. B. an die lieben Deutschen, an alle Pfarrherrn, wider die himmlischen Propheten, wider die räuberischen und mörderischen Bauern (1525), wider Hans Worst (Herzog Heinrich v. Wolfenbüttel), wider den Türken u. a.

3. **Tischreden**, von den Tischgenossen Luthers gesammelt und veröffentlicht; sie enthalten teils geistvolle Äußerungen über einzelne Punkte der Glaubens- und Sittenlehre, teils allerlei Erzählungen und Äußerungen seines Witzes und Humors.

§ 36.

Erbauungsschriftsteller außer und nach Luther.

a. **Veit Dietrich**, Luthers Tischgenosse und Schreiber, von 1536—49 Prediger in seiner Vaterstadt Nürnberg (an der Sebalder Kirche). Er hat manche Schriften von Luther ins Deutsche übersetzt und viel erbauliche zum Druck befördert.

b. **Johannes Mathesius**, auch eine Zeit lang Luthers Tischgenosse, Rektor und Prediger in Joachimsthal, † 1564. Von seiner Hand ist die erste Biographie Luthers (in 17 Predigten eingeflochten); er schrieb auch noch andre Predigten und einen Katechismus.

c. **Johannes Spangenberg**, Pfarrer und Generalsuperintendent in Eisleben, war nah befreundet mit den Wittenberger Reformatoren, † 1550. Er verfaßte eine Postille über die Evangelien und Episteln und war auch ein eifriger Beförderer des Kirchengesangs.

d. **Johannes Brenz**, der Reformator Württembergs, geb. 1499 zu Weil der Stadt, war Prediger in Hall (1522—46) und später Probst in Stuttgart (1553—1570). Von ihm erschienen verschiedene erbauliche Schriften, Predigten und Homilien; er hat auch das Verdienst, die ersten evangelischen Katechismen geschrieben zu haben (1527). Luther hat den Schriften des Brenz die höchste Anerkennung gezollt und meinte, daß sie viel lieblicher und anziehender seien als die seinigen.

e. **Valerius Herberger**, gebürtig aus Fraustadt in Posen und Prediger daselbst, † 1627. Man nannte ihn schon den „kleinen Luther“. Unter seinen Schriften, die zum Teil jetzt noch im Gebrauch sind, verdienen genannt zu werden die Magnalia Dei (Großthaten Gottes, Betrachtungen über die Bücher Mose, Josua, Richter und Ruth), sowie die evangelische und epistolische Herzpostille.

f. **Johann Arndt**, der gesegnetste und volkstümlichste Erbauungsschriftsteller nach Luther. Anno 1555 wurde er zu Ballenstedt in Anhalt geboren; von 1590 an war er Prediger in Quedlinburg, seit 1599 in Braunschweig, seit 1608 in Eisleben und zuletzt stand er als Hofprediger und Generalsuperintendent in Celle, 1611—1621. Sein „**Wahres Christentum**“, von 1605 an erschienen, ist verwandt mit der edlen Mystik Taulers und des Thomas a Kempis und redet in der Hauptsache von dem „Christus in uns“. Arndt hatte dabei die Absicht, „die Prediger von der streitsüchtigen Theologie abzuziehen und die Christgläubigen von dem toten Glauben zu dem fruchtbringenden, von der bloßen Wissenschaft zur Übung der Gottseligkeit, zu rechtem, christlichem Leben anzuführen“. Die Schrift enthält sechs Bücher, nämlich 1. Das Buch der Schrift; 2. Das Buch des Lebens Christi; 3. Das Buch des Gewissens; 4. Das Buch der Natur; 5. Drei Lehr- und Trostbüchlein; 6. Wiederholung und Verantwortung der Lehre vom wahren Christentum. Der Anhang, Gebete enthaltend, heißt „Paradiesgärtlein“. Obwohl das Buch seiner Zeit viel Widerspruch erfahren hat, so hat es sich doch bald in weite Kreise verbreitet bei Hoch und Nieder, bei Gelehrten und Ungelehrten, auch von Katholiken wurde es nicht selten gelesen und gerühmt.

g. **Jakob Böhme**, „der teutonische Philosoph“, lebte als Schuster in Görlitz und starb dort a. 1624. Unter den deutschen Theosophen und Mystikern ist er der eigentümlichste und tiefsinnigste; als solcher wurde er von den einen verkannt und angefeindet, von den andern hochgeschätzt und fleißig studirt. Seine erste und bedeutendste Schrift heißt „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang“.

§. 37.

Das evangelische Kirchenlied in der Reformationszeit.

1517—1560.

Nachdem Luther die Bibel verdeutscht und eben dadurch auch dem gesamten Gottesdienst zur deutschen Sprache verholfen hatte, da war es ihm ein großes Anliegen, dem Volk zum gottesdienstlichen Singen in der Muttersprache zu verhelfen und für diesen Zweck evangelische Kirchenlieder einzuführen. Er forderte seine poetisch begabten Freunde auf, geistliche Gesänge zu verfassen und ging ihnen als Dichter und Sänger mit gutem Beispiel voran. Mit Recht nannte ihn Hans Sachs „die Wittenberger Nachtigall". Die ersten Gesangbüchlein (1524) enthielten nur einige Lieder; aber bald gingen „die zarten Blümlein" in großer Menge herfür. Und die Liederdichter, welche in allen deutschen Gauen ihre Stimme ertönen ließen, haben die Reformation nicht nur besungen, sondern auch ersungen, denn gar oft haben die herrlichen Gesänge die Herzen für das Evangelium gewonnen. Das konnte auch nicht anders sein, denn die evangelischen Kirchenlieder waren überaus herzlich, kräftig, volkstümlich und gaben demjenigen einen freien, lebendigen Ausdruck, was die gesamte Kirche bewegte und erfüllte.

Die bedeutendsten kirchlichen Sänger in unsrem Zeitabschnitt sind folgende.

a. In Sachsen: Luther, Just. Jonas und P. Eber.

1. **Luther** verfaßte 37 Kirchenlieder. Den Anfang machte er damit, daß er sich den königlichen Sänger des Alten Bundes zum Muster nahm und einzelne Psalmen in Kirchenlieder umschuf. Sodann schloß er seine Dichtungen an Bibelverse oder Bibelabschnitte an. Ein weiterer Weg zur Liedergewinnung war die Verdeutschung lateinischer Hymnen, ferner die Umarbeitung geistlicher Volkslieder und endlich hat er manche seiner Kirchenlieder ganz frei gedichtet. Die bekanntesten sind: Herr Gott, dich loben wir — Gott der Vater wohn uns bei — Wir glauben all an Einen Gott — Nun freut euch, liebe Christeng'mein — Vom Himmel hoch da komm ich her — Gelobet seist du, Jesus Christ — Christ lag in Todesbanden — Nun bitten wir den heiligen Geist — Komm, heiliger Geist,

Herre Gott — Mehr sieht das Aug im Taufen nicht — Ein feste Burg ist unser Gott — Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort — Ach Gott, vom Himmel sieh darein — Aus tiefer Not schrei ich zu dir — Mitten wir im Leben sind — Mit Fried und Freud ich fahr dahin.

2. **Dr. Justus Jonas**, Probst in Wittenberg, Superintendent in Halle, zuletzt Generalsuperintendent zu Eisfeld, † 1555. Von ihm: „Wo Gott, der Herr, nicht bei uns hält"; ebenso Vers 5 in Luthers: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort.

3. **Dr. Paul Eber**, Melanchthons Freund und Gehilfe, Professor und Generalsuperintendent in Wittenberg, † 1569. Von ihm: „Wenn wir in höchsten Nöten sein" (nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg 1547 gedichtet).

b. In Preußen: P. Speratus und J. Graumann.

1. **Paul Speratus**, wahrscheinlich von Rottweil gebürtig, predigte das Evangelium in Bayern, Österreich und besonders in Mähren, eine Zeit lang Gehilfe Luthers, darnach Hofprediger zu Königsberg in Preußen (als solcher der Reformator dieses Landes) und zuletzt Bischof von Pomesanien, † 1551. Von ihm: „Es ist das Heil uns kommen her".

2. **Johann Graumann** (Poliander), Prediger in Würzburg, Nürnberg und zuletzt in Königsberg. Er wurde „Preußens Orpheus" genannt; † 1541. Von ihm: „Nun lob, mein Seel, den Herren".

c. In Nürnberg: H. Sachs und L. Spengler.

1. **Hans Sachs**, der der Reformation zugeneigte, fruchtbare Meistersänger, hat auch geistliche Lieder gedichtet († 1576). Von ihm ist wahrscheinlich: „Warum betrübst du dich, mein Herz?"

2. **Lazarus Spengler**, Ratschreiber in Nürnberg und eifriger Förderer der evangelischen Sache auf Reichstagen, † 1534. Von ihm: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt".

d. Zu Joachimsthal in Böhmen: J. Mathesius und N. Hermann.

1. **Johann Mathesius**, ein Schüler Luthers, Rektor und Prediger in Joachimsthal (s. S. 117), † 1565. Von ihm: „Aus meines Herzens Grunde". — Neben ihm wirkte lange als Kantor

2. **Nikolaus Hermann**, † 1561. Er war ein Muster von

einem frommen Lehrer und ein fruchtbarer, gemütvoller Liederdichter. Von ihm: „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich“ — „Wenn mein Stündlein vorhanden ist“.

e. Verschiedene einzelne Dichter:

1. **Nikolaus Decius**, aus Hof im Voigtland, Lehrer in Braunschweig und dann Hofprediger in Stettin, † 1541. Von ihm: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ (das deutsche Gloria) und: „O Lamm Gottes unschuldig“ (das deutsche Agnus Dei).

2. **Schneesing** (Chiomusus), Pfarrer bei Gotha; † 1567. Von ihm: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ“.

3. **Reißner**, ein Rechtsgelehrter in Frankfurt a. M., † 1563. Von ihm: „In dich hab ich gehoffet, Herr“.

4. **Markgraf Albrecht** von Brandenburg-Ansbach, „der deutsche Alcibiades“, lebte längere Zeit als ein Geächteter in Frankreich und † 1557 zu Pforzheim. Von ihm: „Was mein Gott will, gescheh allzeit“.

5. **Die böhmischen Brüder** waren die ersten unter den abendländischen Christen, welche sich Kirchenlieder in ihrer Muttersprache schufen; von denselben sind auch manche ins Deutsche übersetzt worden, z. B. „Aus tiefer Not laßt uns zu Gott“ — „Nun laßt uns den Leib begraben“ — „Nun hilf uns, o Herr Jesu Christ“.

6. Endlich sei auch noch ein Vertreter der reformirten Liederdichtung genannt, **Dr. Joh. Zwick**; er war Prediger zu Riedlingen und Konstanz, † 1542. Von ihm: „Auf diesen Tag bedenken wir“.

§. 38.

Das ev. Kirchenlied zur Zeit der Lehrstreitigkeiten.

1560—1624.

Auf den hellen Mittag der Reformation folgte der Abend der Lehrstreitigkeiten. Die Kirchenlieder sind nicht mehr so frisch, herzlich und kräftig wie zuvor, sie verlieren im allgemeinen ihre lyrische Unmittelbarkeit und ihren zuversichtlichen Bekenntniston, werden dagegen zu sehr von verständiger Reflexion und lehrhafter Absicht beherrscht. Doch fehlt es nicht an solchen Dichtern, welche dem reformatorischen Liederton ziemlich nahe kommen. Wir nennen von ihnen die namhaftesten.

a. In Mitteldeutschland: N. Selnecker, K. Bienemann, L. Helmbold und C. Spangenberg.

1. **Dr. Nikolaus Selnecker**, geb. 1530 zu Hersbruck, Schüler Melanchthons, war einer der eifrigsten Kämpfer für die echt lutherische Lehre, für reines Wort und Sakrament. Sein Leben gestaltete sich daher zu einem recht unruhigen und wechselvollen. Er war Hofprediger in Dresden, Professor in Jena und Leipzig, Hofprediger in Wolfenbüttel, dann wieder in Leipzig angestellt, seines Amtes entsetzt, Prediger in Hildesheim und 1592 starb er zu Leipzig. Das damals unter den Evangelischen angestrebte Einigungswerk lag ihm sehr am Herzen und so wurde er auch ein treuer Mitarbeiter an der „Konkordienformel" (1577). In seinen Kirchenliedern hat er sich bemüht, Luther nachzusingen und erinnert oft an dessen Lieder. Von ihm: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ" (dies Lied ein Bild von der damaligen Zeit).

2. **Dr. Kaspar Bienemann** (Melissander), gebürtig aus Nürnberg (1540), wie Selnecker viel streitend und leidend um des lutherischen Glaubens willen, stand zuletzt als Generalsuperintendent in Altenburg († 1591). Das bekannte, auch um Erhaltung bei rechter Lehre und christlichem Leben bittende Lied: „Herr, wie du willst, so schicks mit mir!" dichtete er als Prinzen-Erzieher in Weimar beim Herannahen einer Seuche (1574).

3. **Ludwig Helmbold**, „der deutsche Assaph" genannt, war Professor in Erfurt, hernach Diakonus und Superintendent in seiner Vaterstadt Mühlhausen. Als zu Erfurt a. 1563 die Pest wüthete, da verfaßte er das Lied: „Von Gott will ich nicht lassen". Von ihm ist auch das Kinderlied: „Ihr Eltern hört, was Jesus spricht".

4. **Cyriakus Spangenberg**, Sohn von Joh. Spangenberg (s. S. 117), wie sein Vater Pfarrer in Eisleben und hernach Generaldekan in Mansfeld, starb als armer Exulant in Straßburg (1604). Von ihm ist die berühmte Schrift: „Cithara Lutheri", eine Sammlung von Predigten, worin er „der Gemein das Gesangbüchlein Luthers auslegt".

b. Im nördlichen Deutschland: B. Ringwaldt, J. Arndt und Ph. Nikolai.

1. **Bartholomäus Ringwaldt**, Pfarrer in der Neumark

(† 1598). In seinen vielen Liedern spricht sich mannhafte Bekenntnistreue und ein tiefes, warmes Gemüt aus; manche derselben tragen einen stark apokalyptischen Zug an sich. In der Schrift „Warnung des treuen Eckart" weist er seine Zeitgenossen als ein Seher auf die Zukunft Christi hin; in derselben befindet sich das Kirchenlied: „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut."

2. **Johann Arndt** (s. S. 118) bietet in seinem „Paradiesgärtlein" auch mehrere Lieder dar, darunter eine Verdeutschung von dem Lobgesang des heil. Bernhard über den Namen Jesu: Jesu dulcis memoria („Wer, süßer Jesu, dein gedenkt"). Spätere Dichter, z. B. P. Gerhardt und Ph. Fr. Hiller, haben das Paradiesgärtlein Arndts zu Liedern benützt.

3. **Dr. Philipp Nikolai**, 1556 in der Grafschaft Waldeck geboren, war Prediger zu Unna in Westfalen und von 1601—1608 Hauptpastor zu Hamburg, wo er das Amt eines geistlichen Wächters und eines treuen Kämpfers für den evangelischen Glauben mit großem Segen geführt hat. Eines seiner Hauptlieder ist ein Wächterlied, nämlich: „Wachet auf, ruft uns die Stimme" (vgl. die Wächterlieder Wolframs von Eschenbach S. 76. 77), und das andere ist ein herrliches Zeugniß von Jesusliebe: „Wie schön leuchtet der Morgenstern". Beide Gesänge finden sich in seinem „Freudenspiegel des ewigen Lebens", 1598; sie gehören in ihrer großartigen, feierlichen Pracht zu dem allerschönsten, was kirchliche Dichter hervorgebracht. Nikolai hat in ihnen auch ein ganz neues Versmaß angewendet.

c. Im östlichen Deutschland: M. Behemb, Chr. Knoll und V. Herberger.

1. **Martin Behemb** (Böheim), Prediger zu Lauban in der Lausitz († 1622), war ein tiefinniger Sänger von der Passion Christi. Von ihm: „Herr Jesu Christ, mein's Lebens Licht".

2. **Christoph Knoll**, Prediger zu Sprottau in Schlesien († 1621), verfaßte während einer Pestzeit das Sterblied: „Herzlich thut mich verlangen nach einem sel'gen End".

3. **Valerius Herberger** (s. S. 118), gebürtig aus Fraustadt in Posen, wirkte in seiner Vaterstadt lange und mit großer Treue zuerst als Schullehrer, dann als Diakonus und zuletzt als Ober-

pfarrer. Mit seiner Gemeinde hat er viel Jammer durchgemacht, eine fürchterliche Feuersbrunst, Bedrängung durch Katholiken und eine siebzehnjährige Pest. Da, wo er immer den Tod vor Augen hatte, dichtete er das Lied: „Valet (Abschied) will ich dir geben". Die Versanfänge des Liedes geben den Namen Vale-r-i-u-s. Nachdem ihn auch noch die Trübsale des 30jährigen Kriegs betroffen hatten, starb er anno 1627.

d. Im südlichen Deutschland: M. Schalling, J. Pappus und L. Osiander.

1. **Martin Schalling**, aus Straßburg gebürtig, war ein Schüler Melanchthons und nahm in der Zeit der Lehrstreitigkeiten eine vermittelnde Stellung ein. Er war Diakonus in Amberg, Pfarrer in Vilseck, darnach Generalsuperintendent in Amberg. Er wurde aber seines Amtes entsetzt, weil er die Unterschrift der Konkordienformel verweigerte. In Nürnberg erhielt er ein neues Predigtamt; dort starb er a. 1608. Was das Herz des innig an Gott hängenden, Friede und Wahrheit liebenden Mannes bewegt hat, das hat er in dem Liede ausgesprochen: „Herzlich lieb habe ich dich, o Herr".

2. **Johann Pappus**, geboren zu Lindau, war Professor der Theologie zu Straßburg und hat dort dem Luthertum zum Sieg verholfen; er starb 1610. Von ihm: „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt".

3. **Andreas Osiander**, Hofprediger in Stuttgart und Kanzler in Tübingen († 1617).

§. 39.

Epische Dichtungen.

a. **Der Teuerdank** d. h. derjenige, „der seine gedankhen nach teverlichen Sachen gericht" hat. Gemeint ist Kaiser Maximilian I., der letzte Ritter auf dem Kaiserthron (1493—1519). Er suchte die Ritterpoesie wieder zu beleben und entwarf denn auch selbst den Plan zu diesem und dem folgenden allegorischen Ritterroman. Das Gedicht beschreibt die Brautwerbung Teuerdanks (1478) um die schöne Ehrenreich (Maria), Tochter des Königs Ruhmreich (Karls des Kühnen von Burgund). Auf der Fahrt hat er an drei nach einander kommenden Engpässen drei Feinde zu bestehen, die Hauptleute

Fürwittig, Unfalo und Neidelhart. Diese werden überwunden, verurteilt und hingerichtet. Nachdem Teuerdank auch noch siegreich gegen die Ungläubigen gekämpft hatte, wurde die Vermählung mit Ruhmreich gefeiert. — Die Lehre des Gedichts ist: wer nach einem hohen Ziele strebt, hat mit jugendlichem Fürwitz, mit den Unfällen des Schicksals und mit dem Neid der Feinde zu kämpfen. — Der eigentliche Bearbeiter des Werkes ist der Nürnberger Probst Melch. Pfinzig; gedruckt erschien es in prächtiger Ausstattung und mit Bildern geschmückt erst a. 1517. Lange hielt man es, so matt und langweilig es auch ist, für ein besonderes litterarisches Kleinod. Vilmar schließt die Besprechung des Teuerdank mit den Worten: „Lassen wir sie ruhen, den großen Kaiser und sein kleines Gedicht“.

b. **Der Weißkunig**, eine Art Chronik (s. S. 98), berichtet von den zwei Kaisern Friedrich III. und seinem Sohne Maximilian I., von dem Alt- und dem Jung-Weißkunig. Die Geschichte wird aber, wie im Teuerdank, in wunderliche Allegorien eingekleidet. Das Werk beruht auf Angaben Maximilians und wurde von dem kaiserlichen Geheimschreiber Max Treizsauerwein ausgeführt; es ist von geringem Wert.

Bei dieser Gelegenheit mag auch die helvetische Chronik erwähnt werden, welche Ägidius Tschudi, der Vater der schweizerischen Geschichtschreibung († 1572), verfaßt und die neben anderem Schiller als Grundlage für seinen Tell benützt hat.

c. **Erzählungen von Hans Sachs.**

Wir geben an dieser Stelle zuerst ein kurzes Bild von dem Leben und Dichten dieses hochberühmten Meistersängers.

Hans Sachs wurde als der Sohn eines Schneiders am 5. Nov. 1494 zu Nürnberg geboren. Er besuchte die Lateinschule seiner Vaterstadt und da lernte er neben Latein auch Griechisch, neben Grammatik auch Rhetorik, Logik, Philosophie und Musik. Dennoch wurde er nicht zu einem gelehrten Beruf, sondern zum Handwerk bestimmt. Während er die Schusterei erlernte, besuchte er auch in den Abendstunden die Singschule des Leinewebers Leonh. Nunnenbeck. Siebzehn Jahre alt begab er sich auf die Wanderschaft und arbeitete in einer Reihe von namhaften Städten in Bayern, Österreich, Tirol, auch in Mittel- und Norddeutschland; die Übung

in der „holdseligen Kunst“ ließ er aber nie aus dem Auge. Im 21. Lebensjahr kehrte er nach Nürnberg zurück, wurde Meister in seiner Zunft und gründete seinen Hausstand. Fortan lebte er, von jedermann geachtet, teils seinem Handwerke, teils der Dichtkunst; denn „Hans Sachs der war ein Schuh—Macher und Poet dazu“. Bis ins hohe Greisenalter rastlos thätig starb er am 20. Januar 1576. In seinem Schwanengesang sehnte er sich nach der Ruhe der Ewigkeit, „da ewig Freud blüh und aufwachs, das begehrt auch herzlich Hans Sachs“. — Der edle, hochbegabte Dichter war später lange vergessen und verachtet; Goethe war es hauptsächlich, der ihn begeistert pries und von ihm volkstümlich dichten lernen wollte („Hans Sachsens poetische Sendung“).

Dem Meistersänger Hans Sachs ist aus drei Gründen eine hohe Bedeutung zuzuerkennen; fürs erste war er ein hervorragend volkstümlicher Dichter, fürs andre war er ein begeisterter Freund der Reformation und fürs dritte hat ers zu einer erstaunlich großen Fruchtbarkeit gebracht.

Hans Sachs war ein volkstümlicher Dichter. Wenn er auch das Dichten nach schulmäßig steifer Regel erlernt hatte und wenn er auch durch seine ausgebreiteten Kenntnisse hoch über seine Standesgenossen hinausragte, so blieb er in seinen Dichtungen doch schlicht und gemeinverständlich, griff mit denselben ins volle Leben hinein, bewegt sich gern im Kreise des bürgerlichen Lebens, läßt es nicht an Witz und Scherz fehlen, ist aber dennoch von hohem Ernste durchdrungen und redet kräftig von dem, was gute Sitte ist und Segen bringt im häuslichen und bürgerlichen Leben, in Staat und Kirche.

Dazu kommt, daß seine Dichtungen von dem Geiste lauterer Frömmigkeit durchweht sind, daß er mit besondrer Liebe Biblisches und Kirchliches behandelte und dem Werk der Reformation mit großer Begeisterung zugethan war. Beweis dafür ist namentlich sein Gedicht: „**Die Wittenbergisch Nachtigall**, die man jetzt höret überall“ (1523). Da beschreibt er, wie der armen, in Nacht und Wüste verirrten und verführten Christenherde durch den Wittenbergischen Reformator der helle Tag angesungen und ihr der Weg zu grünen Auen und frischen Wassern gewiesen wird; die wilden

Tiere erheben zwar ihr Geschrei, aber sie müssen doch weichen. — Wie Hans Sachs das Auftreten Luthers freudig begrüßt hat, so beklagte er auch dessen Hingang; er that es in dem Gedicht: „Ein Epitaphium oder Klagred ob der Leych Dr. Mart. Luthers". In allegorischer Weise wird da die Theologie als eine Frau dargestellt, welche über den Tod des großen Gottesstreiters betrübt ist; der Dichter gibt ihr aber den Trost, daß die Pforten der Hölle die reine Lehre nicht wieder unterdrücken werden.

Das dritte ist, daß Hans Sachs ein erstaunlich fruchtbarer Dichter war; keiner von den deutschen Dichtern hat so viel Werke geschrieben wie er. Es sind im ganzen über 6000 Schriften, die er verfaßt hat. An Stoff dazu fehlte es ihm nicht, denn durch seine ausgebreitete Belesenheit floß er ihm von allen Seiten zu. Er war nicht nur mit der Bibel vertraut, sondern auch mit kirchlichen Schriftstellern, nicht bloß mit römischen und griechischen Klassikern, sondern auch mit französischen und italienischen Dichtern (durch Übersetzungen), mit dem, was Historiker vom deutschen Volk berichten und was als Überlieferung unter ihm fortlebt. Wohl mit allen Gattungen der Poesie hat er sich befaßt. Die meisten seiner Dichtungen sind Meistergesänge; ihre Zahl beträgt über 4000. Er hat sie aber nicht durch den Druck veröffentlicht, sondern der Singschule zur Zier überlassen. Des Beste aber, was er geschaffen, das sind seine Erzählungen, Schwänke, Fabeln u. dgl. Seine didaktischen Schriften s. §. 40 und seine Dramen §. 41.

Die **Erzählungen**, deren er gegen 1700 hinterlassen hat, sind teils ernster historischer, teils komischer Art. Wir erinnern an die bekannteren: St. Peter mit der Geiß (St. Peter stieß sich am Regiment Gottes; es wurde ihm gestattet, einen Tag Herrgott zu sein. Er vermochte aber nicht einmal eine Geiß, die ihm anvertraut war, zu hüten. O Mensch, so ermahnt der Dichter, vertraue Gott und laß den Glauben dein Herze stillen) — St. Peter und die Landsknechte (neun arme Landsknechte kamen, nachdem ihr rohes Kriegshandwerk beendigt, als Bettler auch vor die Himmelsthüre. St. Peter ließ sie trotz des Herrn Warnung herein; als sie aber auch im Himmel wilden Unfug trieben, wollte sie Petrus wieder hinaustreiben, er wurde aber nicht Meister über sie; erst als ein

Engel vor des Himmels Thor einen Trommelwirbel hören ließ, stürzten die rohen Gesellen wieder hinaus) — Der Bauernknecht mit dem zerschnittenen Kittel (ein Bauer wollte einen Rock haben wie ein Edelmann, er bekam dann einen ganz zerschnittenen und wurde damit zum Gespött der Leute) — Vater und Sohn mit dem Esel (bald reitet jener, bald dieser, bald keiner, bald beide zugleich; endlich, da den Leuten nichts recht war, tragen sie miteinander das Lasttier). —

d. Zu der für jene Zeit charakteristischen **Schwanklitteratur** gehören auch folgende zwei Schriften. Schimpf und Ernst (Schimpf = Scherz), von dem Franziskanermönch Joh. Pauli zu Thann im Elsaß; der Verfasser bietet da gegen 700 Schwänke dar, ausgesucht aus allen möglichen Büchern. — Das Rollwagenbüchlein von Georg Wickram, einem elsäßischen Meistersänger; das Büchlein sollte nach der Absicht des Verfassers eine erheiternde Reiselektüre sein und die melancholischen Gemüter derer ermuntern, die in Schiffen und auf Rollwagen zu reisen haben. Ein interessantes Seitenstück zur Reiselitteratur im Zeitalter der Eisenbahnen.

e. Als eigentlicher Geschichtschreiber verdient genannt zu werden **Sebastian Frank.** Er stammt aus Donauwörth (geb. 1500); anfänglich war er mit Luther befreundet, wurde aber, da er sich den Wiedertäufern anschloß, dessen heftiger Gegner. Luther hat den Schwärmer also charakterisiert: er ist ein Lästermaul, des Teufels eigenstes und liebstes Maul, ein Geisterer, dem nichts als Geist, Geist, Geist gefällt, von Wort, Predigtamt und Sakrament nichts hält. Er lebte als Schriftsteller zu Nürnberg und Straßburg, als Seifensieder zu Eßlingen und Geißlingen (beklagt sich aber über den geringen Seifenverbrauch der schwäbischen Weiber), später war er in Ulm und anno 1545 starb er zu Basel. — Als deutscher Schriftsteller ist er nicht ohne Verdienst. Er schrieb die erste deutsche Weltgeschichte: „Chronika, Zeitbuch und Geschichtsbibel von Anbeginn bis 1531"; ferner: „Germania, die Teutschen den Teutschen zu teutsch". — Sein „Weltbuch" ist einer der ersten Versuche von einer allgemeinen Geographie.

f. Unter den epischen Schriften unsrer Periode nehmen einen hervorragenden Platz die sogenannten **Volksbücher** ein. Sie ent-

standen am Ende des 15. und im Verlaufe des 16. Jahrhunderts. Es sind aber bei ihnen original deutsche und aus französischen Quellen geschöpfte zu unterscheiden. Sie sind noch heute eine Lieblingslektüre des Volks und gedruckt sind sie „in diesem Jahr".

1. Original deutsche Volksbücher. Dazu gehört in erster Linie als die bekannteste und populärste Gestalt **Till Eulenspiegel.** Das Buch enthält eine Sammlung von allerlei Schwänken, die durch fahrende Leute und Handwerksburschen in Umlauf kamen. Die erste Ausgabe erschien 1519 unter dem Titel: „Eyn kurtzwylich lesen van Tyel Ulenspiegel, geboren vß dem land Brunzweyck". Eulenspiegel, der Repräsentant der fahrenden Leute, soll aus Kneitlingen in Braunschweig gebürtig sein und zu Mölln im Lauenburgischen sei sein Grabmal gewesen; er war Gaukler, Hofnarr, Arzt, Kriegs- und Dienstmann u. s. f. Seine Streiche bestehen darin, daß er die Aufträge, welche ihm gegeben werden, in schalkhaftem Mutwillen genau nach dem Wortlaut ausführt und so alles verkehrt macht. — **Das Lalenbuch** oder die Schildbürger, „wundersame, abenteuerliche, unerhörte Geschichten und Thaten der Lalen zu Lalenburg in Misnopotamia, hinter Utopia gelegen". Die Einwohner von Schilda waren durch ihre große Weisheit berühmt und wurden überall hin zu Rat und Hilfe gerufen. Dadurch kam ihr eigenes Gemeinwesen in Verfall. Um nicht mehr andern raten zu müssen, befleißigten sie sich der Thorheit und das gelang ihnen auch so gut, daß ihre Stadt zu Grunde ging und sie sich in die Welt hinaus zerstreuen mußten; seitdem ist die Thorheit überall zu treffen. Die Schrift entstand in Folge der Eifersüchteleien und des gegenseitigen Spottes der Städte (vgl. das Abdera der Alten, Scheppenstedt in Braunschweig, Ganslosen in Württemberg u. a.). — **Der Finkenritter,** Herr Polikarp von Kirlarissa, ein Held im Aufschneiden und Lügen wie der Freiherr v. Münchhausen, hat dritthalb Hundert Jahr vor seiner Geburt viele Länder durchwandert, sah, wie Hasen die Hunde jagten, Schafe die Wölfe hüteten, Feuer mit Stroh gelöscht wurde ꝛc. — **Der ewige Jude** (Ahasver); er sei ein Schuhmacher zu Jerusalem gewesen und habe Jesum, als er mit der Kreuzeslast an seinem Hause rasten wollte, weggestoßen; dafür müsse er ruhelos umher irren bis zur Wiederkunft Christi. Der ewige Jude ist ein

Bild des in seiner Zerstreuung nicht leben und nicht sterben könnenden Volkes Israel. — Vgl. die späteren Bearbeitungen von Schubart („Aus einem finstern Geklüfte Karmels kroch Ahasver ꝛc.“), A. W. v. Schlegel, Klingemann, Mosen, Zedlitz, N. Lenau u. a. — **Dr. Faust** war nach der Sage ein fahrender Schüler und ein in allerlei Städten auftretender, großes Aufsehen erregender, immer wieder verfolgter und vertriebener Schwarzkünstler, Alchymist, Astrolog, Nekromant, Philolog und Theolog; er soll aus Knittlingen (Württemberg) herstammen; in Krakau habe er studiert, sei in Venedig, Erfurt, Maulbronn, Leipzig, Wien, Prag ꝛc. gewesen, auch in Wittenberg, wo Melanchthon mit ihm zusammen getroffen sei; er habe die Schranken des menschlichen Wissens und Könnens übersteigen wollen, um alles erforschen zu können und über alles Macht zu haben, daher habe er einen Bund mit dem Teufel gemacht und nach 24 Jahren sei er von demselben, dem abgeschlossenen Kontrakt zu Folge, bei lebendigem Leibe geholt worden. — Der tiefe Sinn der Sage ist: wenn der Mensch im Hochmut über die kreatürlichen Schranken hinaus schreiten und Gott gleich werden will, so verfällt er den Mächten der Finsternis und damit dem Verderben. — Das Buch von Faust, 1588 zum erstenmal deutsch erschienen, wurde auch in viele andere Sprachen übersetzt. Vgl. spätere Bearbeitungen der Sage durch N. Lenau und besonders durch Goethe.

2. Volksbücher, die aus französischen Quellen geschöpft sind. Es sind folgende: **Genovefa** (eine brabantische Prinzessin, vermählt mit dem Grafen Siegfried, der zur Zeit des Frankenkönigs Martell im trierischen Lande lebte; in der Abwesenheit ihres Gemahls wurde sie von dem Hofmeister Golo verläumdet, ins Gefängnis geworfen und darnach samt ihrem Kind Schmerzenreich verstoßen; nachdem ihre Unschuld von dem zurückgekehrten Gemahl entdeckt worden war, wurde sie mit großen Ehren in das gräfliche Schloß zurückgeleitet, sie starb aber bald und Gemahl und Sohn lebten fortan an ihrem Grabe als Einsiedler) — **Hirlanda** (eine bretagnische Fürstentochter, Gemahlin des englischen Herzogs Artus, wurde wiederholt verleumdet, zum Feuertod verurteilt, aber im entscheidenden Augenblick durch ihren Sohn gerettet; Hauptinhalt wie bei Genovefa: verfolgte und gerettete Unschuld) — **Die schöne**

Magelone (eine neapolitanische Prinzessin, von einem provençalischen Grafen entführt, von demselben getrennt, zuletzt mit ihm vereint) — **Die vier Haimonskinder** (Söhne von Herzog Haimon und Neffen von Karl d. Gr., mit dessen Haus sie in Feindschaft leben, von dem sie aber schließlich überwunden werden) — **Kaiser Oktavian** (verstoßt seine als untreu verleumdete Gemahlin Felicitas, kommt in Gefangenschaft der Heiden, wird von einem Sohn befreit und erkennt die Unschuld der Felicitas. Vgl. die dramatische Bearbeitung des „Oktavian" durch L. Tieck) — **Fierabras** (ein heidnischer Riese in Spanien, wegen seiner Frevelthaten von Kaiser Karls Helden bekämpft, überwunden und dann getauft) — **Amadis** (ein französischer Königssohn, führt als Ritter großartige Abenteuer aus und gewinnt zur Gemahlin eine englische Königstochter. Der „Amadis" war im 17. Jahrh. ein viel gelesenes Buch).

§. 40.

Didaktisch-satirische Schriften.

Schon in der Zeit vor der Reformation sind solche reichlich hervorgekommen und in unsrem Zeitabschnitt bilden sie einen namhaften, hervorstechenden Teil der Litteratur. Es läßt sich denken, daß im Reformations-Jahrhundert, wo die Geister von den höchsten Wahrheiten bewegt waren, sich manche Stimme in Lehre und Mahnung erhoben hat; aber eigentümlich ist es, daß wie durch die Zeit überhaupt, so insbesondere durch die didaktische Litteratur, ein stark satirischer Zug hindurch geht. Lernen wir die bedeutendsten Vertreter kennen.

a. **Hans Sachs** (s. S. 125). Von seinen Schriften zählt hieher: Das Schlauraffenland (1530), eine Belehrung darüber, warum der Gemeinnutz fehle und der Eigennutz überhand nehme; es komme daher, daß alle dem Schlauraffenland zurennen, einer drei Meilen hinter Weihnachten liegenden Gegend, wo einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, die Kuchen auf den Bäumen wachsen, die Brunnen von Wein fließen, die Zäune von Bratwürsten sind, wo man für den Müssiggang belohnt wird, für das Lügen eine Krone erhält und wo der Faulste König ist u. s. w.

— Das Brettspiel ist eine allegorische Beschreibung des Menschenlebens mit seinen verschiedenen Ständen und Schicksalen (vgl. das „Schachzabelbuch“ S. 96). — Die Mühle gibt ein Sinnbild des menschlichen Herzens. — Verschiedene Zwiegespräche, z. B. zwischen Armut und Reichtum (beide streiten miteinander, werden von einem Waldbruder über ihre Gefahren und Vorzüge belehrt und mit einander versöhnt; „wie lang der Friede währt, das weiß ich nit“), ferner zwischen Wasser und Wein, zwischen Zorn und Sanftmut u. dgl.

b. Der berühmteste und schärfste Satiriker des Reformations-Jahrhundert ist **Johann Fischart.** Er stammt von Mainz, lebte in Speier und Straßburg und starb als Amtmann zu Forbach 1589. Was ihn auszeichnet, das ist nicht bloß große Gelehrsamkeit und scharfe Beobachtungsgabe, sondern hauptsächlich sprudelnder Witz und staunenswerte Sprachgewandtheit. Beispiellos, komische und phantastische Wort- und Satzbildungen stehen ihm allezeit zu Gebot und kommen stromweis daher. — Seine Satire ist meistens gegen das Verderben der römischen Kirche gerichtet. Dahin gehört: Binenkorb, deß Heyl. Römischen Imenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen), Hurnaußnäster, Brämengeschwürm und Wäspengetöß. Sampt Läuterung der Heyl. Röm. Kirchen Honigwaben: Einweihung und Beräucherung oder Fegfeuerung der Imenstöck 2c. — Ferner: Das vierhörnige Jesuiterhütlein (die Jesuiter sind Jesuwider, ihr Stifter Loyola heißt Lugiovoll, ihr Hütlein hat Lucifer vierhörnig gemacht, damit es viermal mehr Gift enthalte, als die zuvor gestifteten Orden; die Kuttenkappe ist nur einhörnig, die Bischofsmütze zweihörnig und der päpstliche Hut dreihörnig) — Der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit (die Rotten der Franziskaner, die sich unter einander reißen und beißen, schänden und plündern, sind ein schöner Beweis der gerühmten römischen Einigkeit). — Einen weltlichen Inhalt behandeln folgende: Aller Praktik Großmutter (eine Satire auf die Kalender mit ihren gemeinnützig sein sollenden Artikeln und abergläubischen Prophezeiungen) — Das podagramische Trostbüchlein (für pfotengramische Leute, handkrämpfige und fußverstrickte Kämpfer). — Gargantua und Pantagruel (ein Roman

mit dem Titel: Affenteuerlich naupengeheuerliche Geschichtklitterung von Thaten und Raten der vor kurzen, langen und jeweilen vollenwohlbeschreiten Helden und Herren Grandgoschier, Gargantua und des eitel dürstlichen, durchdurstleuchtigen Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen in Utopien, Jederwelt Nullatenenten in Nienenreich. Etman von Franz Rabelais französisch entworfen, nun aber überschrecklich in einen deutschen Model vergossen ꝛc. durch Huldrich Elloposkleron. Das Werk gibt ein getreues Bild der damaligen Verkehrtheiten in allerlei Lebensverhältnissen, der herrschenden Weichlichkeit und Genußsucht, der angestrebten Weltseligkeit). — Floh-Hatz Weibertratz (eine Rüge des Hochmuts; die Flöhe werden getötet, weil sie nicht drunten im Staube und bei Hunden bleiben). — Auf das Familienleben bezieht sich das Philosophische Ehezuchtbüchlein (Beschreibung des häuslichen Glücks, besonders einer tugendsamen Hausfrau) und die Anmanung zu christlicher Kinderzucht (treffliche Schilderung des rechten Verhältnisses von Eltern und Kindern). — Auf das bürgerlich-staatliche Leben ist gerichtet die Ermahnung an die lieben Teutschen (ein Zeugnis seines edlen, hohen Patriotismus). — Das glückhafte Schiff (eine Erzählung zum Ruhm bereitwilliger Hilfe einer Stadt durch eine andere; Bürger von Zürich schifften im Sommer 1576 an einem Tag zum Schützenfest nach Straßburg und brachten zum Zeichen ihrer schnell ausgeführten Fahrt einen noch warmen Hirsebrei in einem Topfe mit).

c. **Thomas Murner**, lebte auch zu Straßburg, war Franziskanermönch, † um 1536. Seine Satiren sind sehr derb, schmähsüchtig und antievangelisch. Von ihm ist: Die Narrenbeschwörung (der Verfasser will nach kaiserlichem Auftrag die Narren wie Teufel durch Exorcismus austreiben; er sieht sie in allen Ständen, namentlich in der verderbten Kirche). — Die Schelmenzunft (allerlei Schelme und Schelmereien werden entlarvt und gezüchtigt; auch hier werden die ungeistlichen Geistlichen aufs schärfste mitgenommen). — Die Gauchmatte (Kuckukswiese, eine Verspottung der weibischen Männer). — So rücksichtslos Murner das Verderben der Zeit geißelte, so zeigte er sich doch als heftigen Gegner der von Wittenberg ausgegangenen Reformation; dies in der Schrift: Vom

großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen (1522; Murner, obwohl selbst ein unruhiger, unsteter Geist, glaubte, daß die große Bewegung, welche durch die Reformatoren und ihre verschiedenen Freunde entstand, zum Untergang von Kirche und Staat führen müsse).

d. **Ulrich v. Hutten** (s. S. 104), der begeisterte Fahnenträger im Kampf gegen Rom, verfaßte, außer verschiedenen lateinischen satirischen Schriften, eine Klag und Ermahnung, worin er bittere Beschwerde führt über den unchristlichen Pabst und die ungeistlichen Geistlichen und zum Kampf gegen Rom wieder und wieder auffordert.

e. **Burkhard Waldis**, aus Hessen gebürtig, ursprünglich Zinngießer, studierte noch Theologie in Wittenberg, darnach Probst in Abterode, wo er um 1557 starb. Von ihm hat man nicht nur ein Fastnachtsspiel: Der verlorene Sohn, worin er die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben anschaulich darlegt, sondern auch eine **Fabelsammlung** unter dem Titel „Äsopus", in welche er alte und selbsterfundene aufgenommen hat.

f. **Erasmus Alberus**, auch ein hessischer Theolog, † 1553 als Generalsuperintendent in Neubrandenburg (Mecklenburg). In der Schrift: Tugend und Weisheit hat er eine Anzahl **Fabeln** mit antirömischer Tendenz zusammengestellt.

g. **Johannes Agrikola**, Pfarrer in Eisleben, Professor in Wittenberg, † 1566 zu Berlin als Hofprediger, war der erste, welcher deutsche Sprichwörter gesammelt und erklärt hat. Seine wertvolle Schrift, den Kern der deutschen Volksweisheit und Volksmoral enthaltend, erschien 1529 unter dem Titel: Die gemeinen deutschen **Sprichwörter** mit ihrer Auslegung. Die erste Sammlung enthielt 750 und eine zweite (1548) 500 Sprichwörter. — Luther hatte sich auch eine Sammlung von Sprichwörtern angelegt; sie wurde aber nicht durch den Druck veröffentlicht. Vielleicht hat er den Agrikola, seinen Freund, zu der genannten Arbeit ermuntert.

h. **Sebastian Frank** (s. S. 128) war der zweite, der sich in der Sprichwörter-Litteratur verdient gemacht. Nach Umfang und Gehalt ist sein Werk noch bedeutender als das des Agrikola. Es heißt: **Sprichwörter**, schöne, weise, herrliche Klugreden und Hof-

sprüche, darinnen der Alten und Nachkommen, aller Nationen und Sprachen größte Vernunft und Klugheit; zusammentragen in etlich Tausend, in lustig höflich Teutsch bekürzt und beschrieben durch Seb. Franken (1541). — Von ihm ist z. B. das bekannte „Trau, schau, wem?" (der Fuchs verkündigt den Hühnern ewigen Frieden).

i. **Bartholomäus Ringwaldt** (s. S. 122), schrieb ein großes, zu seiner Zeit vielgelesenes Lehrgedicht: Die lauter Wahrheit; er zeigt darin, wie ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann sich verhalten soll, und deckt zugleich mahnend und warnend die Schäden im deutschen Volke auf. — Ferner: Warnung des treuen Eckart; im Blick auf das baldige Kommen des Herrn (nach seinen Berechnungen sollte es 1684 erfolgen) tröstet er die frommen Christen und warnt die verstockten Sünder.

k. **Georg Rollenhagen** († 1609 als Rektor in Magdeburg) ist der Verfasser des Froschmeuseler, einer allegorisch-satirischen Tierfabel. Das Gedicht, der homerischen Batrachomyomachie nachgebildet, gibt unter Hinweis auf den wunderbaren Hofhalt und Krieg der Frösche und Mäuse, allerlei religiöse, politische und militärische Belehrungen.

§. 41.

Dramatische Poesie.

Nachdem im Mittelalter kräftige Anfänge zum Drama gemacht worden waren (s. S. 88), so ließ es auch unsre Periode an Pflege desselben nicht fehlen. Durch die ganze damalige Zeit hindurch ging ja ein starker Zug zu Spiel und Scherz und die klassischen Vorbilder wurden durch Gelehrte mehr und mehr bekannt (in Lateinschulen kamen häufig klassische Dramen zur Aufführung). Dennoch sind die dramatischen Dichtungen jener Zeit noch unvollkommen zu nennen; es fehlte ihnen hauptsächlich eine echt künstlerische Gestaltung. Eines der besten Stücke, nach klassischen Kunstgesetzen ausgeführt, ist der oben genannte „Verlorene Sohn" des Burkhard Waldis (s. S. 134).

Unter den hier in Betracht kommenden Dichtern steht

a. **Hans Sachs** wieder oben an. Er schrieb, nach seiner eigenen Einteilung, „traurige Tragödien, fröhliche Komödien und kurzweilige Spiele oder Fastnachtsspiele", zusammen über 200 Stücke.

— Tragödien sind z. B. der Sündenfall; die Enthauptung Johannis; Klytemnestra; Virginia; Julian der Abtrünnige und der hörnin Siegfried — Komödien: die ungleichen Kinder Evä (handelt in höchst anziehender Weise von der Kinderzucht); die Markgräfin Griseldis (Preis der unerschütterlichen Treue einer auf schwere Proben gestellten Gemahlin); Hekastus (ein in der letzten Not bekehrter Lebemann) — Fastnachtsspiele: der Roßdieb zu Fünsing (Hohn auf dumme, betrügende und betrogene Bauern); die Junker Sternberger und Adelsteiner (Treue und Liebe des Mannes); der fahrende Schüler im Paradies (Mann und Frau wegen ihrer Dildappigkeit betrogen, so daß keins dem andern Vorwürfe machen kann); das Narrenschneiden (einem Kranken werden die Narren aus dem Leib geschnitten).

b. **Jakob Airer**, auch ein Nürnberger Dichter († 1605), schrieb ebenfalls eine große Zahl von Dramen. Durch ihn kam als stehende Figur der Hanswurst auf die Bühne (vgl. dagegen später Gottsched); es geschah dies durch den Einfluß „englischer Komödianten", d. h. durch professionsmäßig geschulte Schauspieler (englisch heißt der Hanswurst Jahn Pott, Jann Posset, John Clown). — Das erste Hoftheater mit stehendem, künstlerisch geschultem Personal wurde zu Braunschweig errichtet.

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit des Ungeschmacks.

1624—1720.

§. 42.

Allgemeines.

Auf das grundlegende verheißungsvolle Reformationszeitalter folgt ein betrübendes Stück Litteraturgeschichte. So hell das 16. Jahrh. in der Geschichte leuchtet, so düster siehts im 17. aus. Durch die Reformation gelangte das deutsche Volk, wenigstens zum Teil, zu einer geistigen Neugeburt, aber durch den 30jährigen Krieg und seine schlimmen Folgen kam Religion und Sitte, Bildung und Sprache in kläglichen Verfall. Die Wirkung davon zeigte sich auch

in der Litteratur; sie wurde im großen Ganzen entchristlicht, entdeutscht und darum auch unpopulär.

Deutschland bot nach der Jammerzeit des 30jährigen Kriegs nach innen und außen ein Bild dar, das heute noch Trauer und Scham erweckt. Die alte Reichsherrlichkeit war dahin, das Land verheert und die noch übrig gebliebenen Bewohner verwildert. Der Kaiser besaß nur noch einen Schatten von Macht; die vielen einzelnen Fürsten, Staaten und Stätchen suchten sich möglichst selbständig zu machen, das Interesse für das Gesamt-Vaterland ging verloren, das deutsche Selbstgefühl erlosch. Kein Volk war je so zerrissen und geschwächt, keines hat so sehr seiner Gaben, seiner Geschichte und seines Berufes vergessen, keines hat sich so sehr an andere hingegeben und keines hat sich vor andern so verächtlich gemacht, als das deutsche Volk im 17. Jahrh. es gethan hat.

Frankreich war es insonderheit, von welchem Deutschland fast auf allen Lebensgebieten beherrscht wurde. Frankreich hatte sich in kluger Berechnung am 30jährigen Krieg beteiligt; beim westfälischen Friedensschluß wußte es ein gutes Stück von Deutschland an sich zu reißen; als nun das Zeitalter des stolzen, prachtliebenden, herrschsüchtigen Ludwigs XIV. (1653—1715) angebrochen war, da unterlag das geschwächte Deutschland dem übermächtigen französischen Einfluß. Die Fürsten suchten im Kleinen zu sein, was der bewunderte französische König im Großen war; die französische Sprache wurde die Verkehrssprache an den Höfen, unter den Diplomaten, in den vornehmen Kreisen und teilweise auch der Gelehrten; welsche Art und Sitte wurde höher geschätzt als die heimische. Man reiste nach Frankreich und studirte auf den dortigen Universitäten; in deutschen Familien hielt man französische Hofmeister; selbst die gute deutsche Kleidertracht gab man auf und richtete sich nach der Pariser Mode; in feineren geselligen Kreisen erschien man mit Degen und Sporen; selbst das eigene Haar wollte man nicht mehr sehen lassen und setzte sich dafür eine franzmännische Perücke aufs Haupt.

Daß die französische Sprache zu so hohem Ansehen gelangte, das war nicht bloß die Folge vom politischen Übergewicht Frankreichs. Es hatte noch zwei weitere Ursachen.

Im Jahr 1635 hatte Richlieu, der gewaltige Staatsmann

Ludwigs XIII., die Académie française gegründet und durch dieses mit hohem Ansehen bekleidete Institut erhielt die französische Sprache eine Gesetzmäßigkeit und Einheit, wie noch keine andere sie besaß; später kamen noch Akademien für Künste und Wissenschaften dazu und so war reichlich dafür gesorgt, der Geistesbildung zu hohem Glanz, zu feinem Geschmack und weitreichendem Einfluß zu verhelfen. Dazu kam, daß die französische Litteratur durch geistreiche, gewandte, häufig auch leichtfertige Schriftsteller eine besondre Anziehungskraft gewonnen hatte. Corneille und Racine verfaßten epochemachende Dramen, Moliere war ein hochbewunderter Lustspieldichter, Boileau, der Lyriker und Satiriker, gab der französischen Sprache in Form und Stil die vollendeste Ausbildung; Lafontaine wurde der beliebteste Erzähler, und Fenelon schuf in seinem Telemach eines der gelesensten Bücher; Bossuet, Fenelon, Bourdaloue und Saurin (letzterer ein Protestant) haben durch ihre Predigten und andere religiöse Schriften in weite Kreise hinausgewirkt. Und es war nicht nur das, daß man sich in Deutschland mit besondrer Vorliebe der französischen Litteratur zugewandt hat; man verderbte die eigene Sprache durch Versetzung mit welschen Elementen und selbst bis ins gemeine Volk herab drang die Sucht, die Rede mit französischen Wörtern oder Phrasen schmücken zu können. Dem Französischen entlehnte man auch die Regeln für die deutsche Rede- und Dichtkunst; selbst das Versmaß, das am allermeisten angewendet wurde, hat man beifällig von den Franzosen herübergenommen (es war der sogen. „Alexandriner“, ein sechsfüßiger Jambus mit einer Cäsur in der Mitte).

Es hat nicht an solchen deutschen Schriftstellern gefehlt, welche gegen die Nachäffung des Französischen ihre Stimme erhoben haben. Schon Seb. Frank (s. S. 128) hat es in der Vorrede zu seiner Germania scharf getadelt, daß die Deutschen Fremdes mehr lieben als Heimisches, fremde Künste und Sprache, Kleider und Geberden rühmen und nachmachen, daß Germania voll deutscher Franzosen sei und es kaum ein Volk gebe, das weniger von sich wisse und halte als die Deutschen. Fr. v. Logau erkannte, daß mit der fremden Tracht auch ein fremder Geist hereinkomme und sagte: „Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen; wie sichs wandelt außen, wandelt sichs auch innen.“ Und Mich. Moscherosch äußert sich in

dem „Gesicht: a la mode Kehraus“ also: „Was sind unsere von den Franzosen kommende oder zu den Franzosen ziehende und die Franzosen liebende Teutschlinge anders als effeminatissima virorum pectora, welche kein eigenes Herz, keinen eigenen Willen, keine eigene Sprache haben, sondern der Welschen Wille ihr Wille, der Welschen Meinung ihre Meinung, der Welschen Rede, Essen, Trinken, Sitten und Geberden ihr Reden, ihr Essen und Trinken, ihre Sitten und Geberden, sie seien nun gut oder bös! O der taigigen, feigen Weichlinge! O alte Mannheit, o alte teutsche Dapfferkeit und Redlichkeit, wo bistu hien geflogen?“ — Diese und andere patriotische Ermahnungen sind aber so gut wie umsonst gewesen. Das Franzosentum schändete die Deutschen über ein Jahrhundert lang und noch in der Zeit König Friedrichs des Großen hat man französische Bildung und Sprache, französische Sitten und Manieren für viel feiner gehalten als deutsche. Ein späteres Geschlecht hats aber erfahren müssen, was der fremde Geist über den Rhein herüber eigentlich gebracht hat.

Neben der französischen Litteratur war es die englische, italienische, spanische und niederländische, welche in unsrem Zeitabschnitt mehr oder weniger auf die deutsche eingewirkt hat. Es sei hier nur erinnert an Shakespeare mit seinen großartigen Dramen, Milton mit seinem ernsten Epos („das verlorene Paradies“), Pope mit seinen Satiren, Swift mit seinen Erzählungen; ferner an Torquato Tasso mit seinem „befreiten Jerusalem“; weiter an Cervantes mit seinem Don Quixote, dem Nonplusultra aller Romane, an Calderon mit seinen vielen Schauspielen und an Camoens mit seinen „Lusiaden“; endlich an den Philologen und Dichter Heinsius.

Und zu den zeitgenössischen Strömungen, welche in der deutschen Litteratur sich geltend machten, kam auch noch eine starke Einwirkung des Altklassischen. Römische und griechische Dichter wurden fleißig hervorgezogen und nachgeahmt; erstere jedoch weit mehr als letztere. Dabei zeigte sich aber ein doppelter Mangel. Man befaßte sich vorherrschend mit den leichteren, gefälliger schreibenden Klassikern und weniger mit Werken ersten Rangs; und man las sie nicht am liebsten in der Sprache des Originals, sondern in französischen Übersetzungen. So waren denn auch die klassischen Vorbilder, welche man nachahmen wollte, nicht zunächst römisch, sondern

eben auch französisch und das Geschäft der deutschen Poeten bestand darin, das Nachgeahmte wieder nachzuahmen. Dies Geschäft war in der That oft recht äußerlich und kleinlich; man nahm die Muster vor sich, hielt sorgfältig Strophenbau und Versmaß ein und so ließ sich ja schon was zu Stande bringen. Man war der Meinung, daß jeder ein Dichter sein und sogar den „guten Schulmeister Homer“ erreichen könne, wenn er in den Vorbildern „wohl durchtrieben“ sei; bei wem das aber nicht zutreffe, der dürfe sich niemals an die Poesie wagen. So kamen auch Dichtungsformen, die man zuvor wenig gekannt hat, in Gebrauch, namentlich die Ode, die Elegie, das Epigramm, die Epistel, die Idylle, das Sonett u. dgl. Das Bedauerlichste aber war, daß die Dichter nicht mehr auf die vaterländische Poesie zurückgriffen und mit der eigenen Vergangenheit brachen; das klassische Heidentum trat an die Stelle der nationalen Stoffe und die alte Mythologie wurde mitunter in ekelhafter Weise ausgebeutet.

Die Sprachgesellschaften und Dichterorden, welche als eine eigentümliche Erscheinung unsres Zeitabschnitts anzusehen sind, strebten wohl ernstlich nach Reinigung der Sprache und Hebung der Poesie; allein sie konnten an dem im Bisherigen beschriebenen Verderben nicht viel ändern und haben selbst zu wenig mit eigenen namhaften Schöpfungen einen neuen Grund gelegt. Die damaligen Dichter haben aber nichts desto weniger große Stücke von sich gehalten und sich als Unsterbliche gepriesen. Dichterlinge gab es genug, aber nicht einen einzigen Dichter im großen Stil. Damit hängt es auch zusammen, daß die nur aus echtem Dichtergemüt hervorströmende Lyrik damals so wenig zu Stande brachte.

Das Beste, was geschaffen wurde, findet sich auf dem Gebiet der geistlichen Litteratur, nämlich im Kirchenlied und in der Erbauungsprosa; unter den Schriften weltlichen Inhalts sind die bedeutendsten Erscheinungen der Roman und die Satire.

§. 43.

Martin Opitz und die erste schlesische Dichterschule.

a. **Martin Opitz**, der Anfänger einer neuen Zeit und der Stifter der ersten schlesischen Dichterschule, wurde zu

Bunzlau am Bober (Schlesien) 1597 geboren. In seiner Jugend erhielt er eine gründliche Gymnasialbildung und schon als Jüngling verfaßte er nicht nur lateinische Gedichte, sondern erkannte auch das Darniederliegen der deutschen Poesie; er sprach sich darüber aus in der lat. Schrift: „Aristarchus oder über die Verachtung der deutschen Sprache". Auf den Universitäten Frankfurt a. O., Heidelberg, Straßburg und Tübingen widmete er sich der Jurisprudenz, wandte sich aber zugleich mit Vorliebe dem Studium der Sprache und Poesie zu. Einen einflußreichen Meister hierin fand er in den Niederlanden, wohin ihn die Kriegsunruhen der Zeit (1620) getrieben hatten; in Leyden wirkte damals der in großem Ansehen stehende Philologe und Lyriker Dan. Heinsius (s. S. 139), durch ihn wurde Opitz in lateinische und niederländische Poesie eingeführt. Sein Lebensgang, in die Zeit des 30jährigen Krieges hineinfallend, gestaltete sich zu einem unruhigen und wechselvollen. Eine Zeit lang war er Professor an einem siebenbürgischen Gymnasium; dann wurde er als Rat verwendet am Hof des Herzogs von Liegnitz; darauf trat er in den Dienst des Grafen v. Dohna zu Breslau, eines fanatischen Protestantenverfolgers, und gelangte durch dessen gute Gegendienste zum kaiserlichen Dichterlorbeer und sogar zum Adelsdiplom (Opitz von Boberfeld); zuletzt lebte er als Sekretär und Reichshistoriograph des polnischen Königs Ladislaus zu Danzig und da starb er in den besten Mannesjahren 1639 an der Pest.

Hören wir nun auch, was die litterarhistorische Bedeutung von Opitz ist, und wiefern man ihn den Anfänger einer neuen Zeit heißen kann. Von seinen Zeitgenossen wurde er als Dichter und Gelehrter hochgefeiert; unter allen damaligen Poeten hatte er den Ruhm „der Gekrönte" zu sein. Logau bezeugte: „Die Römer haben nur einen Virgil, die Deutschen nur einen Opitz". Fleming hieß ihn „den Pindar, Homer, Maro (Virgil) unsrer Zeiten" und meinte, nach ihm sollte man das Dichten bleiben lassen; Germanie, die Mutter, sei tot und nun sei auch ihr Sohn dahin. Opitz war nun aber weder durch seinen Charakter ein großer Mann (er war zweideutig und höchst ehrgeizig), noch durch seine Begabung und Leistung ein hervorragender Dichter. Der Ruhm seines Namens beruht auf folgenden drei Stücken. 1. Er ist der Vater der neueren Vers-

kunst und nimmt also zu seiner Zeit eine ähnliche Stellung ein wie „der Vater der mittelhochdeutschen Poesie“, Heinrich v. Veldecke (s. S. 51). Seine Grundsätze hat er dargelegt in der Schrift: **Buch von der Deutschen Poeterey**, in welchem alle jhre eigenschafft vnd zugehoer erzehlet, vnd mit exempeln außgeführet wird“. 1624 (mit diesem Jahr beginnt daher auch der zweite Abschnitt der nhd. Periode). Statt der zuvor unvollkommenen, ja recht ungebundenen Metrik wurde nun, von klassischen Mustern hergenommen, ein Gesetz eingeführt, das die poetische Sprache zu einer fließenderen und wohllautenderen machte. Zuvor pflegte man die Silben der Wörter in einer Zeile nur zu zählen, gleichviel ob sie lang oder kurz waren; nun wurde verlangt, man solle die Silben messen und auf regelmäßige Hebung und Senkung Bedacht nehmen; maßgebend seien der klassische Jambus und Trochäus, Daktylen aber und andere alte Versmaße seien nicht zulässig. Der fließende, aber langweilige „Alexandriner“ (s. S. 138) wurde von jetzt an auf längere Zeit hinaus das beliebteste Versmaß. — Übrigens wurde die neue Metrik schon praktisch gehandhabt von dem württembergischen Dichter R. G. Weckherlin († 1651), ehe Opitz die theoretische Anweisung dazu gab. — 2. Opitz hat die in Verachtung gesunkene deutsche Dichtung in den Kreisen der Gelehrten und Vornehmen wieder zu Ehren gebracht, freilich um den Preis, daß die Poesie selbst zu einer gelehrten wurde; und er hat sich eifrig bemüht, die deutsche Sprache von fremdartigen Bestandteilen zu reinigen, ihr zu mehr Gesetzmäßigkeit und zu einfacherem Stil zu verhelfen. Dies Bestreben konnte freilich darum nicht zu dem gewünschten Erfolg führen, weil Opitz von vornen herein zu sehr von fremden Vorbildern sich leiten ließ und so gegen seinen Willen der echt nationalen Sprach- und Dichtungsart Abbruch that. — 3. Opitz ist der Stifter der ersten schlesischen Dichterschule und hat damit auch in weiteren Kreisen einen auf Besserung deutscher Poesie gerichteten Eifer erweckt.

Die eigenen Produkte von Opitz sind nicht bedeutend. Er bearbeitete lateinische Dichtungen, übersetzte italienische Singspiele, verfaßte viele Gelegenheitsgedichte, versuchte sich in der Lyrik („Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Kriegs“) und schuf didak-

tisch-beschreibende Poesien (Zlatna oder von der Ruhe des Gemüts; Vielgut oder vom wahren Glück; Vesuvius; Schäferei von der Nymphe Hercynia; dies der Vorgang zu der bald so beliebt gewordenen sogenannnten Schäferpoesie); seine Arbeiten für das Drama beschränken sich auf Übersetzungen. Außerdem befaßte er sich auch mit religiöser Poesie; er übersetzte Psalmen, schrieb einen Lobgesang auf die Geburt Christi, bearbeitete das Hohe Lied, den Jeremias und Jonas, dichtete einige Kirchenlieder u. s. w.

b. **Die erste schlesische Dichterschule.** Ihr gehören außer dem Stifter Opitz an: Paul Fleming (ein Sachse), Friedr. v. Logau und Andr. Gryphius (zwei Schlesier); der erste ein Lyriker, der zweite ein didaktischer und der dritte vorherrschend ein dramatischer Dichter.

1. **Paul Fleming** wurde 1609 zu Hartenstein im sächsischen Voigtland geboren. Zu Leipzig studirte er Medicin, pflegte aber daneben, von Opitzens Werken angeregt, mit Vorliebe die Poesie und zwar mit solchem Erfolg, daß er schon als 22jähriger Jüngling mit dem Dichterlorbeer ausgezeichnet wurde. Als der 30jährige Krieg mit seinen Schrecken nach Sachsen sich spielte und die Sache der Evangelischen durch Gustav Adolfs Tod (1632) den schwersten Schlag erlitt, da gab Fleming seine Hoffnung für Deutschland auf. Er wandte sich nach Holstein, wo er eine ganz erwünschte Verwendung fand. Der Herzog Friedrich ließ eine Gesandtschaft nach Moskau gehen und Fleming schloß sich ihr als Hofjunker an. Zu der langen und nicht ungefährlichen Reise bereitete er sich unter anderem durch Abfassung des Liedes: „In allen meinen Thaten" (1635). Gestärkt in seinem Gottvertrauen machte er die noch längere und gefährlichere Reise nach Ispahan mit (1635—39). Nach Vollendung derselben ließ er sich zu Hamburg als Arzt nieder, er starb aber nach kurzer Zeit, a. 1640.

Paul Fleming überragt seinen Meister Opitz wie an Adel der Gesinnung und Reinheit des Charakters, so auch an dichterischer Begabung. Man hat von ihm geistliche und weltliche Gedichte. Unter den ersteren befinden sich Kirchenlieder, Oden und Sonette (darunter auch das herzliche: „Laß dich nur nichts dauern mit trauern ꝛc."). Zu den weltlichen gehören patriotische Lieder, in

welchen ein warmer Patriotismus sich kund gibt, viele Gelegenheitsgedichte, welche das Opitzische Vorbild erkennen lassen, und edle, gemütvolle Liebeslieder; eine Perle unter den letzteren ist: „Ein getreues Herze wissen hat des höchsten Schatzes Preis".

2. **Friedrich v. Logau**, geb. 1604, war Kanzleirat am herzoglichen Hof zu Brieg und † 1655 zu Liegnitz. Er verdankt seinen Dichterruhm der Abfassung von vielen und trefflichen **Epigrammen** (Sinngedichten; er nannte sie „Beischriften"); darin spricht sich reicher Witz, poetisches Talent, ein edles Herz und tiefer sittlicher Ernst aus. Diese Epigramme mit ihren körnigen Gedanken und ihrer gedrungenen Kürze bilden einen auffallenden Gegensatz gegen die damals sonst übliche Weitschweifigkeit der Dichtungen. Die Zahl derselben beträgt gegen 3500; er gab sie heraus unter dem Dichternamen „Salomon v. Golau". In dieser Art von Dichtung erscheint er als ein so großer Meister, daß ihn kein späterer darin erreicht hat (z. B. Wernicke, Hagedorn, Kästner, Lessing, Fr. Haug). Bekannte Epigramme von Logau sind: Über die Tracht (Alamode-Kleider rc.) — Die Hoffnung (Hoffnung ist ein fester Stab rc.) — Die drei Konfessionen (Lutherisch, Päpstisch und Calvinisch rc.) — Die Wahrheit (Wahrheit ist ein Tuch zum kleiden rc.) — Die deutsche Sprache (Ist die deutsche Sprache rauh rc.) — An den Leser (Leser, wie gefall ich dir? Leser, wie gefällst du mir?).

3. **Andreas Gryphius**, geb. zu Großglogau 1618, machte seine Studien hauptsächlich in den Niederlanden (wie Opitz), bekleidete das Amt eines Syndikus in seiner Vaterstadt und starb daselbst a. 1664. Er ist der letzte, aber auch der vielseitigste Vertreter der ersten schlesischen Dichterschule. Von besondrer Bedeutung sind seine Dichtungen im Schauspiel und Lustspiel; im ersteren ist das holländische Vorbild nicht zu verkennen; im letzteren schreibt er selbständiger, frisch und witzig. In „Peter Squentz" macht er die verstiegenen Volksdichter lächerlich und im „Horribilicribrifax" verspottet er die prahlerischen Haudegen, wie sie in der damaligen Kriegszeit wohl häufig zu treffen waren und nebenbei den Wust der damaligen Sprachverunreinigung. — Die Tragödien des Gryphius sind so schwülstig und übertrieben schaurig, daß sich das Publikum bald von ihnen abwandte („Der Kindermörder Herodes" — „Karl

Stuart" u. a.) — Seine lyrischen Gedichte tragen stark elegische Art an sich, wohl die Folge von seinen vielen schweren Lebenserfahrungen. Unter den kirchlichen Liederdichtern treffen wir ihn wieder.

§. 44.

Die Sprachgesellschaften und Dichterorden.

Zur Zeit des 30jährigen Krieges und hernach entstanden mehrere Gesellschaften oder Orden, welche es sich zur Aufgabe machten, mit vereinten Kräften deutsche Sprache und Dichtkunst zu fördern. Nach dem, was in §. 42 über die Verwelschung Deutschlands gesagt worden ist, waren diese Orden eine hocherfreuliche Erscheinung zu nennen; sie gaben doch Beweis davon, daß es noch Männer gebe von edlem patriotischen Sinn und Eifer. Der Erfolg ihrer Bestrebungen war freilich ein beschränkter. Die Vorgänge dazu hatte übrigens das Ausland, namentlich Italien, geboten. — Wir nennen die bekanntesten.

a. **Der Palmenorden** oder die fruchtbringende Gesellschaft. Die Stiftung fällt in das Jahr 1617 und geschah unter Beteiligung dreier Herzoge von Weimar, zweier Fürsten von Anhalt und zweier Edelleute durch Kaspar v. Teutleben. Die Gesellschafter sollten vor allen Dingen verpflichtet sein, „die Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und guten Verstande, ohne Einmischung ausländischer fremder Flickwörter sowohl im Reden, Schreiben, Gedichten aufs allerzier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben, auch so viel immer möglich, insbesondre bei den Mitgesellschaftern, zu verhüten, daß diesem nicht zuwider gehandelt werde". Der Orden hatte zunächst seinen Sitz in Köthen, hernach in Weimar und dann in Halle. Das Ordens-Symbol war eine Palme mit dem Motto: „alles zum Nutzen" (die Akademie zu Florenz, deren Vorbild man folgte, hatte Kleie zu ihrem Merkzeichen gemacht; sie wollte in der Sprache die Kleie vom Mehl ausscheiden). Jedes Mitglied führte ein besondres Emblem aus dem Pflanzenreich und einen entsprechenden Beinamen. Opitz hieß der Gekrönte, Gryphius der Unsterbliche, Logau der Verkleinernde, Fürst Ludwig von Anhalt der Nährende, Herzog Wilhelm zu Weimar der Schmackhafte. Der Präsident der

Gesellschaft war ein regierender Fürst. Zeitweise gehörten ihr mehrere hundert Mitglieder an, namentlich Fürsten, Edelleute, Gelehrte und Dichter. Sie bestand bis 1680.

2. **Der pegnesische Blumenorden** oder die Pegnitzschäfer. Ein Nürnberger gelehrter Patricier, Phil. Harsdörffer, der ein Mitglied des Palmenordens war, brachte auch in seiner Vaterstadt in Verbindung mit dem Pfarrer Joh. Klai eine Gesellschaft poesieliebender Männer zu Stande (1644). Sie stellten sich die Aufgabe, „als geborne Teutsche sich der Reinigkeit der teutschen Sprach zu befleißigen". Die Dichtkunst hat aber von diesen Männern nicht viel Förderung erhalten; ihre Kunst verlor sich in geschmacklose Künstelei und Spielerei (Gedichte in Gestalt von Flaschen, Kreuzen, Kränzen, Bäumen, Flöten u. dgl.). Sie waren es auch, welche die sogen. Schäferpoesie von Italien herübernahmen und mit besondrer Liebhaberei kultivierten; sie gedachten damit eine echte Naturpoesie auf die Bahn zu bringen, verfielen aber mit ihrem Versemachen in lauter Unnatur. Der geistliche Liederdichter Sigm. von Birken (Betulius) gehörte auch zu den Pegnitzschäfern. Der Orden hat sich als ein Verein von Sprachgelehrten bis auf unsre Zeit erhalten. — Bemerkt mag hier werden, daß Phil. Harsdörffer der Urheber des sogen. „Nürnberger Trichters" ist; es war dies eine Schrift mit der Bestimmung, „die teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen" (1647). Man meinte ja damals, daß die Dichtkunst nur in der Handhabung gewisser Regeln bestehe; da wurde nun Anweisung gegeben (in 6 Kapiteln für 6 Stunden) über Poeterei insgemein, über der deutschen Sprache Eigenschaft, über Reimen, Reimarten, Erfindung neuer Reime und von der Zierlichkeit der Gedichte. Zu letzterer wurde in erster Linie (auch von den schlesischen Dichtern) das gerechnet, daß man „sinnreiche Beiwörter" fleißig braucht (vgl. gläserne Gewässer, lachende Fluren hitzemattes Feld, stiller Wald), Begriffe treffend umschreibt (z. B. für Frühling Blumenvater, für Blut nasses Lebensgold), mit schallnachahmenden Wörtern die Rede gehörig ausmalt u. s. f.

3. **Die deutschgesinnte Genossenschaft.** Sie wurde a. 1643 durch Phil. v. Zesen in Hamburg gestiftet und erhielt sich lange Zeit. Der Stifter hatte die wunderliche Meinung, daß das Deutsche

die Ursprache der Menschheit gewesen und daß darum durch Entfernung alles Fremdländischen die ursprüngliche Reinheit derselben wieder herzustellen sei. Alle Fremdwörter, selbst die ganz eingebürgerten, sollten beseitigt und mit original deutschen ersetzt werden. Das Fenster nannte man demgemäß Tagleuchter, das Theater Schauburg, die Nase Löschhorn oder Gesichtserker, Vers Dichtling, Natur Zeugemutter u. s. w. Die deutschgesinnte Genossenschaft hat den Beweis geliefert, daß man die deutsche Sprache auch auf deutsche Weise entdeutschen kann.

4. **Der Elbschwanorden.** Er entstand im Gegensatz zu der unpraktischen Deutschtümelei der deutschgesinnten Genossenschaft, 1656. Mit dem Tode seines Stifters, des Dichters Joh. Rist, löste er sich wieder auf (1667).

5. **Die aufrichtige Tannengesellschaft** in Straßburg.

§. 45.

Die zweite schlesische Dichterschule.

Auf die erste schlesische Dichterschule, welche der ersten Hälfte des 17. Jahrh. angehört, folgt eine zweite in der andern Hälfte desselben Jahrhunderts. Sie ist aber nicht die Fortsetzung von jener, aber auch nicht der gerade Gegensatz dazu. Daher finden sich gemeinsame und unterscheidende Merkmale. In drei Stücken gleicht die neue Dichterschule der früheren; die Poesie wurde wesentlich als eine gelehrte gepflegt; man sah sie als eine auf gewissen Regeln beruhende Kunst an, die jeder Gebildete erlernen könne; und die Vorbilder nahm man wiederum aus fremder (niederländischer, englischer, französischer und italienischer) Litteratur. Ebenso sind es drei Punkte, wodurch sich die zweite von der ersten schlesischen Dichterschule sehr zu ihren Ungunsten unterscheidet: sie nahm die Gegenstände ihrer Poesie mit Vorliebe aus dem Gebiet des Neuen, Außerordentlichen und Ungeheuerlichen; in der Darstellung strebte sie nicht Nüchternheit und Reinheit, sondern vielmehr eine „niedliche und galante“, eine prunkhafte und pathetische Sprache an; in Zusammmenhang damit huldigte sie einem leichtfertigen, sinnlich-lüsternen Geist und fiel von ihrer aristokratischen Dichtervornehmheit in

plebeische, häßliche Gemeinheit herunter. Kurz gesagt: die zweite schlesische Dichterschule war nicht national, nicht natürlich und nicht sittlich.

Wir nennen die zwei bekanntesten Vertreter, zwei schlesische Ratsherren, einen Lyriker und einen Dramatiker: Hoffmann v. Hoffmannswaldau und Kasp. v. Lohenstein.

1. **Hoffmann v. Hoffmannswaldau**, geb. zu Breslau (1616), stand in seiner Jugend unter Opitzischen Einflüssen; er machte sich in Leyden mit der niederländischen Poesie bekannt, bildete sich auf Reisen in England, Frankreich und Italien weiter aus und lebte dann als Ratsherr, zuletzt als Ratspräsident, in seiner Vaterstadt; er starb 1679. Obwohl er persönlich ein ehrenhafter und sittlich reiner Mann gewesen ist, so verschmähte er es doch nicht, um bei den verderbten Zeitgenossen Gefallen zu finden, auch schlüpfrige Poesien zu schreiben. Es scheint, daß er die leichtfertige Art im Ausland kennen gelernt und nach Deutschland mit zurückgebracht hat. Zu seiner Zeit gehörte er zu den gelesensten und berühmtesten Dichtern (man nannte ihn den „deutschen Ovid"); allein sein zweifelhafter Ruhm war bald und für immer dahin.

2. **Kaspar von Lohenstein** stammt aus Nimptsch bei Brieg, ahmte schon in seinen Jünglingsjahren die poetische Manier von Hoffmannswaldau nach, lernte auch wie er auf Reisen das Ausland kennen, gelangte ebenfalls zur Würde eines Ratsherrn in Breslau und starb dort 1683. Lohenstein war mit einem bedeutenden Dichtertalent ausgestattet, allein seine Poesien sind über die Maßen schwülstig und sittlich unrein, so daß ihnen die äußere und innere Schönheit fehlt. In seinen Dramen, deren er sechs größere geschrieben hat, behandelt er Stoffe aus der römischen und türkischen Geschichte; sie sind in hohem Grade abstoßend durch die häufig darin vorkommenden Greuel- und Mordscenen. Das beste Werk Lohensteins ist der Roman Arminius. —

Die zweite schlesische Schule war mit ihren Dichtungen auf schlimme Abwege gekommen, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn ihr schon unter den Zeitgenossen namhafte Gegner erwachsen sind. Dieselben haben teils die Verirrungen der Hoffmannswaldau-Lohensteinischen Poesie in scharfer Rüge aufgezeigt, teils

haben sie in eigenen Dichtungen etwas Besseres zu leisten versucht; jene verfuhren kritisch-satirisch, diese positiv-bekämpfend.

Zu jenen gehört v. Canitz und Wernicke, zu diesen Weise, Günther und Brockes.

1. **Freiherr v. Canitz** († 1699), unter dem großen Kurfürsten und dessen Nachfolger als einflußreicher Staatsmann in Berlin lebend, schrieb eine „Satire über die Poesie", worin er die schwülstige und schlüpfrige Poesie der Schlesier zu bekämpfen suchte. Seine eigenen Gedichte zeigen eine edle Haltung und eine fließende Sprache. Canitz war ein Freund von Ph. J. Spener und dichtete auch Kirchenlieder, z. B. das Morgenlied: „Seele, du mußt munter werden" und das Abendlied: „Gott du lässest mich erreichen".

2. **Christian Wernicke**, ein dänischer Staatsrat († 1710), gebrauchte als Waffe gegen die Auswüchse der schlesischen Poesie das Epigramm; in einem schreibt er: „Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geschickt. Die Wort? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt". —

3. **Christian Weise**, Rektor in Zittau († 1708), machte den Grundsatz geltend, daß die Poesie der Ausdruck wirklicher, natürlicher Empfindung sein und sich einer einfachen Sprache befleißigen müsse; er selbst schuf eine Menge von lyrischen und dramatischen Gedichten, verfiel dabei aber vielfach in ein seichtes, plattes Versemachen. Er verfaßte auch Kirchenlieder. Dichter seiner Art heißt man mit Recht „Wasserpoeten".

4. **Christian Günther**, ein Schlesier († 1723), war ein sehr begabter Dichter und schuf namentlich empfindungsvolle, einfach gehaltene lyrische Poesien; durch sein ausschweifendes Leben bereitete er sich aber ein frühes Grab.

5. **Heinrich Brockes**, Senator in Hamburg († 1747), ein edler frommer und künstlerisch gebildeter Mann, veröffentlichte eine große Sammlung von Gedichten unter dem Titel: **Irdisches Vergnügen in Gott.** Er besingt da als einer, der eitel Lust hat an Gottes Werken, allerlei Gegenstände aus der Natur und bekundet eine feine Beobachtungsgabe, ein sinniges und warmes Gemüt, das sich vom Irdischen gerne zum Himmlischen, vom Geschöpf zum Schöpfer erhebt. „Die größte Schönheit dieser Erden kann mit der himmlischen

doch nicht verglichen werden". Die Anregung zu dieser „physiko-theologischen Poesie" hatte Brockes von England her erhalten, namentlich durch Milton („verlorenes Paradies"), Thomson („die Jahreszeiten") und Young („Nachtgedanken").

§. 46.

Die Romanlitteratur.

In der weltlichen Prosa-Litteratur unsres Zeitabschnitts (1624—1720) tritt der Roman und die Satire als das Bedeutendste und Charakteristische in den Vordergrund.

Der Roman erscheint als ein Ersatz für die schon länger fehlenden Epen; vorbereitet wurde er durch die seit dem 14. und 15. Jahrh. in die Litteratur hereingekommenen poetischen Erzählungen und durch die schon am Ende des Mittelalters üblich gewordenen Übersetzungen von fremdländischer Prosa (s. S. 98). Den Namen „Roman" hat er daher, weil sein Stoff ursprünglich und hauptsächlich aus der Litteratur der romanischen Völker herübergenommen war (vgl. den Ausdruck „romantisch" S. 45). Er bewegt sich nicht mehr wie das Epos auf weltgeschichtlichem Boden, sondern in dem engeren Rahmen eines Einzellebens, und er führt nicht bloß in die äußere Welt der Thatsachen, sondern auch und hauptsächlich in die innere Welt des Denkens und Werdens ein. Daß der Roman eben in unsrem Zeitabschnitt zu einer hervorstechenden litterarischen Erscheinung wurde, hatte einen doppelten Grund. Fürs erste brachte es die Zeit der langen, vielen Kriegsunruhen und der mannigfachen Völkerberührungen mit sich, daß man allerlei Abenteuerliches erzählen konnte und erzählt hören wollte; fürs andere war die Poesie damals so gelehrt und unpopulär, daß eine Reaktion dagegen durch eine einfachere, volkstümlichere Litteratur nicht ausbleiben konnte.

Die ersten Romanschriftsteller haben fremde Produkte ins Deutsche übersetzt oder im Deutschen nachgeahmt. Der allererste Roman, der von Frankreich nach Deutschland kam, war der „Amadis" (1569). Ihm folgte eine reiche Romanlitteratur, teils Helden- und Liebesromane, teils historisch-politische Romane, teils und hauptsächlich Abenteurer-Romane. Die Verfasser derselben wollten aber in der

Regel nicht bloß erzählen und unterhalten, sondern sie verfolgten auch meistens zugleich eine didaktische Tendenz und gaben gelegentlich über alles Mögliche Belehrungen, über Geographisches und Geschichtliches, Naturgeschichtliches und Altertümliches, Ethnographisches und Politisches, Religion und Moral, sogar Philosophie und Theologie, daß man, wie einer meinte, „ohne Verdruß“ der ganzen Welt Lauf leicht erlernen konnte. Einige der ersten Verfasser von Romanen seien hier genannt.

Phil. v. **Zesen**, der Stifter der deutsch-gesinnten Genossenschaft (s. S. 146), war der erste, welcher orginal deutsche Romane geschrieben hat, z. B. „Die adriatische Rosemund, „Simson“ und „Assenot“ (d. h. Asnath, Josephs Frau in Egypten). — Heinrich **Buchholz**, Hofprediger in Braunschweig († 1671), dichtete den „Herkules“ und den „Herkuliskus“, beide als deutsche Fürsten in größter Ausführlichkeit und in lehrhafter Absicht beschreibend. — Herzog **Ulrich von Braunschweig** († 1714) ist der Verfasser von der „Syrerin Aramena“ und von der „römischen Oktavia“. — Anshelm **v. Ziegler** schrieb die einst viel gelesene „Asiatische Banise“, Geschichte von dem Königreich Pegu. — **K. v. Lohenstein** trat mit seinem „Arminius“ hervor und gab damit eine „sinnreiche Staats-, Liebes- und Heldengeschichte dem Vaterland zu Liebe, dem deutschen Adel zu Ehren &c.“ — Auch Christian **Weise** (s. S. 149) befaßte sich mit Romanen, in ihnen eine stark hervortretende lehrhaftmoralische Absicht verfolgend; einer davon heißt: „Die drei Hauptverderber“ und darin zeigt er dem Geschlecht seiner Zeit, daß seine Hauptschäden in Gottlosigkeit, heidnischer Gelehrsamkeit und ausländischer Mode bestehen. („Drei Giftbäume“ vor zweihundert Jahren).

Unter den Abenteurer-Romanen ist der bedeutendste der **Simplicissimus** des Christoph v. Grimmelshausen. Er erschien 1669 zu Mömpelgart unter dem Titel: „Neu eingerichteter und viel verbesserter abenteuerlicher Simplicissimus, das ist: Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt Melch. Sternfels von Fuchshaim, wie, wo und welcher Gestalt er nämlich in diese Welt kommen, was er darin gesehen, gelernet, erfahren und ausgestanden, auch warum er solche wieder freiwillig quittirt habe. Überaus lustig und männiglich nützlich zu lesen.“ — Der Verfasser, Chri-

stoffel von Grimmelshausen, stammt von Gelnhausen, führte längere Zeit ein unstetes Kriegsleben, wurde hernach Amtsschultheiß zu Renchen in Baden und starb dort 1676. In seiner Schrift spiegelt sich ohne Zweifel größtenteils sein eigenes Leben ab. Simplicissimus, ein Findelkind, wächst bei einem Bauern im Spessart in völliger Verwahrlosung auf. In seinem zehnten Jahr kommt er auf der Flucht zu einem Einsiedler, ohne zu wissen, daß derselbe sein leiblicher Vater ist. Nach dessen Tode wird er Page beim Gouverneur von Hanau. Kroaten bringen ihn auf den Kriegsschauplatz und da verfällt er einem rohen, lasterhaften Leben. Er wird ein kühner Abenteurer (unter dem Namen „Der Jäger"), gelangt als solcher zu Reichtum und Ehren, wird ein vornehmer Herr, der Romane liest und Reisen macht. Sein Glück war aber nicht von Bestand. Er verliert sein Vermögen, dazu auch seine Freiheit und Gesundheit. Darnach zieht er als Bettler umher, wird wieder Soldat und Räuber und zieht in die weite Welt hinaus, um das Glück wieder zu erjagen. Endlich wird er seines Treibens müde, und da er die Eitelkeit alles Irdischen erkennt, so zieht er sich, wie ehedem auch sein Vater gethan, als Einsiedler von der Welt zurück und widmet den Rest des Lebens der Sorge für seine Seele. — Der „Simplicissimus" ist unter den Romanen der damaligen Zeit weitaus der bedeutendste und fand daher auch eine große Verbreitung; er zeichnet sich aus durch seinen volksmäßigen Ton, naturwahre Schilderungen, reichen, spannenden, aus dem Leben gegriffenen Inhalt und hat insoferne einen großen historischen Wert, als er ein treues, aber höchst trauriges Bild von der Zeit des 30jährigen Krieges gibt.

Eine besondere Art von Abenteurer-Romanen sind die **Robinsonaden**, welche am Ende unseres Zeitabschnittes aufgekommen sind und fortan bis heute eine ungeheure Verbreitung gefunden haben.

Der erste Robinson wurde von dem Engländer Daniel de Foe verfaßt und erschien 1719 unter dem Titel „Robinson Crusoe". Der Held des Buchs ist ein auf die Insel Juan Fernandez verschlagener schottischer Matrose Namens Selkirk. An seine wirklichen Schicksale anknüpfend schuf der Verfasser ein höchst anziehendes Bild von einem Abenteurer, der in völliger Einsamkeit, in einer

ganz fremdartigen Natur lebt und kämpft. 1720 wurde diese englische Schrift, welche sofort überall das größte Aufsehen erregt hatte, ins Deutsche übertragen und es folgte ein ganzes Heer von Bearbeitungen und Nachahmungen. Fast jedes Land bekam seinen Robinson, manche Provinz, manche Stadt und mancher Stand wurde mit einem besonderen beglückt. Da gab es also nicht nur einen englischen, französischen, holländischen, dänischen, griechischen, schweizerischen und dgl. Robinson, sondern auch einen schlesischen, fränkischen, berliner, leipziger, einen medicinischen, einen geistlichen, einen jüdischen, einen raisonnirenden, einen unsichtbaren 2c. 2c.; endlich kam auch eine Robinsonie, eine Robinsonette, Robunse mit ihrer Tochter Robinschen zum Vorschein. Das in Deutschland verbreitetste Buch dieser Art ist „Robinson der Jüngere", welchen der fruchtbare philanthropische Jugendschriftsteller Joach. Heinr. Kampe († 1818) im Jahr 1779 herausgegeben und der seitdem (innerhalb eines Jahrhunderts) auch 100 Auflagen erlebt hat; er ist übrigens auch schon in alle anderen europäischen Sprachen übersetzt worden und bildet eine der gelesensten Jugendschriften von Cadix bis Moskau und Konstantinopel. Das Buch ist in Gesprächsform abgefaßt. In der Vorrede spricht sich der Verfasser auch über den Zweck seines Romans aus, er ist ein fünffacher; er wolle 1. die jungen Leser angenehm unterhalten; 2. sie mit den Grundbegriffen vom menschlichen Leben bekannt machen; 3. ihnen zu gelehrten Vorkenntnissen in Geographie, Naturkunde und dgl. verhelfen; 4. sie zu guter Sitte und edlen Tugenden anleiten, und 5. durch eine Erzählung aus dem noch durch keine Kultur verderbten Menschenleben einer im Finstern schleichenden Pest entgegenwirken, nämlich dem „Empfindsamkeitsfieber", das auch schon die Jugend an Leib und Seele zu verderben angefangen habe. Man sieht, daß Kampe von Rousseau'schen Gedanken angeregt war und er erinnert auch ausdrücklich daran, daß Rousseau die Erscheinung des Robinson Crusoe mit besonderer Freude begrüßt habe. — Andere gute und mit Beifall aufgenommene Bearbeitungen des Robinson sind: Der neue Robinson oder die Schicksale Philipp Ashtons unter Seeräubern und auf der Insel Ruatan, verfaßt von Dr. G. H. v. Schubert (Ashton ist ein frommer Puritaner aus Massachusetts in Nordamerika.) — Der schweizerische

Robinson von Joh. Dav. Wyß (handelt von den Schicksalen des schiffbrüchig gewordenen Predigers Vetli und seiner Familie). — Ferner: Robinson Hurtig (ebenfalls eine Familiengeschichte). — Unter den Nachbildungen des Robinson wurde am bekanntesten die Insel Felsenburg, worin die „wunderlichen Fata" einiger Seefahrer, besonders des Albert Julius aus Sachsen, erzählt sind; das Werk ist verfaßt von L. Schnabel und wurde von Ludw. Tieck neu bearbeitet.

§ 47.

Satirische Schriften.

Schon in der so eben beschriebenen Romanlitteratur ist vielfach ein stark satirischer Zug hervorgetreten. Es erschien aber damals noch eine Reihe von Schriften, welche unmittelbar der Satire dienten; Stoff dazu gab es ja mehr als genug in jener an allerlei Verkehrtheiten und Schäden leidenden Zeit. Die Vertreter der Satire sind vornehmlich Moscherosch, Abraham a Sancta Clara, Rachel und Schupp.

Den Übergang vom Roman zur Satire macht **Joh. Mich. Moscherosch**, dessen „Gesichte" jenem und dieser zugleich angehören. Er stammt von einem spanischen Rittergeschlechte ab, wurde im Elsaß geboren, erlitt viel Ungemach im 30jährigen Krieg, erlangte endlich das Amt eines Sekretärs und Fiskals in Straßburg, darnach das eines hessischen Geheimerats in Kassel und starb 1669. Unter dem Namen „Philander v. Sittewald" veröffentlichte er **Wunderliche und wahrhaftige Gesichte** (1644), in welchen er die „Traumbilder" des spanischen Dichters Quevedo nachahmte und ein naturgetreues Gemälde vom Elend und Verderben des 30jährigen Krieges gibt. Wie seiner Zeit Seb. Brant verschiedene Narrensorten unterschied und eine nach der andern vor seinen Richterstuhl nahm, so führt auch Philander eine Reihe von Hauptschäden der Zeit auf und läßt sie in traurigen Bildern vor den Augen des Lesers vorüberziehen. Da handelt er je in einem Kapitel von „Schergenteufeln, Höllenkindern, Venusnarren, vom Soldatenleben, Weltwesen, Weiberlob, A la mode Kehraus u. s. f. Hauptsächlich verspottet er die hohle,

gleißnerische Gelehrsamkeit und die weichliche, charakterlose Fremdländerei unter den Deutschen (s. eine Äußerung von ihm S 139).

Abraham a Sancta Clara. Sein eigentlicher Name ist Ulrich Megerle; er wurde zu Krähenheimstetten bei Mößkirch im badischen Oberland geboren (1642), trat in den Augustinerorden ein, war eine Zeitlang Prediger in Oberbayern und darnach bekleidete er 40 Jahre lang das Amt eines Hofpredigers in Wien (1669—1709). Als Prediger war er äußerst gewandt, geistreich, freimütig und unerschöpflich im Witz, in komischen Wortspielen und treffenden Bildern, heiteren Geschichten und Anekdoten. Seine Sprache ist aber oft unedel, roh, geschmacklos und eines geistlichen Predigers unwürdig. Bemerkenswerte Schriften von ihm sind: Merks Wien. Etwas für alle. Judas der Erzschelm (im Anschluß an Geschichte und Legende kommt er da auf allerlei Lebensverhältnisse zu sprechen, auf Kinderzucht, Familienleben, Soldatenstand, Hofleben u. dgl.). Über Kinderzucht äußert er sich unter anderm also: „Niemand glaubt, wie ruhmwürdig der Birkenbaum in der Kinderzucht regieret; ihn sollte man zum König der Bäume erkiesen. Alle heiligen Engel gefallen mir, nur der nicht, welcher dem Abraham in den Säbel gefallen und aufgeschrieen: Non extende manum tuam super puerum! Strecke deine Hand nicht aus über den Knaben! Doch bin ich versichert, daß kein Engel einen Vater, der einen Streich über den Knaben führen will, aufhalten wird; er wird ihn eher noch anfrischen: Strecke deine Hand aus über den Knaben! Ich schneid, ich schneid, ich schneid: was aber? ich schneid ab: was? die Nasen? nein, nein! die Ohren? nein, nein! die Zungen? nein, nein! Ich schneid, ich schneid, ich schneid: was aber? ich schneide allen Eltern die Finger ab, damit sie ihren Kindern nicht mehr so stark durch die Finger sehen. Die Erde braucht das scharfe Pflugeisen, neben dem Weinstock stehet ein Stecken, der Musik darf der Taktstock nicht abgehen, der Maler muß den Streichpinsel zur Hand nehmen, also müssen auch Eltern“ u. s. w. — Über die Erziehung der Mädchen läßt er sich also vernehmen: Eine rechte Jungfrau muß sein wie eine Spittelsuppe, die hat nit viel Augen; wie eine Nachteul, die kommt wenig ans Tageslicht; wie ein Spiegel, der beim Anhauchen ein trübes Gesicht macht; wie ein Licht, das in

der Laterne gesichert ist; insonderheit aber wie eine Schildkrott, diese ist allezeit zu Haus. — Zu bemerken ist noch, daß die Kapuzinerpredigt in Schillers Wallenstein zum Teil eine wörtliche Nachbildung von einer Türkenpredigt des Abraham a Sancta Clara ist.

Dem katholischen Hofprediger und Barfüßermönch stellen wir einen evangelischen Prediger zur Seite, das ist

Balthasar Schupp, Hauptpastor in Hamburg († 1661). Seine Predigten sind auch volkstümlich und schlagend, aber würdig; seine Satire auch scharf, aber nicht gemein; seine Sprache ist voll Witz und Humor, wird aber nicht plump und possenhaft; ihm wars nicht um das Lachen, sondern um die Besserung seiner Zuhörer zu thun. In seinen Predigten und Gedichten befleißigte er sich der Einfachheit und Natürlichkeit; daher war er ein heftiger Gegner von der gelehrten Poesie und dem gekünstelten Wesen seiner Zeit, namentlich ist er der Opitzischen Poeterei und Ziererei entschieden entgegen getreten. — Beim Friedensschluß in Münster (1648) hielt Schupp die Dankpredigt; sie sei ein gewaltiges Zeugnis gewesen.

Joachim Rachel († 1669 als Rektor in Schleswig) war, im Unterschied von Schupp, der Opitzischen Richtung zugethan, pflegte gelehrte Poesie und bemühte sich um reine, fließende Form. In seinen „deutschen satirischen Gedichten“ nahm er sich die römischen Satiriker Juvenal und Persius zum Muster. Die sittlichernste Art teilt er aber mit Schupp.

§ 48.

Die Erbauungslitteratur.

Wie dieselbige als eine evangelische im Reformationsjahrhundert mit Schriften der gediegensten Art begründet worden ist, so wurde auch in unsrem Zeitabschnitt auf diesem Grunde treulich und fleißig weiter gebaut. Es ist hier eine Reihe von Schriften zu nennen, welche zu den bleibenden Kleinodien unsrer Kirche und unsres christlichen Volkes gehören. Die Verfasser sind hauptsächlich: Joh. Val. Andreä, Christian Scriver, Heinrich Müller und Phil. Jak. Spener.

1. **Johann Valentin Andreä.** Er führt uns von den Satirikern zu den Erbauungsschriftstellern herüber, da er in seinen erbaulichen Schriften gerne auch die Satire zum Worte kommen läßt. Der Eifer, den sein Großvater, Jakob Andreä, Mitverfasser der Konkordienformel, für die evangelische Kirche bewies, ist auch an seinem Wirken zu spüren, da es ihm ein Hauptanliegen war, grobe Schäden der evangelischen Kirche beseitigen und bessere Zustände herbeiführen zu helfen. Er that dies in frommem Sinn und sittlichem Ernst, wie ein Joh. Arndt, aber er benützte in seinen geistvollen und originellen Schriften auch reichlich das Salz der Ironie und Satire. Er zieht in seinen Schriften scharf zu Felde gegen die Disputirsucht der Theologen, die Mietlingsart der Geistlichen, den toten Glauben des christlichen Volks, Schwärmerei und Wundersucht, verkehrte Kindererziehung und Schulbildung u. dgl., zeigt dann aber auch den Weg zur Besserung. Vom Erziehungs- und Unterrichtswesen handelt er in der Schrift Theophilus. In der Geistlichen Kurzweil gibt er einen Christen- und einen Pfarrerspiegel („Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes"; in diesem ironisch gehaltenen Gedicht führt er aus, was ein rechter Geistlicher glauben, wissen, thun, leiden, lassen, fürchten und hinnehmen muß). Ein episch-allegorisches Gedicht von ihm heißt: Die Christenburg (Beschreibung davon, wie die christliche Kirche aus Verderben und Anfeindung gerettet wird). — J. V. Andreä wurde 1586 zu Herrenberg geboren, war Dekan in Calw, dann Hofprediger zu Stuttgart unter dem Herzog Eberhard III. und starb als Prälat von Adelberg 1654. Er ist es, von dem Spener gesagt hat: „Könnte ich jemand zum Besten der Kirche von den Toten erwecken, es wäre Valentin Andreä."

2. In Norddeutschland wirkte damals als ein hochgesegneter Prediger **Christian Scriver.** Zu Rendsburg in Holstein wurde er 1629 geboren; sein erstes geistliches Amt hatte er zu Stendal, darnach wurde er als Pastor nach Magdeburg berufen und zuletzt stand er als Oberhofprediger in Quedlinburg; dort starb er 1693. — Seine bedeutendste Schrift heißt **Seelenschatz** (1675); sie ist aus Predigten entstanden und behandelt das Ganze der christlichen Religion. Das umfangreiche Werk hat 5 Teile. 1. Vom hohen Adel

und von dem kläglichen Fall der Seele. 2. Von Buße und Bekehrung der Seele. 3. Vom göttlichen Leben der gläubigen Seele. 4. Vom Kreuz der gläubigen Seele. 5. Von der künftigen Herrlichkeit der gläubigen Seele. Der „Seelenschatz" bildet nach Geist und Inhalt ein würdiges Seitenstück zu Arndts „Wahrem Christentum". — Unter dem Volk haben sich viel verbreitet **Gottholds zufällige Andachten** (1671; 400 kleine Betrachtungen über allerlei Vorkommnisse des täglichen Lebens und Erscheinungen in der Natur; alle in dem Sinn ausgeführt, daß das Naturleben ein Abbild vom Geistesleben darstellt, das Irdische ein Gleichnis des Himmlischen ist). — Ferner sind zu nennen: Goldpredigten (Chrysologia catechetica, sechs Predigten über die Hauptstücke des Katechismus, 1658) — Herrlichkeit und Seligkeit der Kinder Gottes (1684) — und Gottholds Siech- und Siegesbett (1687; Scriver beschreibt da seine eigene Krankheits- und Genesungsgeschichte zum Trost für andere Leidende). Auf den durch tiefe Erkenntnis, ausgebreitetes Wissen und reiche Erfahrung ausgezeichneten Scriver paßt vortrefflich das Wort Matth. 13, 52.

3. Auch **Dr. Heinrich Müller** gehört Norddeutschland an. Er wurde 1631 zu Lübeck geboren, konnte schon im 13. Jahre die Universität beziehen, wirkte in hohem Ansehen als Prediger und Professor zu Rostock und starb daselbst 1675. Obwohl er immer schwach und viel leidend war, so lautete doch sein Symbolum: immer fröhlich! Man hielt ihn seiner Zeit für eine Säule der Kirche; mit theologischen Streitfragen ließ er sich nicht ein, um so mehr bemühte er sich in Predigten und Schriften an der Besserung des christlichen Volkes zu arbeiten; er griff mit seinen Zeugnissen freimütig ins wirkliche Leben hinein und kämpfte ernstlich gegen den „Maulglauben" und das „Heuchelchristentum". Von seinen noch heute weit und breit gelesenen Schriften nennen wir in erster Linie: **Geistliche Erquickstunden** oder 300 Haus- und Tischandachten; es sind kurze erbauliche Betrachtungen voll tiefer, schriftmäßiger, praktischer Gedanken, reicher Erfahrung, warmer Empfindung und vorgetragen in überaus treffender, packender, gewandter uud sententiöser Sprache (vgl. Maria und Martha, Glaube und Liebe. Vom rechten Wohlstand der Christen. Von der Selbsterkenntnis. Von der Kinderzucht.

Vom Beten und Arbeiten. Vom Wohlstand der Christen. Von vier süßen Dingen u. s. f.). — Ferner: Evangelische und epistolische Schlußkette (Predigtsammlungen) — Evangelischer Herzensspiegel — Kreuz-, Buß- und Betschule.

4. **Philipp Jakob Spener**, durch seinen Lebensgang Süd-, Mittel- und Norddeutschland angehörend, stammt aus dem Elsaß. Zu Rappoltsweiler wurde er 1635 geboren. Schon in der Jugend zeigte er einen ernsten, frommen Sinn; er las gern Erbauungsschriften und insbesondere bekam er tiefe Eindrücke von Arndts „Wahrem Christentum“ (auch bei A. H. Franke war es so). Anno 1666 erhielt er einen Ruf als erster Pfarrer und Senior nach Frankfurt a. M.; 1686 siedelte er als Oberhofprediger nach Dresden über und seit 1691 stand er als Probst an der Skt. Nikolaikirche zu Berlin; dort starb er 1705. Nächst Luther war er das gesegnetste Werkzeug in der evangelischen Kirche; will man jenen den Reformator der Lehre nennen, so war es Spener in Betreff des Lebens. Sein Hauptstreben war auf Förderung wahrer Frömmigkeit, auf Erneuerung des Herzens und Lebens, auf Wiedergeburt, gerichtet. Die Hauptmittel zu diesem Zweck fand er im Zurückgehen auf die heil. Schrift und in Aufrichtung des allgemeinen Priestertums. Mit jenem hängt zusammen seine gediegene „Erklärung des Luther'schen Katechismus“ (1677) und mit diesem die durch ihn begründeten collegia pietatis (Erbauungsstunden, seit 1670). Die „pia desideria“ (herzliches Verlangen nach Besserung der evangelischen Kirche) waren ursprünglich lateinisch geschrieben.

§. 49.

Das evangelische Kirchenlied zur Zeit des 30jähr. Kriegs.

So groß auch der Jammer war in dieser Zeit, so sehr auch das sittliche und geistige Leben und damit auch die Litteratur Not gelitten hat: so ist doch das Kirchenlied gerade in dieser Zeit zu einer neuen Blüte gekommen. Die Trübsal lehrte aufs Wort merken und veranlaßte viele gläubige Sänger zur Harfe zu greifen, um sich und andere mit ihren Liedern zu trösten und zu ermuntern. Daß jetzt mehr aus persönlichen Verhältnissen herausgedichtet wird als

zur Zeit der Reformation und daß vorherrschend Kreuz- und Trostlieder zum Vorschein kommen, ist begreiflich. An Wärme und Wahrheit der Empfindung fehlt es diesen Liedern nicht, sie gehen aber gern in die Breite. Doch zeigen sie in Betreff der Form gegenüber von früheren Dichtungen einen namhaften Fortschritt; unter dem Einfluß der Sprach- und Dichterorden wurde auch in der kirchlichen Poesie eine reinere, fließendere Sprache und ein besserer Versbau angestrebt. Während aber die weltliche Poesie bei allem Streben nach schönerer Form meist gelehrt, langweilig und oft recht abgeschmackt war, so zeichnet sich im Gegenteil das Kirchenlied durch seine edle Volkstümlichkeit, Geistesfrische und Glaubenskraft aus.

Wir nennen im Folgenden die bedeutendsten Sänger aus dieser Zeit; es sind Schlesier, Mitteldeutsche, Süddeutsche, Norddeutsche und Ostpreußen.

a. Schlesische Dichter.

Der namhafteste unter ihnen und überhaupt der begabteste seit Luther ist **Johannes Heermann.** Er wurde 1585 zu Raudten in Niederschlesien geboren, stand in seiner Jugend unter dem Einfluß Val. Herbergers (s. S. 123), war lange Pfarrer in Köben und starb 1647 zu Lissa. Er hat in seiner Gemeinde eine große Trübsal um die andere durchmachen müssen, war in seinem Leben nicht einen einzigen Tag recht gesund, machte in seinem Alter eine sehr schmerzliche Erfahrung mit seinem Sohne, und doch wird von ihm bezeugt, er habe nicht geschrieen, sondern gesungen. Er hinterließ der Kirche gegen 400 innige, kräftige Lieder, z. B. „O Gott, du frommer Gott", „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen", „Jesu, deine tiefen Wunden", „Frühmorgens, da die Sonn aufgeht", „O Jesu, Jesu, Gottes Sohn". — Von **Andreas Gryphius**, den wir als weltlichen Dichter bei der ersten schlesischen Dichterschule kennen gelernt haben (s. S. 144), ist das Sterblied: „Es ist vollbracht, gottlob, es ist vollbracht". — **Heinrich Held** aus Guhrau dichtete das Adventslied: „Gott sei Dank in aller Welt" und das Pfingstlied: „Komm, o komm du Geist des Lebens".

b. Mitteldeutsche Dichter.

Paul Fleming (s. S. 143). — **Martin Rinkart**, gebürtig aus Eilenburg, war Prediger in Eisleben und dann in seiner Vaterstadt;

† 1649. Er hat auch, wie Joh. Heermann, viel Jammer als Seelsorger durchmachen müssen und es galt für ihn, ein rechter „Ringhart“ zu sein. Gegen Ende des 30jährigen Kriegs dichtete er das Lied, das als deutsches Te Deum laudamus gelten darf und das unter allen unsern Kirchenliedern das am häufigsten gesungene ist, nämlich: „Nun danket alle Gott“. — **Matthäus Meyfahrt**, ein Seher und ein Sänger, Professor in Erfurt († 1642), dichtete das großartig-herrliche Lied: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“. Man nennt ihn den „deutschen Dante“. — **Michael Altenburg**, Prediger in Erfurt, verfaßte den Schlachtgesang: „Verzage nicht, o Häuflein klein“ über die Parole, welche Gustav Adolf vor der Schlacht bei Breitenfeld ausgegeben hatte. — Von **Josua Stegmann**, Professor der Theologie in Rinteln, ist: „Ach bleib mit deiner Gnade“.

c. Süddeutsche Dichter.

Josua Wegelin, gebürtig aus Augsburg, Prediger daselbst, in Folge des Restitutionsedikts (1629) von dort vertrieben, zuletzt Pfarrer in Preßburg († 1640), ist Verfasser von: „Auf Christi Himmelfahrt allein“. — Über **Val. Andreä**, der auch geistliche Lieder dichtete, s. S. 157.

d. Norddeutsche Dichter.

Ihr Haupt war **Johann Rist**, der Stifter des Elbschwanordens. Er stammt aus Ottensen bei Hamburg und war Pfarrer in Wedel a. d. Elbe († 1667). Nächst Opitz war er der gefeiertste Dichter seiner Zeit und mit dem Titel „nordischer Apoll“ ausgezeichnet. Von ihm: „Werde munter, mein Gemüte“, „Auf, auf, ihr Reichsgenossen“, „O Ewigkeit, du Donnerwort“, „O Traurigkeit, o Herzeleid“. — Von **Justus Gesenius**, Hofprediger in Hannover, ist: „Wenn mich die Sünden kränken“. — **David Denike**, Konsistorialrat in Hannover, dichtete: „Herr, deine Rechte und Gebot“, „O Gottes Sohn, Herr Jesu Christ“.

Die beiden letzteren Dichter sind diejenigen, welche, der Opitzischen Verskunst folgend, zuerst ältere Kirchenlieder veränderten und sind also die Anfänger der unheilvollen Lieder-Verwässerung geworden.

e. Ostpreußische Dichter (die Königsberger).

Ihr Anfänger ist **Georg Weissel**, Pfarrer in Königsberg († 1635); von ihm: „Macht hoch das Thor“, „Such, wer da will“. — Der Chorführer des Dichterbundes heißt **Simon Dach**, geboren zu Memel, Professor der Poesie zu Königsberg, † 1659. Eine große Zahl seiner Lieder sind Sterblieder; die Königsberger Dichter haben überhaupt, veranlaßt durch die häufig auftretende Pest, viel vom Sterben gesungen und hießen sich „der Sterblichkeit Beflissene“. — **Heinrich Alberti**, Domorganist zu Königsberg, ist der Sänger von „Gott des Himmels und der Erden“. — **Valentin Thilo**, Professor der Beredsamkeit zu Königsberg, verfaßte das Adventslied: „Mit Ernst, ihr Menschenkinder“.

§. 50.

Das evangelische Kirchenlied zur Zeit Gerhardts.

Die kirchliche Dichtung schuf auch in dieser Zeit viel Bedeutenderes, Volkstümlicheres und Geschmackvolleres als die weltliche. Sie nimmt zwar eine stark individuelle Färbung an, aber sie steht noch auf dem alten, reformatorischen Glaubensgrund und bietet der Gemeinde das kräftigste, herzmäßigste Erbauungsmittel dar, während in derselben Zeit die Predigt immer noch gar zu lehrhaft-trocken und die theologische Wissenschaft in dürrer Scholastik befangen war.

a. Der Gerhardtsche Dichterkreis.

Der Chorführer der zeitgenössischen Dichterschar und nächst Luther der begabteste, einflußreichste Sänger in der evangelischen Kirche ist **Paul Gerhardt**. Zu Gräfenhainichen in Sachsen wurde er am 12. März 1607 (nicht 1606) geboren. In Wittenberg studierte er Theologie, mußte aber, da seine ersten Mannesjahre noch in die traurige Zeit des 30jährigen Krieges fielen, lange auf eine Anstellung warten. Endlich fand er zu Berlin, schon 45 Jahre alt, eine bescheidene Verwendung als Hauslehrer. 1651 wurde er Probst zu Mittenwalde und nach sechs Jahren erhielt er das Amt eines Diakonus an der Nikolaikirche zu Berlin. Dort wirkte er zehn Jahre. Da er aus Gewissensbedenken nicht den Anordnungen folgen konnte, welche der große Kurfürst in Glaubenssachen für Lutherische und Reformierte erließ, so wurde er seines Amtes entsetzt (1667).

Nach ein paar Jahren wurde er auf das Archidiakonat in Lübben berufen und dort starb er am 7. Juni 1676. Er hinterließ 123 geistliche Lieder; die meisten haben sich in die weitesten Kreise verbreitet und werden für alle Zeit in der evangelischen Kirche als ganz besondere Kleinodien geschätzt werden, da kein Dichter so glaubensfreudig, trostreich, gemütvoll und wohllautend gesungen hat als eben Gerhardt. Fast alle Rubriken des Gesangbuchs sind mit seinen Gesängen geziert; wir erinnern nur an folgende: Wie soll ich dich empfangen — Ich steh an deiner Krippe hier — Ein Lämmlein geht — O Haupt voll Blut und Wunden — O du allersüßste Freude — Befiehl du deine Wege — Ist Gott für mich, so trete — Warum sollt ich mich denn grämen — Schwing dich auf zu deinem Gott — Geh aus mein Herz und suche Freud — Wach auf, mein Herz, und singe — Nun ruhen alle Wälder — Sollt ich meinem Gott nicht singen.

Michael Schirmer, aus Leipzig gebürtig, Konrektor zu Berlin, um seiner Trübsale und Anfechtungen willen „der deutsche Hiob" genannt († 1673), ist der Verfasser von „O heil'ger Geist kehr bei uns ein" — und von „Nun jauchzet all, ihr Frommen". — **Christian Keimann**, Rektor zu Zittau († 1662), dichtete das akrostichische Lied „Meinen Jesum laß ich nicht" über das letzte Wort des sterbenden Kurfürsten Joh. Georg zu Sachsen. — **Johann Frank**, Bürgermeister zu Guben († 1677), dichtete die schwungvollen und innigen Lieder: „Schmücke dich, o liebe Seele" — und „Jesu, meine Freude". — Von **Georg Albinus**, Prediger in Naumburg, ist: „Alle Menschen müssen sterben", — „Welt, ade, ich bin dein müde". — **Georg Neumark**, damals der bedeutendste thüringische Dichter, Bibliothekar in Weimar und Mitglied des Palmenordens († 1681), dichtete nach Errettung aus Not als Jüngling a. 1640 zu Kiel: „Wer nur den lieben Gott läßt walten". — Ferner gehören noch hieher: Christoph Homburg (O wundergroßer Siegesheld) — Joh. Flittner (Ach, was soll ich Sünder machen) — Mich. Frank (Ach, wie nichtig, ach, wie flüchtig) — Benjamin Prätorius (Freu dich sehr, o meine Seele) u. a.

b. Die Nürnberger Dichter.

Sie gehören dem Pegnesischen Blumenorden an (s. S. 146)

und verleugnen auch im geistlichen Lied ihre sentimentale, überschwengliche und süßliche Art nicht. Der bedeutendste unter ihnen war **Sigmund v. Birken** (Betulius); er stammte aus Eger in Böhmen und lebte zu Nürnberg der Dichtkunst. Von ihm: „Jesu, deine Passion“ — „Lasset uns mit Jesu ziehen“ — „Jesu, frommer Menschenherden“ (ein schönes Lied von einem Pegnitzschäfer zu Ehren des guten Hirten). Ferner zählt zu diesem Kreis: Andr. Ingolstetter (Hinab geht Christi Weg) — Christoph Wegleiter (Beschwertes Herz, leg ab die Sorgen). — Einer verwandten Richtung sind zugethan: Christoph Schwämlein (Meinen Jesum ich erwähle) — Christoph Titius (Sollt es gleich bisweilen scheinen) — Wolfgang Deßler (Wie wohl ist mir, o Freund der Seele).

c. Sänger unter dem Einfluß der zweiten schlesischen Dichterschule.

Es sind begeisterte Sänger von Jesusliebe und huldigen mehr oder weniger einer mystischen Richtung. Der tonangebende Meister ist **Angelus Silesius** (Johannes Scheffler). Er wurde 1624 zu Breslau von evangelischen Eltern geboren; 29 Jahre alt trat er zur katholischen Kirche über, wie er selbst erklärte, nur aus innerer Überzeugung. Fortan wurde er ein heftiger Bekämpfer der evangel. Kirche. Er starb als bischöflicher Rat zu Breslau (1677). Von ihm: „O du Liebe meiner Liebe“ — „Liebe, die du mich zum Bilde“ — „Mir nach, spricht Christus, unser Held“ — „Ich will dich lieben, meine Stärke“. — Ferner: Christian Knorr von Rosenroth (Morgenglanz der Ewigkeit) — Ahasverus Fritsch Hofmeister zu Rudolstadt (Ists, oder ist mein Geist entzückt) — Ämilie Juliane Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, die fruchtbarste Liederdichterin der evangelischen Kirche, † 1706 (Wer weiß, wie nahe mir mein Ende) — Ludämilie Elisabeth Landgräfin v. Schwarzburg-Rudolstadt (Schaff in mir, Gott, ein reines Herz — Wo ist Jesus, mein Verlangen — Jesus, Jesus, nichts als Jesus).

§. 51.

Das evangelische Kirchenlied zur Zeit Speners.

Die Lieder aus dieser Zeit lassen erkennen, wie Spener und seine Freunde ihr Bestreben darauf richteten, wahres, lebendiges

Christentum zu pflanzen, die Notwendigkeit der Wiedergeburt darzuthun und in das Ganze der Schrift hineinzuführen. Demgemäß erhält das Kirchenlied einen vorherrschend praktischen, erbaulichen und biblischen Charakter.

a. Der Spenersche Kreis.

Joh. Jak. Spener (s. S. 159) dichtete selbst nur einige Lieder (z. B. Nun ist auferstanden aus des Todes Banden); um so größer aber ist die geistliche Anregung, die von ihm auf zeitgenössische Dichter ausgegangen ist. — **Joh. Kaspar Schade**, ein jüngerer Freund Speners, stammt aus dem Hennebergischen, befreundete sich als Student mit A. H. Franke, war neben Spener Diakonus zu Skt. Nikolai in Berlin und starb dort, erst 32 Jahre alt, 1698. Von ihm: „Ruhe ist das beste Gut" — „Mein Gott, das Herz ich bringe dir". — **Samuel Rodigast**, aus Thüringen gebürtig, stand als Rektor in Berlin ebenfalls in naher Beziehung zu Spener; er starb 1708. „Was Gott thut, das ist wohlgethan" dichtete er als Privatdocent zu Jena zum Trost des kranken Kantors Gastorius (1675). — **Adam Drese** diente lange Zeit als Kapellmeister der Welt, Speners Schriften wurden aber die Ursache seiner Bekehrung († 1701); von ihm: „Seelenbräutigam, Jesu, Gottes Lamm". — **Laurentius Laurentii**, Kantor in Bremen († 1722), war der fruchtbarste und bedeutendste Dichter im Spener'schen Kreis; von ihm: „Ermuntert euch, ihr Frommen" — „Nun ist alles wohl gemacht" — „Wach auf, mein Herz, die Nacht ist hin". — Joh. Jak. Schütz, ein Freund Speners in Frankfurt (Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut) — Burkhard Freistein, geistlicher Sohn Speners zu Dresden (Mache dich, mein Geist, bereit) — Friedr. v. Canitz, Freund Speners zu Berlin (s. über ihn S. 149) — Adam Haßlocher (Du sagst: ich bin ein Christ).

b. Die älteren Hallensischen Dichter.

Ihre Lieder lassen noch deutlich die Spener'sche Art erkennen; es sind im allgemeinen biblisch kräftige und gesunde, auf Wiedergeburt dringende, warme und herzmäßige Gesänge.

Den Reigen eröffnet **Aug. Hermann Franke.** Er wurde 1633 zu Lübeck geboren, war eine Zeitlang Diakonus in Erfurt, seit 1691 Professor und Pfarrer in Halle; dort gründete er das Waisenhaus

1698 und starb 1727. Von ihm: „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit“ — „Was von außen und von innen“ — „Wach auf, du Geist der treuen Zeugen“. — Der Hauptsänger unter den älteren Hallensern ist aber **Anastasius Freylinghausen**, Frankes Schwiegersohn und Nachfolger († 1739). Ein großes Verdienst erwarb er sich durch Herausgabe eines großen Gesangbuchs. Unter seinen eigenen Liedern ist zu nennen: „Wer ist wohl, wie du“ — „Herr und Gott der Tag und Nächte“ — „Mein Herz, gib dich zufrieden“. — Daniel Herrnschmidt, Professor in Halle, † 1723 (Lobe den Herren, o meine Seele — Gott wills machen, daß die Sachen). Joachim Lange (O Jesu, süßes Licht). — **Dr. Christ. Friedr. Richter**, Arzt der Franke'schen Anstalten, ein begabter und salbungsvoller Sänger († 1711), dichtete unter andern: „Es kostet viel, ein Christ zu sein“ und „Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein“ — „Es glänzet der Christen inwendiges Leben“ — „Mein Salomo, dein freundliches Regieren“ — „O wie selig sind die Seelen“. — Joh. Heinr. Schröder, Pfarrer im Magdeburgischen, † 1699 (Eins ist noth! ach Herr, dies Eine — Jesu, hilf siegen, du Fürste des Lebens) — Ludw. Andr. Gotter, Hofrat in Gotha, † 1735 (Womit soll ich dich wohl loben — Herr Jesu, Gnadensonne). — Weitere sind: Jos. Winkler, Domprediger in Magdeburg — Crasselius in Düsseldorf — Lackmann im Holsteinischen — Eusebius Schmidt im Gothaischen — Marperger in Nürnberg, und noch viele andere.

c. Die württembergischen Pietisten.

Sie erhielten ihre geistliche Anregung auch von Spener; in der Poesie vertreten sie ein nüchternes, lebendiges Bibelchristentum, singen in einem mannhaften, kräftigen Ton und bekunden ein warmes, sinniges Gemüt. Die bedeutenderen sind: **Friedrich Konrad Hiller**, Advokat an der herzoglichen Kanzlei zu Stuttgart zur Zeit Eberhard Ludwigs, † 1726; von ihm: „O Jerusalem, du schöne“ — „Ruhet wohl, ihr Totenbeine“. — **Johann Reinhard Hedinger**, Hofprediger zu Stuttgart unter dem soeben genannten Herzog, † 1704 (Welch eine Sorg und Furcht — Saft vom Felsen, Blut des Hirten) — Martin Wieland (Jesu, laß mich nicht dahinten) — Heinrich Weissensee (Jesu, hilf beten), und noch mehrere andere.

Dritter Abschnitt.

Die Zeit des Ringens nach Besserem.

1720—1748.

§. 52.

Die Wendung durch Gottsched.

a. Allgemeines. Dieser kurze Zeitabschnitt von 1720—1748 bildet den Übergang von der Zeit des Ungeschmacks zur klassischen Periode unsrer Litteratur. Letztere ist nicht eingetreten nach einer stetig vorwärts gehenden Bewegung; nein, es galt erst, aus einer traurigen Verirrung der Dichtung umzukehren und einen neuen Grund zu legen. Durch Opitz und seine Schule war seiner Zeit ein nüchterner Geschmack und ein festes Gesetz in die deutsche Poesie gekommen und zwar unter dem Einfluß französischer Vorbilder; aber auf die erste schlesische Schule mit ihrem trockenen, gelehrten Formalismus folgte die zweite mit ihrem von modern italienischen Dichtern gelernten übertriebenen Schwulst und ihrer widerlichen Süßlichkeit. Der Kampf gegen diesen Wust führte nun aber nicht einfach zu einer in Opitzischer Art gesäuberten Poesie zurück, sondern im Streit der Geister bildete sich allmählich eine richtigere Auffassung vom Wesen der Poesie aus und es fehlte auch nicht an Dichtern, welche kräftig und erfolgreich einen solch guten Ton anschlugen, wie man ihn seit lange nicht mehr gehört hatte.

Gottsched ist es, welcher, eine ähnliche Stellung einnehmend wie früher Opitz, eine neue Wendung in der Litteratur herbeiführt und mit didaktorischer Gewalt für sie eintritt. Im Gegensatz zu ihm erhebt sich die Bodmer-Breitinger'sche Richtung und es kommt nun auch zu einer Auseinandersetzung in Betreff der fremdländischen Vorbilder. Zugleich treten einige Dichter-Vereine hervor, zu denen zwar noch keine Poeten ersten Rangs gehören, die aber doch durch echt poetische, geschmackvolle Schöpfungen der klassischen Zeit vorgearbeitet haben. — Das Kirchenlied ist auch in diesem Zeitabschnitt durch Dichter verschiedener Richtung reich vertreten.

b. Gottsched und seine Bedeutung. — **Johann Christoph**

Gottsched, geboren a. 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg, war Professor der Philosophie und Dichtkunst zu Leipzig und starb daselbst a. 1766. Obwohl persönlich unbedeutend hat er doch einige Jahrzehnte hindurch mit starkem Scepter Litteratur und Geschmack in Deutschland beherrscht und zog eine große Schar von Anhängern an sich; in Leipzig selbst war er der Mittelpunkt der sogenannten „deutschen Gesellschaft“. Er war ein nüchterner, vorherrschend theoretisch-kritisch gerichteter Verstandesmensch, der mit scharfem Blick die Schäden der Litteratur erkannte und mit allem Nachdruck zu beseitigen suchte, aber doch selbst auch einem einseitigen pedantischen Wesen verfiel. Alle namhaften poetischen Erscheinungen wurden vor seinem Forum beurteilt. Es geschah dies in der von ihm begründeten Zeitschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen“ (seit 1725). Seine eigenen Grundsätze über die Poesie hat er systematisch dargelegt in der Schrift „Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen“ (1730); hienach soll die Poesie wesentlich einen didaktischen Zweck haben, sie sei etwas Erlernbares und als Haupterfordernisse dazu habe man Einhaltung einer regelmäßigen Form und Darlegung eines verständigen Gedankens anzusehen. — Erfolgreich-praktisch ging er zu Werk, da er sich große Mühe gab um Verbesserung des deutschen Schauspiels. Zu diesem Behuf trat er in nähere Beziehung zu einer Leipziger Schauspielergesellschaft; er entfernte vom Theater schlechte Stücke und die seit Jak. Airer üblich gewordenen Hanswurstpossen (s. S. 136; in einem besonderen Spiel wurde der dem Publikum so lieb gewordene Hanswurst wegen Unfugs verurteilt und als Puppe auf dem Scheiterhaufen verbrannt); er eiferte gegen die geschmacklosen Tragödien und besonders gegen die von Italien herüber gekommenen, meist leichtfertigen Singspiele (Opern). Um Besseres auf die Bahn zu bringen, übersetzte er viele französische Stücke ins Deutsche (unter fleißiger Mithilfe seiner feingebildeten, dichterisch begabten und thätigen Gattin, der Luise Gottschedin), wie er denn überhaupt eindringlich auf die schönen Vorbilder der französischen Litteratur hinwies. Das Musterdrama, welches er nach französischen Kunstregeln verfaßte (1732), „Der sterbende Cato“, wurde von ihm selbst für das erste wahre deutsche Trauerspiel gehalten und es erhielt sich auch längere Zeit in der Gunst des Publi-

kums; es war aber eine ganz wässerige, poesielose Dichtung. Das gleiche Urteil gilt von seinen andern Dramen, auch von seinen Oden. Schließlich ist noch zu bemerken, daß er auch als Sprachgelehrter große Verdienste sich erworben hat. Er eiferte mit gutem Erfolg gegen die eingerissene, häßliche Sprachmengerei, drang auf Einfachheit und Natürlichkeit der Sprache und zeigte den verwelschten Zeitgenossen, was eigentlich deutsch sei (vgl. seine „Deutsche Sprachkunst", 1748); er ist eigentlich wieder auf das gute, echte Deutsch zurückgegangen, das Luther begründet hatte und das so gar bald wieder in Mißachtung gekommen war. Die Verdienste Gottscheds um deutsche Litteratur und Sprache sind nach dem Besprochenen sehr hoch anzuschlagen; sie sind freilich mehr negativer als positiver Art, denn einen neuen Impuls konnte er der Poesie nicht geben und zu klassischen Schöpfungen war er selbst nicht angethan. Als er nun aber gegen jüngere aufstrebende Dichter seinen einseitigen Geschmack geltend machte und die gewohnte Didaktur zuletzt mit unmäßiger Selbstüberschätzung ausübte, da erhob sich eine heftige Opposition gegen ihn; dies geschah durch die Bodmer-Breitinger'sche Richtung, dann aber auch durch die von Klopstock, Wieland und Lessing ausgegangenen Anschauungen, und das Ende des Kampfes war, daß Gottsched vollständig unterlag.

§. 53.

Die Bodmer-Breitinger'sche Richtung.

a. **Jakob Bodmer** war Professor der Geschichte in Zürich, verfaßte viele Gedichte, Epen und Dramen, auch ein Trauerspiel über Gottsched; † 1783. Neben ihm wirkte an der Züricher Hochschule als Professor der Philologie, Logik und Rhetorik **Jakob Breitinger**, † 1776.

Beide haben, wie Gottsched, ihre Hauptbedeutung in der Kritik, nur vertreten sie eine entgegengesetzte. Nachdem sie längere Zeit hindurch in ziemlich ruhiger Weise gegen den Leipziger Großmeister ihre Stimme erhoben hatten, nahm der Kampf seit 1740 einen erregten, leidenschaftlichen Charakter an. Der Hauptstreitpunkt war zunächst, welche Muster für die deutsche Poesie gelten sollen. Die

Züricher waren von Anfang an Freunde der englischen Litteratur, empfahlen sie als eine stammverwandte und warnten ausdrücklich vor Nachahmung französischer Dichtungen. Gottsched dagegen haßte eigentlich die englischen Poeten und war voll Bewunderung für die eleganten, streng geregelten Dichterwerke der Franzosen. Bodmer übersetzte und veröffentlichte Miltons „verlorenes Paradies“ und da Gottsched seinen Widerwillen dagegen kund gab, so waren die Züricher genötigt, ihre Vorliebe für englische Dichtung nachdrücklich zu rechtfertigen. — Eine andere Differenz ergab sich bei diesem litterarischen Streit über das Wesen der Poesie. Gottsched hielt die Poesie für eine Verstandesthätigkeit, schrieb ihr einen lehrhaften Zweck zu und meinte, daß man sie auf dem Weg logisch-grammatischer Übung erlernen könne. Die Züricher hatten ein richtigeres Gefühl für das, was Poesie ist und behaupteten, daß sie auf lebendiger Phantasie und warmer Empfindung beruhen und (im Gegensatz zu dem leichten esprit der französischen Dichtungen) einen sittlich-gediegenen Gehalt haben müsse. — Auch in Betreff der Form der Poesie gingen die Meinungen auseinander. Gottsched hielt mit pedantischer Strenge auf Einhaltung gewisser Regeln; die Züricher aber konnten sich mit dem abgezirkelten Versemachen nicht befreunden, sie waren auch geneigt, den Reim fallen zu lassen, wenn er dem lebendigen Fluß der Rede Eintrag thue, und als höchstes Gesetz für den frei schaffenden Dichter wollten sie nur das anerkennen, daß er „die Natur nachahme“.

Die Züricher Gelehrten waren übrigens, trotz ihrer in der Hauptsache richtigen Grundsätze, keine besseren Dichter als Gottsched; aber es ist doch hauptsächlich ihnen zu danken, daß die Poesie, statt endlich in Gottschedischem Formalismus unterzugehen, aus ihrem eigentlichen Lebensquell wieder hervorzufließen begann. Auch das muß als Verdienst von ihnen anerkannt werden, daß sie die Aufmerksamkeit wieder auf die herrlichen Dichterwerke des Mittelalters lenkten (Minnesänger, höfische Epiker, Nibelungenlied u. a.).

b. In diesem Zusammenhang nennen wir einige Dichter, an denen man schon die guten Resultate des Leipzig-Züricher'schen Streites erkennen kann.

Johann Albrecht v. Haller, geb. 1708 zu Bern, in seiner

Jugend durch Breitinger angeregt, Professor zu Göttingen, † als Ratsherr 1777 in seiner Vaterstadt, war einer der größten Gelehrten, hochgeehrt zu seiner Zeit, ausgezeichnet als Arzt, Naturforscher, Dichter und Historiker, dazu ein musterhafter, streng gläubiger Christ. Als Dichter hat er sich hauptsächlich an englischen und klassischen Mustern gebildet. Der von England ausgegangenen religiös-didaktischen Naturbeschreibung (s. S. 150) entspricht sein berühmtes Lehrgedicht **Die Alpen;** da beschreibt er zuerst die Einfachheit und Unverdorbenheit der Bewohner, sodann ihr häusliches und geselliges Leben und zuletzt gibt er auch ein anschauliches Bild von dem Gebirge, alles in gewandter, farbenreicher Sprache. Die Lehre hat er in dem Wort ausgesprochen: „Seht ein verachtet Volk bei Müh und Arbeit lachen, und lernt, daß die Natur allein kann glücklich machen“. Vgl. hiezu die damals von J. J. Rousseau ausgesprochenen Ideen. — Ein anderes Lehrgedicht beschäftigt sich mit dem „Ursprung des Übels“ und kommt dabei auf ähnliche Gedanken wie das Buch Hiob. — Haller schrieb auch Oden, patriotische Lieder und Romane.

Mehr vereinzelt standen in jener Zeit die folgenden drei Dichter: **Friedrich v. Hagedorn**, geb. 1708 zu Hamburg, wurde in seiner Jugend mit den Dichtern Brockes, Wernicke u. a. (s. S. 149) bekannt, machte sich auch mit der englischen Litteratur vertraut, lebte als Sekretär einer Handelsgesellschaft in seiner Vaterstadt und starb dort 1754. Während Haller eine ernste Richtung vertritt, huldigt Hagedorn einer heiteren Lebensanschauung und strebt in seinen Poesien nach Anmut und Gefälligkeit. Er schrieb poetische Erzählungen (z. B. Johann, der muntere Seifensieder), Fabeln (nach dem Vorbild Lafontaines; er hat sich überhaupt mehr dem französischen als dem englischen Geschmack zugeneigt) und Lieder (da waren klassische Poeten seine Meister, namentlich Horaz und Anakreon).

Ludwig Liskov, ein Mecklenburger, † 1706, schrieb scharfe Satiren und trug auch in seiner Weise kräftig dazu bei, das Ansehen Gottscheds zu erschüttern. Er richtet seinen Spott auf allerlei Zeitgebrechen, besonders aber hat ers abgesehen auf die pedantischen Gelehrten und auf geistlose Schriftsteller (vgl. „Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten“).

An diesen Satiriker reihen wir einen hervorragenden Epigrammendichter, nämlich **Abraham Kästner**. Er stammt aus Leipzig, besuchte schon als studierender Knabe die Vorlesungen Gottscheds, war Professor der Mathematik in Göttingen und starb daselbst 1800. Seine Sinngedichte sind voll beißenden Witzes und haben ihm um ihrer persönlichen Beziehungen willen viel Verdruß zugezogen.

§. 54.

Der Halle'sche Dichter-Verein.

Dieser Verein, auch der preußische genannt, ist in seinem Bestreben mit der Muse Hagedorns verwandt und machte sichs, den Bodmer-Breitinger'schen Grundsätzen folgend, zur Aufgabe, das einseitig Lehrhafte aus der Poesie zu verdrängen. Die Muster, an denen sich diese Dichter bildeten, waren die alten Klassiker, vornehmlich die heiteren Lyriker Horaz und Anakreon (als Nachahmer des letzteren, des griechischen Sängers von Wein und Liebe, nannte man sie auch „Anakreontiker"). Die bedeutendsten Mitglieder des Vereins waren: L. Gleim, E. v. Kleist, P. Uz und W. Ramler.

a. **Ludwig Gleim**, das Haupt dieser Sänger („Vater Gleim") wurde 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt geboren, machte den zweiten schlesischen Krieg mit, war Sekretär in Halberstadt und dann lange Kanonikus des Stifts Wolbeck; jugendlich frisch bleibend bis ins hohe Greisenalter starb er 1803. Von den Zeitgenossen wird er als ein überaus wohlwollender, wohlthätiger und für Freundschaft hochbegeisterter Mann geschildert; Klopstock sagte von ihm, daß er einen „brennenden Durst habe, Freunden ein Freund zu sein". — Seine bedeutendsten Dichtungen sind: „Preußische Kriegslieder von einem Grenadier"; er besingt da mit Begeisterung Friedrich d. Gr. und spricht eine warme deutsche Gesinnung aus („Vom Reiche nicht ein Körnchen Sand, sonst ewig, ewig Krieg"). Er schrieb auch Fabeln und Erzählungen, worunter manche ganz gelungene sich befinden (bekannt sind die Fabeln: Die Grille und die Ameise — Der Greis und der Tod).

b. **Ewald v. Kleist**, 1715 zu Zeblin in Pommern geboren, befreundete sich mit Gleim, nahm ruhmvollen Anteil an dem sieben-

jährigen Krieg, kämpfte noch heldenmütig bei Kunersdorf am 17. August 1759, wurde aber durch einen Schuß schwer verwundet und starb in Folge davon am 24. August. — Wie sein Schwert, so gab auch seine Leyer Zeugnis von seiner glühenden Begeisterung für Preußen und seinen großen König. Er dichtete Idyllen, Oden, Elegien und Fabeln; sein bestes Werk ist **Der Frühling**, wo er sich als Meister in der beschreibenden Naturpoesie zeigt.

c. **Peter Uz**, 1720 zu Ansbach geboren, wurde in Halle mit den Anakreontikern bekannt, lebte in seiner Vaterstadt als Justizbeamter und starb daselbst 1796. Er ist unter den Dichtern des Halle'schen Vereins der begabteste und gewandteste, schlug später auch einen ernsteren Ton an. Er verfaßte Oden, Lehrgedichte und Kirchenlieder (z. B. das religiöse Naturlied: „Du Schrecklicher, wer kann vor dir ꝛc."). Die patriotische Gesinnung, welche die zwei schon genannten Dichter auszeichnet, beseelte auch ihn; in dem Gedicht: „Das bedrängte Deutschland" beklagt er es schmerzlich, daß die Deutschen sich selbst zerfleischen und ihrer alten Ahnen so wenig würdig sind.

d. **Wilhelm Ramler**, aus Pommern gebürtig, Lehrer am Kadettenhause zu Berlin († 1798), zeichnete sich vor seinen Genossen aus teils als Kritiker, teils als formgewandter, korrekter Dichter; auch klassische Versmaße hat er mit Leichtigkeit gehandhabt, mischt aber zu viel von der alten Mythologie in seine Dichtungen ein. Seine Kantate „Tod Jesu" hat K. H. Graun in Musik gesetzt.

§. 55.

Der Leipziger Dichter-Verein.

Zu ihm — man nennt ihn auch den sächsischen — gehörten: Chr. F. Gellert, W. Rabener, W. Zachariä, A. Cramer u. a. Ursprünglich waren sie von Gottsched angeregt; als ihnen seine Richtung nicht mehr zusagte, lösten sie sich von ihm los und gründeten für sich eine besondere Zeitschrift, welche in Bremen erschien; ihre Arbeiten und Dichtungen erschienen als „Bremer Beiträge" und wurden vom Verein nach strengen Grundsätzen recensiert. Während die Halle'schen Dichter mit Vorliebe heitere Lieder sangen, so

ist diesem Verein eine elegisch-sentimentale Art eigen; und während jene zu sehr die Nachahmung des Klassischen hervortreten ließen, merkt man bei diesen mehr den Einfluß englischer Dichter. Das lebendige Gefühl für Freundschaft ist aber für Leipziger und für Halle'sche Vereinsgenossen ein gemeinsames Merkmal.

a. Der bedeutendste und bekannteste unter ihnen ist **Christian Fürchtegott Gellert.** Zu Hainichen bei Freiberg a. d. M. wurde er 1715 geboren. Auf der Fürstenschule zu Meißen erhielt er seine wissenschaftliche Vorbildung. In Leipzig studierte er Theologie. Wegen seiner angeborenen Schüchternheit und seiner schwachen Brust konnte er sich nicht entschließen, den Beruf eines Predigers zu erwählen. Er betrat dafür die akademische Laufbahn und ließ sich als Docent in Leipzig nieder. Zuerst las er über Poesie und Rhetorik, später über Moral. Er schloß sich den Verfassern der „Bremer Beiträge“ an und entfaltete daher neben seinem erfolgreichen Lehramt auch eine mannigfaltige poetische Thätigkeit. Sein Leben lang war er leidend, lebte auch in beschränkten äußeren Verhältnissen; sein edles und mildes Wesen, sein wohlwollender und demütiger Sinn, seine lautere Frömmigkeit, dazu seine gefälligen und humoristischen Gedichte erwarben ihm eine ganz besondere Zuneigung bei Jung und Alt, Hohen und Niederen (ein Bauer brachte eine Fuhre Holz dem Manne, der so schöne Fabeln mache; eine Magd in Karlsbad küßte ihm aus Freude über seine schönen Bücher die Hand; Prinz Heinrich von Preußen schenkte ihm ein Reitpferd; Friedrich d. Gr. erklärte, Gellert sei der vernünftigste unter allen deutschen Weisen). In seiner letzten Lebenszeit mußte er noch eine schwere Leidensschule durchmachen; am 13. Dez. 1769 wurde er von allem Übel erlöst.

Als Dichter hat sich Gellert einen bleibenden Namen erworben durch seine Kirchenlieder und durch seine Fabeln und Erzählungen (über die Kirchenlieder s. 4. Abschnitt). — Die **Fabeln und Erzählungen**, welche 1746—48 erschienen sind, haben einst, wo eine gemütvolle Poesie etwas Seltenes war, überall die freudigste Aufnahme gefunden und werden für immer eine anziehende Lektüre bilden; sie sind einfach und klar, lauten gefällig und treuherzig, reden eine faßliche, volkstümliche Sprache, sind gewürzt mit natür-

lichem Humor, feiner Ironie und einiger Schalkhaftigkeit. Es ist begreiflich, daß auch das Ausland schon längst Wohlgefallen daran gefunden hat. Der poetische Wert dieser Dichtungen ist allerdings nicht groß zu nennen, weil die lehrhafte Absicht zu deutlich heraustritt. Zu den besten Fabeln gehören: Der Blinde und der Lahme. Kutschenpferd und Ackergaul. Die richterische Brücke. Der grüne Esel. Das Land der Hinkenden. Der Kukuk. Der kranke Hund. Der Tanzbär. Der Zeisig. Die Geschichte von dem Hut. Der Prozeß. — Gellert versuchte sich auch im Roman, Drama und Lustspiel; er war aber nicht dazu angethan, auf diesem Boden etwas Namhaftes zu schaffen.

b. **Wilhelm Rabener**, Obersteuerrat in Dresden († 1771), schrieb Satiren in Prosa; er berührt damit wohl auch die Übelstände der Zeit, allein er thut es in einer gutmütigen, nicht verletzenden Laune; seine Rede ist nicht so gesalzen wie die von Liskov und Kästner (s. §. 53).

c. **Wilhelm Zachariä**, Professor in Braunschweig († 1777), war im Leipziger Dichterkreis der Epiker; er verfaßte komische Epopöen, von denen jedoch keine allgemeiner bekannt geworden ist.

d. **Andreas Cramer**, Professor der Theologie in Kiel († 1788), ein Freund von Gellert und von Klopstock, dichtete viele Kirchenlieder, teils im moralischen Ton von jenem, teils im pathetischen von diesem (s. Kirchenlied im 4. Abschn.). Er ist auch der Biograph von Gellert.

In diesem Zusammenhange seien auch noch zwei Fabeldichter genannt, welche in geistigem Zusammenhang mit Gellert stehen, nämlich **Gottfried Lichtwer** und **Konrad Pfeffel**. Jener, Regierungsrat in Halberstadt, veröffentlichte Äsopische Fabeln in gebundener Rede (darunter: Der kleine Töffel. Die Katzen und der Hausherr u. a.); und dieser, Konsistorialpräsident in Colmar (seit seinem 23. Jahr erblindet), verfaßte heiter und gefällig lautende Fabeln und Erzählungen (vgl. Das Johanniswürmchen. Die Tabackspfeife); er dichtete auch Kirchenlieder (z. B. „Jehovah, Jehovah, deinem Namen“. — „Laß, o Jesu, meine Jugend“).

§. 56.

Das evangelische Kirchenlied.

Wir finden in diesem Zeitabschnitt weitere Entwicklungen der pietistischen Poesie bei den jüngeren Hallensern, Württembergern und Herrnhutern, daneben aber auch ein kräftiges Auftreten der orthodox-kirchlichen Dichtung.

a. Die jüngeren Hallenser.

Heinrich v. Bogatzky macht den Übergang von den älteren zu den jüngeren Hallensern und ist unter den letzteren der fruchtbarste. Er lebte als Privatmann in Schlesien und zuletzt als erbaulicher Schriftsteller im Waisenhaus zu Halle. Vielgebraucht ist auch heute noch sein „Güldenes Schatzkästlein". Von seinen innig warmen Liedern nennen wir: „O Vaterherz, o Licht und Leben" — „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen" — „Ich weiß von keinem andern Grunde". — Der Dichter starb 1774. — **Konrad Allendorf**, Hofprediger zu Köthen († 1773), dichtete: „Unter Lilien jener Freuden" — „Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude" — „Herr, habe Acht auf mich" — „Die Seele ruht in Jesu Armen". — **Leopold Lehr** war Hofmeister und Diakonus zu Köthen († 1744). Er gab mit seinem Freunde Allendorf die sogen. „Köthnischen Lieder" heraus. Sein bedeutendstes Lied heißt: „Mein Heiland nimmt die Sünder an". — An Lehr schließt sich als geistesverwandt an **Ernst Gottlieb Woltersdorf**, Prediger zu Bunzlau, † 1761. Von ihm, dem großen Kinderfreund, ist der „Fliegende Brief an die Jugend". Bekannte Lieder dieses begabten, fruchtbaren Dichters sind: „Komm, mein Herz, aus Jesu Leiden" — „Sünder, freue dich von Herzen" — „Bleibt, Schäflein, bleibt" — „Wer ist der Braut des Lammes gleich". — Den kirchlichgerichteten Pietismus vertritt **Joh. Jakob Rambach**. Er ist aus Halle gebürtig, erlernte zuerst das Tischlergewerbe, dann studierte er Theologie und wurde Professor derselben in Halle, hernach in Gießen, † 1735. Von ihm: „O Lehrer, dem kein Lehrer gleich" — „Großer Mittler, der zur Rechten" — „König, dem kein König gleichet" — „Wie herrlich ists, ein Schäflein Christi werden". — Außer diesen sind noch zu nennen: Sigmund Kunth (Es ist noch eine Ruh vorhanden) — Johannes Muth-

mann (Gott ist getreu, er selbst hats oft bezeuget) — Ludwig Scheid (Aus Gnaden soll ich selig werden).

b. Württembergische Dichter.

Es ist ihrer in diesem Zeitabschnitt eine große Zahl und sie stehen alle auf dem Boden eines nüchternen, gesunden Bibelchristentums. Ihr geistiges Haupt war **Dr. Joh. Albrecht Bengel**, der hocherleuchtete Kirchenvater Württembergs. Derselbe bekleidete lang das Amt eines Klosterpräceptors in Denkendorf; zuletzt wirkte er noch als Konsistorialrat und Prälat zu Stuttgart († 1752). Von ihm: „Mittler, alle Kraft der Worte" — „Du Wort des Vaters rede du". — Die bedeutenderen Sänger in dem unter Bengels Einfluß stehenden Kreise sind: **Philipp Friedrich Hiller**, „der schwäbische Gerhardt". Er war Pfarrer zu Steinheim auf der schwäbischen Alp († 1769). Die meisten seiner Lieder (man kennt deren gegen 1000) stehen in seinem „Schatzkästlein." Da findet sich z. B. „Wie gut ists von der Sünde frei" — „Ich will streben nach dem Leben" — „Wer ausharrt bis ans Ende" — „Mir ist Erbarmung widerfahren" — „Seelen, laßt uns Gutes thun". — **Joh. Jakob Moser**, der edle württembergische Patriot, dichtete seine meisten Lieder (er war so fruchtbar wie Hiller) in der Kerkerhaft auf Hohentwiel († 1785). Von ihm: „Großer Hirte deiner Herden". — **Ludwig v. Pfeil**, ebenfalls so liederreich wie die zwei zuvor Genannten, lebte als Legationsrat in Stuttgart († 1784). Von ihm: „Wohl einem Haus, da Jesus Christ".

c. Herrnhuter Dichter.

Die Poesie derselben steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der pietistischen, unterscheidet sich aber von dieser durch ein doppeltes: ihr Hauptinhalt ist die Erlösung durch Jesus, das Lamm Gottes, und der Ton der Lieder zwar im allgemeinen zart und innig, aber oft viel zu weichlich und überschwenglich. — **Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf**, geb. 1700 zu Dresden, in Halle erzogen, stiftete die Brüdergemeinde Herrnhut 1722, seit 1737 Bischof derselben, † 1760, ist auch der Begründer der spezifisch Herrnhutischen Liederdichtung. Er war mit einem außerordentlichen Dichtertalent begabt und darf mit seinen mehr als 2000 Liedern als der fruchtbarste aller deutschen kirchlichen Dichter gelten. Von ihm z. B.

„Jesu, geh voran“ — „Herz und Herz vereint zusammen“ — „Aller Gläub'gen Sammelplatz“. — Christian Renatus Graf v. Zinzendorf, Sohn des soeben Genannten (Laß mir, wenn meine Augen brechen — Marter Gottes, wer kann dein vergessen) — Gottfried Neumann (Ei, wie so selig schläfest du) — August Gottlieb Spangenberg (Die Kirche Christi, die er geweiht) — Christian Gregor (Ach mein Herr Jesu, dein Nahesein) — und endlich Luise v. Hayn (Weil ich Jesu Schäflein bin).

d. Orthodoxe Dichter.

Der Hauptgegenstand ihrer Lieder ist nicht das subjektive Heilsleben, sondern das objektiv Kirchliche; sie huldigen keiner besonderen Richtung, sondern stellen sich auf den Boden des allgemeinen evangelischen Bekenntnisses. Zu den Pietisten nehmen sie teilweise eine absichtlich gegnerische Stellung ein, größtenteils aber gehen sie schiedlich friedlich ihren Weg neben denselben. Übrigens ist der Einfluß der pietistischen Liederdichtung auf die kirchliche nicht zu verkennen; letztere wurde dadurch gemütreicher, praktischer und volkstümlicher.

Entschiedene Gegner des Pietismus waren folgende zwei orthodoxe Dichter: Dr. **Val. Ernst Löscher**, Superintendent in Dresden, † 1749 (Wie heilig ist die Stätte hier) und **Erdmann Neumeister.** Letzterer war 41 Jahre lang Pastor in Hamburg († 1756) und schuf eine große Anzahl von Liedern für „die kirchliche und häusliche Andacht“. Von ihm: „Jesus nimmt die Sünder an“ — „Gott macht ein großes Abendmahl“ — „So ist die Woche nun geschlossen“.

Zu den Dichtern, welche überhaupt kirchlich gerichtet sind, gehören unter andern: **Salomo Frank**, Bibliothekar und Hofpoet in Weimar, † 1725 („Auf meinen Jesum will ich sterben“ — „Mein Gott, wie bist du so verborgen“ — „Das, was ich wünsche, stirbet nicht“) — **Betichius**, Diakonus in Zerbst, † 1772 (Das walte Gott, der helfen kann) — **Benjamin Schmolk**, weitaus der fruchtbarste und volkstümlichste unter den orthodoxen Dichtern jener Zeit, Prediger in Schweidnitz (Schlesien), † 1737 (Thut mir auf die schöne Pforte — Je größer Kreuz, je näher Himmel — Hirte deiner Schafe — Himmelan geht unsre Bahn — Der beste Freund ist in dem Himmel) — **Joh. Adam Lehmus**, Superintendent zu Rothen-

burg a. d. Tauber, † 1788 (Ergreife nun dein Harfenspiel — Größter Morgen, den die Erde) — Ernst Greding, Rektor in Hanau, † 1748 (Der am Kreuz ist meine Liebe) — Kaspar Neumann, Prediger in Breslau, † 1715 (Herr, es ist von meinem Leben) — Kornelius Hecker, Pfarrer im Altenburgischen, † 1743 (Gottlob! ein neues Kirchenjahr — Wort des höchsten Mundes).

Die bedeutendsten Liederdichter der deutsch-reformirten Kirche waren: **Joachim Neander** in Bremen, † 1680 (Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren — Sieh hier bin ich, Ehrenkönig) — und **Gerhard Tersteegen** zu Mülheim a. d. Ruhr, † 1769 (Gott ist gegenwärtig — Allgenugsam Wesen — Kommt, Kinder, laßt uns gehen — Siegesfürst und Ehrenkönig — Ich bete an die Macht der Liebe).

Vierter Abschnitt.

Die Zeit der großen Klassiker.

1748—1805.

§. 57.

Allgemeines.

Der „Zeit des Ringens nach Besserem" folgte schon nach ein paar Jahrzehnten der Anbruch jener glanzvollen Dichterperiode, welche man als die neue klassische bezeichnet. Durch den Streit Gottscheds mit den Zürichern wurde das Interesse und das Verständnis für wahre Poesie wach gerufen; deutsche Sprache und Dichtung wurde mehr und mehr gereinigt und geregelt; unter Nachahmung fremder Vorbilder fing die deutsche Poesie allmählich an, aus sich selbst heraus zu selbständigerer Entfaltung zu kommen; durch Friedrich d. Gr. und seine Thaten wurden gar manche Dichter zu patriotischem Sange begeistert; verschiedene Dichter-Vereine haben mit gutem Erfolg um Hebung der Poesie sich bemüht: da trat, mit dem Leipziger Dichterbund in Zusammenhang stehend, Friedrich Gottlieb Klopstock hervor und mit ihm erschien der Morgenstern einer neuen Zeit. Die ersten Gesänge seines großes Aufsehen erregen-

den Epos „Messias“ erschienen 1748 (dies der Anfang der klassischen Zeit; den relativen Schluß bildet Schillers Tod, 1805).

Damit war nun der Anfang gemacht zu einer echten, selbständig deutschen Poesie. Sie blieb zwar bei den Klassikern eine gelehrte, allein sie gewann und behielt doch einen mächtigen Einfluß auf das deutsche Volk; die großen Dichter zählen von jetzt an zu dessen geistigen Leitern und Lehrern. Es blieb auch noch der Einfluß antiker Dichtkunst, allein es gelang doch, was seit dem Humanismus (s. S. 104. 105) nicht gelungen war, die fremden Elemente mit deutschem Geiste zu durchdringen. Daß die neue Poesie bei ihrer vorherrschend kosmopolitisch-humanistischen Richtung dem christlich-nationalen Bewußtsein vielfach nicht entsprach, war und ist aufs tiefste zu beklagen; doch schuf sie so viel Großes und Herrliches, nach Inhalt und Form Vollendetes, daß sie zu einem der wirksamsten Bildungsmittel wurde und ihr Einfluß auch über die nationaleu Schranken hinaus sich erstreckte: die deutsche Litteratur wurde zur Weltlitteratur.

Sechs große Dichter waren es, durch welche die Litteratur der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre klassische Ausbildung und ihre reiche Fülle erhielt: Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe und Schiller. Drei gehören Norddeutschland an (Klopstock, Lessing, Herder) und drei Süddeutschland (Wieland, Goethe, Schiller); der Glanzpunkt ihres Schaffens war, als vier von ihnen zugleich in Weimar, dem damaligen Herzpunkt der deutschen Litteratur, sich befanden (Wieland, Goethe, Herder, Schiller). Zwei von ihnen bezeichnen den entscheidenden Anfang der klassischen Poesie (Klopstock und Wieland), zwei den klärenden Fortgang (Lessing und Herder) und zwei den glänzenden Höhepunkt (Goethe und Schiller). Wir besprechen sie in dieser Aufeinanderfolge, werden aber Verwandtes und Gleichzeitiges, so weit es von Belang ist, an entsprechender Stelle einordnen. —

§. 58.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

a. Sein Lebensgang. Er wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg als der Sohn eines Kommissions-Rates geboren. Seine

wissenschaftliche Vorbildung empfing er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und von seinem 16. Jahre an auf der Fürstenschule zu Pforta, wo er sich eifrig mit der altklassischen Poesie beschäftigte und auch mit englischer Dichtkunst (Miltons „verlorenes Paradies“) bekannt wurde. In Jena und hernach in Leipzig studierte er Theologie. An letzterem Ort fand er Gelegenheit sich an den sächsischen Dichter-Verein anzuschließen (s. S. 173). Ein öffentliches Amt bekleidete er nie. Ein paar Jahre war er Hauslehrer in Langensalza (1748—50); dann folgte er einem Rufe Bodmers nach Zürich und blieb dort drei Vierteljahre lang. Im Jahr 1751 berief ihn König Friedrich V. von Dänemark nach Kopenhagen, damit er Muße hätte zur Vollendung des „Messias“. Dort verweilte er zwanzig Jahre lang, zwischen hinein kürzer in Quedlinburg, Braunschweig und Halberstadt sich aufhaltend. 1771 zog er sich nach Hambung zurück und lebte da, einen einjährigen Aufenthalt in Karlsruhe abgerechnet, bis zu seinem Tode. Er starb am 14. März 1803 und wurde mit wahrhaft königlichen Ehren zu Ottensen bei Altona, wo zuvor schon seine erste Gattin Meta, geb. Moller, ihre Ruhestätte gefunden hatte (1758), begraben. Die Inschrift seines Denkmals lautet: „Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen. — Bei seiner Meta und seinem Kinde ruhet Friedrich Gottlieb Klopstock. Deutsche, nahet mit Ehrfurcht und mit Liebe der Hülle eures größten Dichters. Naht, ihr Christen mit Wehmut und mit Wonne der Ruhestätte des heiligen Sängers, dessen Gesang, Leben und Tod Jesum Christum pries. Er sang den Menschen menschlich den Ewigen, den Mittler Gottes. Unten am Thron liegt sein großer Lohn ihm: eine heilige Schale voll Christenthränen“.

b. Klopstocks Dichtungen. Sie bestehen in Oden, Kirchenliedern, Dramen und in einem Epos (Messias). — Die **Oden** sind schwungvolle, begeisterte Lieder über Religion, Freundschaft, Liebe, Vaterland, deutsche Sprache und Litteratur. Dieselben sind meist antiken Versmaßen nachgebildet und dadurch wurde dem lyrischen Fluß starker Abbruch gethan; den Reim hat der Dichter dabei verschmäht, um nicht in ein „seelenloses Klingeln und Klappern“ hineinzukommen. Bekanntere Oden sind: „Dem Erlöser“ — „An Gott“ — „Frühlingsfeier“ — „An Fanny“ — „Wingolf“

— „Die frühen Gräber" — „Der Zürichersee" — „Mein Vaterland" — „Unsere Sprache" — „Die deutsche Bibel". — Math. Claudius urteilt über die Klopstock'schen Oden also: „Nein, Verse sind das nicht; „Verse müssen sich reimen", das hat Herr Ahrens in der Schule gesagt. Er stellte mich vor sich hin, als er's uns sagte, und zupfte mich an 'n Ohren und sprach: „hier 'n Ohr und hier 'n Ohr, das reimt sich und Verse müssen sich auch reimen". — Zwar ists gedruckt wie Verse, und 's ist viel Klang und Wohllaut d'rin, aber 's können doch keine Verse sein. — 's sind doch Verse und fast 'n jeder Vers ist ein kühnes Roß mit freiem Nacken, das den warmgründigen Leser von Ferne reucht und zur Begeisterung wiehert. — Auch über die Wortfügung in diesen Oden hab' ich oft meine eigenen Gedanken und über's Metrum, und ich wollte d'rauf wetten, daß besondere Kniffe d'rin stecken, wer sie nur recht verstünde. 's Metrum ist nicht in allen Oden einerlei, ja nicht; in einigen ist's wie 'n Sturm, der durch 'n großen Wald braust, in anderen sanft wie der Mond wallt, und das scheint nicht von ohngefähr gekommen zu sein."

Über die **Kirchenlieder** Klopstocks s. unten (Kirchenlied in dieser Periode).

Was seine **Dramen** anbelangt, so zerfallen sie ihrem Inhalte nach in biblische und vaterländische. Zu jeder Klasse gehören drei; sie heißen: „Der Tod Adams", „Salomo", „David" — „Die Hermannsschlacht", „Hermann und die Fürsten", „Hermanns Tod". Die letztern drei, mit Chorgesängen der Barden untermischt, nannte der Dichter Bardieten, indem er von der irrtümlichen Meinung ausging, daß die alten Deutschen Barden d. h. einen besondern Sängerstand gehabt hätten (s. S. 7). Der eigentlich dramatische Wert dieser Dichtungen ist übrigens unbedeutend; sie sind zu lyrisch gehalten.

Der poetische Ruhm Klopstocks beruht auf seinem „**Messias**", einem episch-lyrischen Heldengedicht, zum Ruhme des Erlösers gesungen. Schon auf der Schulpforte reifte in Klopstock der Gedanke, einen Helden, einen Befreier zu besingen. Er dachte ursprünglich an Kaiser Heinrich I.; allmählich aber wurde sein Sinn auf den Gott-Helden, den Erlöser des Menschengeschlechts gerichtet. Das

Epos besteht aus zwanzig Gesängen und wurde in der Zeit von 1748—1773, also im Verlauf von 25 Jahren, gedichtet. Die ersten drei Gesänge wurden von Klopstock schon während seiner Studienzeit in Jena abgefaßt; als er sie in poetische Form gebracht hatte, erschienen sie anonym in den „Bremer Beiträgen" (1748). — Dieses Heldengedicht ist und bleibt, wenn es auch weniger bekannt und selten ganz gelesen wird, ein Ruhm der deutsch-christlichen Poesie; es ist ein großartiges, von der reichen Phantasie des Dichters, seinem tiefen religiösen Gemüt und seiner genialen Sprachmeisterschaft Zeugnis gebendes Werk. Doch hat es seine bedeutenden Mängel. Die Vorgänge, welche besungen werden, sind zu wenig biblisch-historisch begründet, mehr theologisch oder anthropologisch aufgefaßt; die Scenen werden zu sehr ins Überirdische verlegt; es fehlt an konkreter, faßbarer Gestaltung; das Gedicht hat zu viel Reden und Reflexionen und zu wenig Handlung; der Flug von des Dichters Phantasie ist vielfach so hoch und kühn, daß ihm der Leser nicht leicht folgen kann. Die Sprache ist, abgesehen von den zahlreich vorhandenen oratorischen Schönheiten, im allgemeinen zu erhaben, zu feierlich und pathetisch, oft breit, schwülstig und ermüdend. Als Versmaß ist der Hexameter benützt. — Schiller sagt von Klopstock: „Er zieht allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden." — Lessing macht an dem Gedicht seine scharfen Ausstellungen, rühmt aber doch im allgemeinen seine Schönheit und tadelt es, daß man dasselbe zu wenig lese. „Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? Nein Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein." — Lavater, obwohl geistesverwandt mit Klopfstock, war von dem „Messias" sehr unbefriedigt; sein Urteil lautet: „Der Messias ist arm an Ideen und Empfindungen, schwer, unpopulär, künstlich, affektirt, verworren, sinnlos, widerbiblisch." — Übrigens wurde der „Messias" nicht nur in Deutschland mit Recht anerkannt und gerühmt sondern auch in verschiedene außerdeutsche Sprachen übersetzt. — Lehrreich ist die Vergleichung von Klopstocks Dichtung mit dem „Heliand" und Otfrieds „Krist" (s. S. 27. 28), auch mit Händels Oratorium „Messias". — Der Anfang unsres Gedichtes lautet also:

„Sing, unsterbliche Seele, der Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
wider ihn auf; er thats und vollbrachte die große Versöhnung."

c. Bedeutung Klopstocks. Er hat sich um deutsche Poesie, Sprache und Litteratur die größten Verdienste erworben. Er beseitigte den langweiligen, seit lange herrschenden „Alexandriner" (s. S. 142) und bekämpfte die gehaltlose, gezierte und abgezirkelte Reimerei; er griff auf antike, namentlich horazische Versmaße zurück und brachte den Hexameter wieder zu Ehren, ohne jedoch die antiken Muster pedantisch nachzuahmen, er hat sich vielmehr bemüht, auch in den poetischen Formen dem deutschen Sprachgeist und der deutschen Sprachart einen Ausdruck zu geben. Er hat ferner, selbst mächtig begeistert von der vaterländischen Geschichte, der deutschen Poesie wieder nationale Stoffe zuzuführen angefangen; er ist's, der die Heldengestalten der Vergangenheit wieder ans Licht stellte und verherrlichte, der die Vorzüge der deutschen Sprache pries und durch seine eigenen Dichtungen Beweise gab von ihrem Reichtum und Schwung, ihrer Kraft und Biegsamkeit. Und er ist es endlich, der die Wunder und Werke Gottes in Natur und Geschichte mit frommem, frischem Sinn besungen hat. Klopstock ist, kurz gesagt, ein durch und durch deutscher, für Vaterland und Natur, Freiheit und Freundschaft begeisterter, klassisch-feiner, christlich-gläubiger und daher epochemachender Dichter. — Bemerkenswert ist, daß er den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg und den Beginn der französischen Revolution als die Zeichen einer bessern Zeit enthusiastisch begrüßte (er erhielt daher von der französischen National-Versammlung das Bürgerdiplom), hernach aber mit Abscheu von dem Treiben der Rothen sich abwandte.

§. 59.

Christoph Martin Wieland.

a. Sein Lebensgang. Chr. M. Wieland wurde den 5. September 1733 zu Oberholzheim, einem zwischen Ulm und Biberach

gelegenen evangelischen Dorfe, geboren. Dort war sein Vater Pfarrer. Der Knabe wurde christlich erzogen und so frühzeitig geschult, daß er schon in seinem siebenten Jahre den Cornelius Nepos las und bald mit den meisten lateinischen Schriftstellern vertraut war. Im Kloster Bergen (bei Magdeburg) genoß er eine Zeit lang die Unterweisung des frommen Abts Steinmetz, wurde auch mit griechischen Dichtern bekannt und für Klopstocks „Messias" begeistert. Als Student zu Tübingen befaßte er sich mit Rechtswissenschaft, daneben aber auch mit Philologie, Philosophie, Geschichte und Poesie. Nachdem er zwei Jahre lang bei Bodmer in Zürich als lernbegieriger Schüler und vertrauter Freund sich aufgehalten hatte, eine Zeit lang auch Hauslehrer gewesen war, wurde er 1760 in Biberach als Kanzleidirektor angestellt. — Von da an trat eine auffallende Änderung seines Wesens ein. Er lernte das genußreichere Leben in höheren Ständen kennen und da schlug seine bisher bewahrte Frömmigkeit, der es doch an tieferem Grunde fehlte, ins Gegenteil um, in eine entschieden sinnliche Richtung. Neun Jahre lang genoß er mit aller Lust die Freuden eines leichten geselligen Lebens und stellte als „Gesellschaftsdichter" auch seine Muse in den Dienst des Epikureismus. — Eine Rückkehr zu ernsterem Sinn erfolgte, als er 1769 zum Professor der Philosophie nach Erfurt berufen wurde. Drei Jahre darnach, 1772, siedelte er nach Weimar über, da ihn die verwittwete Herzogin Anna Amalie zum Erzieher ihrer Söhne (der erstgeborne war Karl August, der nachmalige Herzog) erwählt hatte. Dort lebte er als Hofrath in angenehmen Verhältnissen und stand in freundlichem Verkehr mit Goethe, Herder und Schiller. In hohem Alter starb er am 20. Jan. 1813 und wurde auf seinem Gute Osmanstedt begraben.

b. Wielands Schriften sind der Spiegel seines Lebens und gehören demgemäß einer dreifachen Richtung an. — Der fromme Sinn des Jünglings gibt sich kund in: „Die Natur der Dinge oder die vollkommene Welt", — „Der geprüfte Abraham", — „Empfindungen des Christen" – und in verschiedenen Oden. — Der sinnlichen Richtung seines Mannesalters, wo er den Geist französischer Litteratur in sich aufnahm, gehört an: „Don Sylvio von Rosalva" (ein Roman, worin der Don Quixote des spanischen

Dichters Cervantes nachgeahmt wird). — „Agathon“ (ein griechischer Jüngling kommt mit seinen platonischen Idealen in schweren Konflikt mit der gemeinen Gesinnung der Menschen) — „Musarion oder die Philosophie der Grazien“ (eine griechische Jungfrau lehrt als wahre Weisheit ästhetischen Lebensgenuß). — In der ernsteren Zeit des Alters schrieb Wieland: „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian“ (eine Art Fürstenspiegel). — „Die Abderiten“ (ein satirischer Roman, der im Anschluß an die Person des Philosophen Demokrit aus Abdera den Kampf zwischen dem Kosmopolitismus dieses Mannes und dem Spießbürgertum seiner Mitbürger schildert; dort der bekannte Streit über den Schatten des Esels). — „Der Oberon“ (ein romantisches Epos, dem altfranzösischen Werk Huon de Bordeaux nachgebildet; Oberon ist der Elfen-König). — „Peregrinus Proteus“ (ein dialogisch ausgeführter Roman; der schwärmerische Cyniker Peregrinus übergibt sich, des Lebens überdrüssig geworden, dem Flammentode und erzählt seine Geschichte dem Spötter Lucian in der Unterwelt) — endlich „Aristipp“ (Briefwechsel des Aristipp, eines Schülers des Sokrates, mit bedeutenden Männern und Frauen seiner Zeit und dadurch Schilderung des Perikleischen Zeitalters). — Unter Wielands Übersetzungen sind zu nennen: Shakespeare, die Briefe Ciceros, die Briefe und Satiren des Horaz und sämtliche Werke Lucians.

c. Bedeutung Wielands. Er ist der Dichter des heiteren Lebensgenusses und stellt auf litterarischem Gebiet den Repräsentanten vom Zeitalter Ludwigs XIV. dar. Zu Klopstock bildet er einen ähnlichen Gegensatz, wie seiner Zeit Gottfried v. Straßburg zu Wolfram v. Eschenbach (Seite 54). Klopstock ist mit Begeisterung dem Übersinnlichen zugewendet, Wieland dagegen hat sein Lebenselement im Diesseits; jener steht mehr unter englischem, dieser mehr unter französischem Einfluß; jener benützte mit Vorliebe antike Versmaße, dieser aber moderne; jener redet in feierlicher, erhabener, oft auch schwerfälliger und geschraubter Sprache, dieser dagegen ist ein Meister in heiterer, anmutiger und fließender Rede. — So verwerflich die Moral ist, welche Wieland in seinen Schriften vertritt, so hat er doch auch unleugbare litterarische Verdienste. Er zeigte, daß es sich auch in der deutschen Sprache gefällig schreiben lasse;

er brachte den durch Klopstock geächteten Reim wieder zu Ehren, eröffnete der deutschen Poesie wieder das Gebiet der Romantik, hat den großen britischen Dichter Shakespeare zuerst in Deutschland bekannt gemacht, und hat die Gunst der höheren Stände, welche bisher dem französischen Geschmack huldigten, wieder der deutschen Litteratur zugewandt.

§. 60.

Der Göttinger oder der Hainbund.

Im Jahre 1772 schlossen sich mehrere, in Göttingen studierende Dichter zusammen, um in der von Klopstock angebahnten Richtung gemeinsam thätig zu sein. Voll Begeisterung und im Hochgefühl der Freundschaft schwuren sie: „Religion, Tugend, Empfindung und reinen unschuldigen Witz zu verbreiten.“ Klopstock, meinten sie, sei der Welt als ein besonderer Segen von Gott gegeben worden; er war ihr hochgefeiertes Haupt und Vorbild. Wieland hießen sie einen „großen Sittenverderber“ und stellten ihn in eine Linie mit Voltaire. In einer Zeitschrift, dem „Göttinger Musenalmanach“, veröffentlichten sie ihre poetischen Arbeiten, nachdem sie zuvor gemeinsam besprochen und für gut befunden worden waren. Der Bund löste sich 1775 wieder auf, doch blieben die Mitglieder auch nachher noch im Verkehr mit einander. Ihre Zeitschrift bestand bis 1800. — Außer dem Stifter Boie sind die namhaftesten Glieder des Vereins: Hölty, Voß, zwei Grafen zu Stolberg, Leisewitz, Miller und Bürger (dieser war aber kein eigentliches Bundesglied); mehrere andere Dichter zeigen eine verwandte Art, z. B. Tiedge, Matthisson, v. Salis, Claudius; im Zusammenhang mit letzterem nennen wir auch J. P. Hebel.

a. **Ludwig Hölty**, aus Mariensee in Hannover gebürtig, studierte Theologie in Göttingen, wurde bald leidend und starb als 28jähriger Jüngling an der Schwindsucht (1776). Seine Lieder und Oden kennzeichnen sich durch wohllautende, natürliche Sprache und milden elegischen Ton. Wir erinnern an: „Wer wollte sich mit Grillen plagen?“ — „Üb immer Treu und Redlichkeit.“ — „Selig alle, die im Herrn entschliefen.“ — „Rosen auf den Weg gestreut.“

b. **Johann Heinrich Voß**, die eigentliche Seele des Göttinger Bundes, geboren 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, gelangte nach entbehrungsvoller Jugend zum Studium in Göttingen und befaßte sich hauptsächlich mit alten und neuen Sprachen. Eine Zeit lang lebte er als Redakteur des Musenalmanach in Wandsbeck und stand da in trautem Verkehr mit M. Claudius. Nachdem er in Otterndorf und Eutin Schulrektor gewesen war, ließ er sich als Pensionär in Jena nieder, wo er auch zu Schiller und Goethe in Beziehung trat, seine letzten Jahre aber verbrachte er, immer noch geistig thätig, in Heidelberg. Dort starb er 1826. Die eigenen Dichtungen von Voß bestehen in Oden, Elegien, Liedern und **Idyllen.** In allen zeigt er sich als einen sprachgewandten Schüler Klopstocks, doch fehlt es denselben an lyrischer Wärme und origineller Kraft. Die zwei bekanntesten seiner Idyllen sind: Der siebzigste Geburtstag und Luise. Jene ist ein kleineres Gedicht und gilt dem alten Schulmeister Tamm („Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens saß der redliche Tamm“ ꝛc. ꝛc.). Diese, aus drei Idyllen bestehend, beschreibt die Geburtstagsfeier von Luise, der Tochter des „ehrwürdigen Pfarrers von Grünau“, sodann ihre Verlobung und Vermählung mit Pfarrer Walter, dem ehemaligen „bescheidenen“ Hauslehrer. Der poetische Gehalt dieser Idyllen ist gering; interessant aber bleiben sie dadurch, daß sie ein getreues Bild von den damaligen häuslichen und geselligen Verhältnissen geben. — Die großen Verdienste, die sich Voß um die deutsche Litteratur erworben hat, beruhen auf seinen **Übersetzungen** von lateinischen und griechischen Klassikern. Insbesondere sind es Homers unsterbliche Werke, welche er erst recht den Deutschen zugänglich gemacht hat, und zwar im Versmaß des Originals (die gewandte Handhabung des Hexameters hat man durch seinen Vorgang gelernt). Seine Verdeutschungen leiden zwar an verschiedenen Mängeln, allein sie blieben lange Zeit im Kurs und erst in neuerer Zeit sind sie durch bessere Arbeiten etwas in den Hintergrund getreten.

c. **Friedrich Leopold Graf zu Stolberg**, geb. 1750 zu Bramstedt in Holstein, war Regierungspräsident in Eutin und starb 1819 zu Osnabrück. Im Jahr 1800 war er mit seiner ganzen Familie in Folge des Einflusses der Fürstin Galitzin zur katholischen Kirche

übergetreten; Voß hat ihn um dieses Schrittes willen scharf angefochten. Er lieferte verschiedene Übersetzungen von alten Klassikern, dichtete Dramen, Oden und Balladen. Das Beste sind seine Oden, in welchen das Wesen von Klopstocks Muse leicht wieder zu erkennen ist. Von ihm: „Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn.“ „Lied eines deutschen Knaben“. (Mein Arm wird stark rc.)

d. **Christian Graf zu Stolberg**, der ältere, aber minder bedeutende Bruder, geb. 1748 zu Hamburg, war dänischer Kammerherr und starb 1821. Seine Werke bestehen ebenfalls in Übersetzungen und eigenen Poesien. — In der Jugend waren beide Brüder enthusiastische Freiheitsschwärmer und grimmige Tyrannenhasser; später änderten sie ihre politischen und religiösen Ansichten. Daher lautet Schillers Xenion von ihnen: „Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder; aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.“ — Zur Zeit der deutschen Freiheitskriege haben die Brüder auch patriotische Gesänge ertönen lassen.

e. **Anton Leisewitz**, Justizrat in Braunschweig († 1806), ist der Verfasser des Trauerspiels: „Julius von Tarent“, eines Werks, welches von Schiller und Lessing sehr gerühmt wurde.

f. **Martin Miller**, geb. 1750 zu Ulm, als Student in Göttingen dem Hainbund beigetreten, war Dekan in seiner Vaterstadt und † 1814. Von ihm ist das bekannte: „Was frag ich viel nach Geld und Gut?“

g. **Gottfried August Bürger**, der nur in mittelbarer Beziehung zu dem Hainbund stand, wurde im Halberstädtischen geboren, war Professor in Göttingen und starb daselbst 1794. Als Dichter zeigte er eine hervorragende Begabung; sein Leben aber war ein ganz ungeordnetes und darum auch unglückliches. Er dichtete Balladen, Lieder und Sonette. Die ersteren, wozu er die Anregung durch englische Vorbilder erhielt, enthalten seine besten Leistungen und haben eigentlich seinen Dichterruhm begründet. Die bekannteste unter ihnen ist Lenore, eine Dichtung voll dramatischer Lebendigkeit, tiefer Empfindung und packender Kraft. Es liegt ihr eine alte Volkssage zu Grunde. Andere Balladen sind: „Der Kaiser und der Abt“ (der Stoff ist aus einem Fastnachtsspiel des Meister-

sängers Hans Rosenblüt). — „Das Lied vom braven Mann“. — „Der wilde Jäger.“

Unter den Dichtern, welche eine dem Hainbund verwandte Art erkennen lassen, nennen wir folgende:

a. **August Tiedge**, geb. 1752 zu Gardelegen, lebte zu Berlin und Dresden, † 1841; er ist der Verfasser der **Urania**, eines lyrisch-didaktischen Gedichts, worin in sentimental-rationalistischer Weise von „Gott, Unsterblichkeit und Freiheit“ gesungen wird. Die Schrift wurde ehedem viel gelesen und verdient auch jetzt noch wegen ihres sittlichen Ernstes und mancher schöner Partien willen Anerkennung.

b. **Friedrich Matthisson**, aus dem Magdeburgischen († 1831), dichtete wohllautende, in landschaftlichen Schilderungen ausgezeichnete Lieder; sie sind meist in elegischem Tone gehalten.

c. **Johann Gaudenz v. Salis**, geb. zu Seewis in Graubünden, Stadtvogt zu Chur († 1834), singt zwar in einem kräftigeren, männlicheren Ton als Matthisson, teilt aber dessen Schwermut.

d. Als einen Freund von Klopstock, Voß und den beiden Stolbergen reihen wir hier auch **Matthias Claudius** ein. Er wurde 1740 zu Reinfeld in Holstein geboren. In Jena studierte er zuerst Theologie und dann die Rechtswissenschaft. In Kopenhagen, wo er eine Zeit lang als Sekretär angestellt war, wurde er mit Klopstock bekannt und durch ihn für die Poesie begeistert. Als er darnach nach Hamburg übersiedelte, trat er auch in Beziehung zu Lessing und Herder. 1771 ließ er sich in Wandsbeck bei Hamburg nieder und redigierte da unter dem Namen Asmus ein Wochenblatt, den „Wandsbecker Boten“. Er starb 1815 in Hamburg und ist in Wandsbeck begraben. Claudius gehört zu den edelsten deutschen Männern und zu den besten Volksschriftstellern. Seine Schriften zeichnen sich aus durch naiven Ton, humoristische Gemütlichkeit, kindliche Einfalt, frommen und deutschen Sinn. Er verfaßte weltliche und geistliche Lieder, Abhandlungen, Erzählungen, Briefe und Fabeln. Seine gesammelten Werke wurden von ihm betitelt: „Asmus omnia sua secum portans“. Von ihm: „Der Mond ist aufgegangen“ (ein Abendlied). — „War einst ein Riese Goliath“. — „Stimmt an mit hellem, hohen Klang“. — „Wenn jemand eine

Reise thut" (Urians Reise). — „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher". — „Briefe an Andres". — „An meinen Sohn Johannes".

e. Im Zusammenhang mit Claudius nennen wir noch einen andern, gleichzeitigen, echt volkstümlichen Dichter und Schriftsteller, einen süddeutschen, nämlich **Johann Peter Hebel.** Seine Heimat ist Hausen im Wiesenthal (im südlichen Schwarzwald). Er wurde 1760 geboren. Sein Vater war ein armer Weber und starb frühe. Durch gute Freunde und Gönner wurde es dem begabten und strebsamen Knaben ermöglicht, dem Studium sich zuzuwenden. In Karlsruhe besuchte er das Gymnasium und von seinem 18. Jahre an studierte er Theologie in Erlangen. Nachdem er in Lörrach und Karlsruhe einige Zeit Gymnasiallehrer gewesen war, wurde er 1808 Direktor des Gymnasiums in letzterer Stadt und fungirte zugleich auch als Kirchenrat; 1819 wurde er zum Prälaten ernannt und 1826 starb er auf einer Reise zu Schwetzingen. — Durch den Vorgang von J. H. Voß, der etliche plattdeutsche Idyllen verfaßte, wurde Hebel zum Dichten in der einheimischen Mundart, der alemannischen, angeregt und er war mit seiner Dialekt-Dichtung so glücklich, daß er allgemeinen Beifall fand, auch Goethes Anerkennung gewann und bis heute als der beste Dialekt-Dichter gelten darf. Unter den „**Alemannischen Gedichten**" (1803 erschienen) sind die anziehendsten: „Das Habermuß". „Der Karfunkel". „Der Nachtwächter". „Die Sonntagsfrühe". „Der Abendstern". „Das Spinnlein". „Der Winter". — Außerdem verfaßte er belehrende Aufsätze über gemeinnützige Gegenstände (Das Weltgebäude. Mancherlei Regen. Die Spinnen. Das Barometer 2c.), Erzählungen (Kanitverstan. Der Schneider in Pensa. Herr Charles. Das seltsame Recept 2c.), Erklärungen zu Sprichwörtern (Einmal ist keinmal. Rom ist nicht an einem Tag erbaut worden. Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt 2c.), auch Rätsel und rätselhafte Rechenexempel. — Die prosaischen Schriften Hebels sind gesammelt in seinem „**Rheinischen Hausfreund**" und in dem „**Schatzkästlein** des rheinischen Hausfreundes." Was Hebel schreibt, ist echt volkstümlich, gemütvoll, treuherzig, naturwahr, gewürzt mit sittlichem Ernst und humoristischem Scherz, verrät gute Beobachtungs-

gabe, frischen, offenen Natursinn, genaue Kenntnis des Volks, seiner Sprache und seiner Art.

Anmerkung. Über die zwei zuletzt genannten Dichter vgl. man die vortreffliche Schrift von Kahle: „Claudius und Hebel nebst Gleichzeitigem und Gleichartigem.“

§. 61.

Einzeln stehende Dichter in Klopstockischer oder Wielandischer Richtung.

Die beiden ersten Dichterheroen, Klopstock und Wieland, haben so bedeutend auf ihre Zeitgenossen eingewirkt, daß gar manche zum Singen erweckt wurden und dem von den Meistern gegebenen Vorbild nachfolgten.

a. Der hochgefeierten Muse Klopstocks schlossen sich, außer den Mitgliedern des Hainbundes, an: Geßner, Gerstenberg, Lavater, Jakobi und Kosegarten.

1. **Salomon Geßner**, Ratsherr in Zürich († 1787), der „deutsche Theokrit“ genannt, ist ein Hauptvertreter der empfindsamen, weichen, schwermütigen Natur-Dichtung. Seine Idyllen z. B. „Der erste Schiffer“, „Amyntas“ u. a.) wurden ehedem viel gelesen und bewundert. — „Der Tod Abels“, ein prosaisches Epos in fünf Gesängen erinnert deutlich an Klopstocks „Messias“.

2. **Wilhelm v. Gerstenberg**, Justizdirektor in Altona († 1823), verfaßte die Tragödie „Ugolino“, ein seiner Zeit gerühmtes, aber völlig verfehltes und widerliches Stück (Ugolino trachtet nach der Herrschaft in Pisa und kommt nach schauderhaften Kerkerscenen in Wahnsinn und Hunger um).

3. **Johann Kaspar Lavater** wurde 1741 zu Zürich, wo sein Vater Arzt war, geboren. Er widmete sich, von Jugend auf besonders für religiöse Eindrücke empfänglich, dem geistlichen Stande und diente seiner Vaterstadt 32 Jahre lang als eifriger Prediger und Seelsorger. Am 2. Jan. 1801 starb er in Folge eines Schusses, den er im Sept. 1799 durch einen französischen Grenadier erhalten hatte. In seinen Dichtungen nahm er sich Bodmer und hauptsäch-

lich Klopstock zum Vorbild; den Spuren des letzteren folgte er mit patriotischen und religiösen Gedichten. Zu jenen gehören seine echt patriotischen „Schweizerlieder", zu diesen Bearbeitungen von Psalmen, biblische Dramen und Epen (z. B. Abraham und Isaak, Joseph v. Arimathia, Jesus Messias, in zehn Gesängen). Das Bedeutendste, was Lavater geschaffen, sind seine erbaulichen Schriften (namentlich Trostschriften für Leidende) und seine geistlichen Lieder (siehe beim Kirchenlied in unsrer Periode). — Mit seinen „Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" hat er viel Aufsehen erregt, aber auch viel Widerspruch erfahren.

4. **Friedrich Heinrich Jakobi**, aus Düsseldorf gebürtig, lebte als Dichter und Philosoph auf seinem Gute Pempelfort bei Düsseldorf und starb als Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München (1819). Ursprünglich war er der Wielandischen Richtung zugeneigt, dann aber befreundete er sich mit Lavater und Hamann, auch mit Goethe; mit letzterem stand er lange Zeit in Briefwechsel. Zu seiner Zeit hat er auf dem Gebiet der Philosophie und Poesie einen namhaften Einfluß ausgeübt. Von ihm die empfindsamen Romane: „Allwills Briefsammlung" und Woldemar."

5. **Theobul Kosegarten**, Propst auf der Insel Rügen und dann Professor in Greifswalde († 1818), schuf viele romantische Dichtungen, Rhapsodien, Legenden und (nach Voßischer Art) auch Idyllen, z. B. die lang beliebt gebliebene „Jukunde". Von seinen Liedern wurden manche in Musik gesetzt.

b. Der Dichtungsart Wielands hat es auch nicht an Verehrern und Fortsetzern gefehlt; wir nennen als solche: Musäus, Thümmel, Hermes und Sophie von la Roche; manch andere machten dem Wielandischen Namen keine Ehre.

1. **August Musäus**, Professor in Weimar († 1787) hat sich bekannt gemacht durch Bearbeitung der „**Volksmärchen der Deutschen**"; er hat zwar dieselben ziemlich stark „wielandisirt", doch hat er damit späteren Sammlern, wie L. Tieck und Gebrüder Grimm, vorgearbeitet. — Die „Physiognomischen Reisen enthalten eine Polemik gegen die von Lavater begründete Physiognomik.

2. **August v. Thümmel**, Minister in Sachsen-Coburg († 1817),

schrieb „die Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich", einen 10bändigen Roman, in welchem der vielgereiste Verfasser seine eigenen Beobachtungen verwertete und einen Blick thun läßt in die Zustände Frankreichs vor der Revolution.

3. **Timotheus Hermes**, Professor der Theologie in Breslau († 1821), ist ebenfalls Verfasser von einer Reisebeschreibung, nämlich von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" (ein sogenannter Tugend-Roman, in welchem der Sieg der „Moralität" über die Versuchung dargestellt wird. Das Werk wurde auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Unter den Liedern, welche der Verfasser in die Erzählung eingestreut hat, befindet sich das in manche Gesangbücher übergegangene: „Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt". J. A. Hiller schuf Melodien zu diesen Liedern.)

4. **Sophie von la Roche**, eine geborne Gutermann aus Kaufbeuren, Jugendfreundin von Wieland und nachmalige Gattin des kurmainzischen Hofrates la Roche († 1807), verfaßte die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" (auch ein Tugend-Roman).

§. 62.

Gotthold Ephraim Lessing.

a. Sein Lebensgang. Er wurde den 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz, wo sein Vater Prediger war, geboren. Seine erste Bildung erhielt er auf der Fürstenschule zu Meißen; alte Sprachen und Mathemaik waren da seine Hauptbeschäftigung. Schon damals gab sich sein strebsamer, selbstständiger Geist kund. Der Rektor der Schule erklärte ihn einmal für ein Pferd, das doppeltes Futter haben müsse. 1746 bezog er die Universität Leipzig, um nach dem Willen der Eltern Theologie zu studieren; bald ging er jedoch zur Medicin über und schließlich entschied er sich für Philologie, Philosophie und Poesie. Er verkehrte viel mit Dichtern und Schauspielern. Er suchte die dramatische Welt durch eigene Beobachtungen kennen zu lernen, dichtete auch schon als Student kleinere Theaterstücke. Nach Absolvierung seiner Studien führte er ein ziemlich unstetes Wanderleben und hielt sich länger oder kürzer in Berlin, Wittenberg, Leipzig, Breslau und Hamburg auf. In

Berlin kam er in Berührung mit dem Philosophen Moses Mendelssohn (dem Verfasser der Schrift: Phädon oder über die Unsterblichkeit) und dem Buchhändler Friedr. Nikolai (dem Hauptvertreter der deutschen Aufklärung und Herausgeber der „Allgemeinen deutschen Bibliothek"). 1770 fand er eine Anstellung zu Wolfenbüttel als Bibliothekar. Er starb, erst 52 Jahre alt, den 15. Februar 1781 während eines Besuches zu Braunschweig.

b. Lessings Schriften. Dieselben enthalten teils Kritik, teils gehören sie dem Drama an, teils sind sie didaktischer Art.

Den Anfang zu seinen kritischen Schriften machte Lessing schon in seinen jüngeren Jahren. In den 1753 erschienenen „Briefen" spricht er sich unter anderem aus über den Streit Gottscheds mit den Zürichern und insbesondere über Klopstocks „Messias", dem er einerseits volle Anerkennung zollt, aber auch gerechten Tadel nicht erspart. — Die scharfe Waffe der Kritik fing er aber erst recht in seinen **Litteraturbriefen** zu führen an. Er gab dieselben unter dem Titel „Briefe, die neueste Litteratur betreffend" von 1759—66 heraus; Moses Mendelssohn und Friedr. Nikolai waren seine Mitarbeiter. Seine Absicht war dabei nicht blos die, die Dichtungen der Zeitgenossen nach ihren Vorzügen und Mängeln zu recensieren und dem Publikum zu einem richtigen Urteil über Klopstock, Wieland, Gottsched, Bodmer, Kleist, Gleim, Geßner u. a. zu verhelfen, sondern die deutsche Poesie zu säubern von dem, was geschmacklos, unrichtig und undeutsch an ihr war. — Hatte Lessing mit den Litteraturbriefen hauptsächliche Kritik an Sprache und Poesie geübt, so fügte er in seinem **Laokoon** (1766) auch eine Kritik der Ästhetik dazu. In dieser Schrift redet er, vom Unterschied der bildenden und der redenden Kunst und zeigt „die Grenzen zwischen Malerei und Poesie." Er ging dabei davon aus, daß der lateinische Dichter Virgil in seiner Aeneis die berühmte Laokoongruppe (ein trojanischer Priester samt seinen beiden Söhnen von Schlangen ergriffen) zum Teil mit andern Zügen beschreibt, als wie sie das plastische Gebilde an die Hand gibt. In seiner Ausführung bekämpft er die in der beschreibenden Poesie damals üblich gewordene breite Malerei und verlangt, daß der Dichter Handlungen und nicht Gegenstände zu beschreiben habe. Lessing hat sich übrigens sein ästhetisches

Urteil wesentlich gebildet unter dem Einfluß der epochemachenden kunst-kritischen Schriften, welche J. J. Winkelmann seit 1754 veröffentlicht hatte. — In einer dritten Art kritischer Schriften hat es Lessing mit dem deutschen Theater zu thun. Hieher gehört „die Hamburgische Dramaturgie" (1767—68), eine Zeitschrift, worin er nicht nur die Leistungen der Hamburger Bühne recensierte, sondern vor allem darauf ausging nachzuweisen, daß das französische Drama kein mustergiltiges sei, daß man die wahre dramatische Kunst mehr von Shakespeare und vor allem von den alten Klassikern lernen könne. Indem er sich bemühte, den Deutschen zu einem nationalen Schauspiel zu verhelfen, schickte er sich auch an, obwohl er sich „weder für einen Schauspieler noch für einen Dichter" hielt, nach dem von ihm geltend gemachten Grundsätzen Schauspiele zu dichten. Dies führt uns auf die zweite Klasse seiner Schriften. —

Die ersten Dramen, welche Lessing verfaßt hatte, lassen noch sehr deutlich den Gottsched'schen Einfluß erkennen. Darnach schuf er einige (z. B. die zwei Trauerspiele „Miß Sara Sampson" und „Philotas"), in welchen die Klopstockische Art zu erkennen ist. Endlich schuf er drei Dramen, in welchen er wie seinen Kunstanschauungen so auch seiner Geistesart einen klaren und wirkungsvollen Ausdruck gegeben hat. Es sind folgende: **Minna v. Barnhelm** (1767), **Emilia Galotti** (1772) und **Nathan der Weise** (1779); das erste ist ein Lustspiel, das andere ein Trauerspiel und das dritte ein Schauspiel; im ersten wird eine patriotische, im andern eine sittliche und im dritten eine religiöse Idee ausgeführt. „Minna v. Barnhelm oder Soldatenglück" gehört mit seinem Gegenstand in die Zeit des siebenjährigen Kriegs. Minna, ein sächsisches Fräulein, verlobt mit dem edlen preußischen Major v. Tellheim, wird von dem in Not geratenen und unschuldigerweise um seine Ehre gekommenen Bräutigam verlassen, aber doch schließlich von ihm heimgeführt und er selbst erfährt das Glück vollständiger Ehrenrettung. Das Stück hat insofern auch geschichtlichen Wert, als es ein treues Bild gibt von den gesellschaftlichen Verhältnissen jener Zeit, dem Provinzialhaß zwischen Preußen und Sachsen einen Hieb gibt und deutschen Patriotismus erwecken will. — „Emilia Galotti", ursprünglich vom Dichter „Virginia" genannt, behandelt in moderni-

sierter Weise, den Schauplatz aber doch nach Italien verlegend, die Geschichte der römischen Virginia. Emilia wird, in ihrer Unschuld durch den Prinzen von Guastalla bedroht, von ihrem eigenen Vater getötet. Diese Tragödie ist nach Anlage und Charakterzeichnung ein Meisterstück Lessings und wurde darum auch von Goethe gerühmt. — „Nathan der Weise", zur Zeit der Kreuzzüge in Jerusalem spielend, steht in ursächlichem Zusammenhang mit dem religiösen Streit, welchen Lessing gegen den Pastor Göze in Hamburg führte, und das Drama ist eben deßwegen eine reine Tendenzschrift. Die drei monotheistischen Religionen werden da in Beziehung zu einander gesetzt. Das Judentum ist repräsentirt durch den weisen, aufgeklärten Nathan, der Islam durch den edlen Saladin, das Christentum aber durch einen als dünkelhaft, unduldsam, heuchlerisch und selbstsüchtig charakterisirten Patriarchen; auch den übrigen christlichen Personen haften allerlei Untugenden an. Hat der Dichter schon auf diese Weise recht auffallend gegen das Christentum Partei genommen, so beraubt er es vollends seines spezifischen Vorzugs vor den andern Religionen durch die Parabel von den drei Ringen. Die Idee dieser berühmt gewordenen, aus einer Novelle Bocaccios entnommenen Parabel ist die, daß von den drei in Frage stehenden Religionen eine so wahr oder so unwahr sei wie die andere, daß das Wahre derselben nicht aus Vergleichung ihres Offenbarungscharakters sich ergebe, sondern in vernünftiger, allgemeiner Sittlichkeit bestehe. Daraus ergibt sich, daß die Glaubenslehren keine wesentliche Bedeutung haben und jede Religion die andere dulden soll. So wurde Lessing ein Hauptprediger der Toleranz, der Humanitätsreligion, richtiger gesagt: der glaubenslosen Toleranz, des religiösen Indifferentismus. — Vgl. das bekannte Wort von Friedrich d. Gr.: „Es kann jeder nach seiner Façon selig werden."

Die didaktischen Schriften Lessings bestehen in **Epigrammen** und **Fabeln.** Bei jenen hat er nicht nur auf den Vorgang des Fr. v. Logau, sondern hauptsächlich auf den des römischen Dichters Martial zurückgesehen. Die meisten derselben (es sind ihrer gegen 200) dichtete er während seines Aufenthalts in Wittenberg 1751—52; sie zeichnen sich aus durch treffenden Witz und bündige Kürze. Ein bekanntes Epigramm ist z. B.: „Wer wird nicht einen Klopstock

loben" ꝛc. ꝛc. (s. S. 183); ein anderes: „Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entzückt; was er als Schuster that, das thut er noch: er flickt." — Die Anregung zur **Fabel** erhielt Lessing durch Hagedorn, besonders aber durch den altklassischen Meister Äsop. Er dichtete ihrer gegen 100 und die meisten in Berlin (1758—59). In formeller Hinsicht sind sie durchaus mustergiltig; es fehlt ihnen aber die Würze des Humors und darum wurden sie weniger populär. Zu den bekannteren gehören: Zeus und das Schaf. — Zeus und das Pferd. — Der Rabe und der Fuchs. — Der Löwe mit dem Esel. — Die Gans.

Zur **lyrischen Poesie** war Lessing bei seiner vorherrschend verständigen Natur nicht angelegt.

c. **Lessings Bedeutung.** Er war begabt mit einem klaren, durchdringenden Verstand und einem ungewöhnlichen Scharfblick. Dabei war er erfüllt und getrieben von einem unersättlichen Forschergeist. Ein ganz charakteristisches Wort von ihm heißt: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Damit hängt auch zusammen, daß sich Lessing mit einer Reihe von Wissensgebieten befaßte; er erwarb sich eine ausgebreitete Gelehrsamkeit in der Theologie, Philologie, Philosophie, Ästhetik, Archäologie, Litteraturgeschichte u. s. f.; übrigens sind viele seiner Leistungen nur fragmentarisch und ein deutliches Abbild seines unruhigen Strebens und Lebens. — Auf das, was er war und was er wollte, gründet sich seine **litterarhistorische Bedeutung.** Dieselbe besteht zunächst in der von ihm mit aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit geübten **Kritik** auf verschiedenen Gebieten, namentlich aber in Betreff der Poesie, der Ästhetik und des Theaters. Er protestirte wie keiner vor ihm, gegen alles das, was ihm den Eindruck gab, es sei nicht schön, nicht wahr, nicht deutsch. Überlieferung, langer Gebrauch, höhere Auktorität und dgl. hat nicht vor seinem Angriff geschützt. Seine Kritik war jedoch keine bloß negative; er wollte vielmehr an die Stelle dessen, was er bekämpfte, etwas Besseres setzen und zeigte

auch den Weg dazu. Übrigens ist er auch ein Beispiel dazu, daß es leichter ist zu tadeln und zu zerstören, als Neues aufzubauen; er sagte selbst: „ich besorge, daß ich ein wenig zu viel weggeworfen, was ich werde wieder holen müssen.“ Daß er, was die Poesie anbelangt, seine Kritik nicht blos gegen schlechte oder geringe Dichter richtete, sondern daß er auch über die Schöpfungen großer Meister sein wohlerwogenes Urteil abgab, haben wir schon oben vernommen. Er ließ sich in der Hinsicht von dem Grundsatz leiten: „Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht, mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde, gegen einen großen ist man unerbittlich.“ — Weiter muß von Lessing gerühmt werden, daß er der Schöpfer der klassisch-deutschen Prosa ist. Echtes, klares, feines, wohllautendes Deutsch kann man am besten von ihm lernen. Da ist keine Ziererei, aber auch keine Nachläßigkeit; die Sprache ist ungesucht und doch gewählt, die Entwicklung der Gedanken zusammenhängend und anregend, der Ausdruck klar und treffend, die Rede reichlich belebt durch Bilder und Gleichnisse, der Stil fließend und sorgfältig. — Endlich ist auch noch hinzuweisen auf die religiöse Bedeutung, die Lessing zu seiner Zeit gehabt hat und die er für immer in unsrer Litteratur haben wird. Im Jahr 1778 veröffentlichte er die sogen. Wolfenbüttler Fragmente, welche von dem Hamburger Prof. Sam. Reimarus herrühren und in welchem das Christentum als ein Werk des Betrugs dargestellt und behauptet wird, es könne auch ohne die schriftlichen Urkunden des Neuen Testaments bestehen. Lessing begleitete die Veröffentlichung der Fragmente wohl mit dem Wunsche, er möchte sie sobald als möglich widerlegt sehen, ja er sprach die Überzeugung aus, es werde davon ein wesentlicher Gewinn und nur ein zufälliger Verlust sich ergeben, allein in dem dadurch veranlaßten Kampf gegen den die kirchliche Orthodoxie verteidigenden Hauptpastor Goeze zu Hamburg nahm er doch mehr und mehr eine schiefe Stellung zu Christentum und Kirche ein. Äußerlich angesehen hat der schlagfertige Dichter den minder gewandten Pastor überwunden; sachlich hat er ihn aber nicht widerlegt und ist in der Regel den Streitpunkten nicht auf den Grund gegangen. Mit seinem „Nathan“ (1779) meinte Lessing „den Theologen einen ärgeren Possen zu spielen als mit noch zehn Fragmen-

ten"; da hat er die jüdische und muhammedanische Religion möglichst idealisirt, das Christentum aber in Schatten gestellt; da spricht er es unzweideutig aus, daß es bei einer Religion nicht auf ihre Glaubenslehren, sondern auf ihren sittlichen Charakter ankomme; damit wird faktisch das Wesen der Religion zerstört und in bloße Moralität verwandelt. Es ist nicht zu verkennen, daß Lessing einen sittlich-ernsten Standpunkt eingenommen hat und nichts zu thun haben wollte mit den seichten, frivolen Aufklärern seiner Zeit, mit den „Stümpern und Halbphilosophen", allein die höchste Wahrheit, die Offenbarung Gottes in Christo, blieb dem unermüdeten Wahrheitsforscher doch ein verschleiertes Bild; durch ihn ist in weiten Kreisen, namentlich unter Gebildeten und Halbgebildeten, eine tief gehende Schädigung des deutsch-christlichen Bewußtseins entstanden und bis heute ist Lessings Name die beliebteste Parole für die geworden, die aus Religion zu keiner sich bekennen wollen. — In der Schrift „Erziehung des Menschengeschlechts" gibt Lessing eine deistisch ausgeführte Philosophie der Geschichte; die göttliche Offenbarung wird da in die vernünftige Entwicklung des Menschengeschlechts gesetzt, die göttliche Erziehung zu einer menschlichen Selbsterziehung gemacht, die Notwendigkeit von Erlösung und Versöhnung beseitigt, Christus zu einem bloßen Morallehrer degradirt und die Bibel für ein irrtumsvolles Elementarbuch ausgegeben. — Math. Claudius schrieb über Lessing (1781) kurz und gut: „Von Seite der Religion hat er bei mir nichts mehr zu verlieren. Ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen, aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein Credo (Glaubensbekenntnis) nicht annehmen kann, so halte ich doch seinen Kopf hoch."

§. 63.

Johann Gottfried Herder.

a. Sein Lebensgang. Joh. Gottfr. Herder wurde als der Sohn eines Schullehrers den 25. Aug. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren. Er wuchs unter ungünstigen äußeren Verhältnissen auf und daher mußte sich sein strebsamer Geist durch eigene Kraft Bahn brechen. Frühe und häufige Beschäftigung mit Bibel

und Gesangbuch weckte in ihm den Sinn für Religion, Poesie, Morgenland und Altertum. Durch einen russischen Regimentsarzt veranlaßt, entschloß er sich, zu Königsberg Medicin zu studieren. Bei der ersten Sektion fiel er aber in Ohnmacht und er wandte sich von da ab dem Studium der Theologie zu. Er hörte auch die Vorlesungen des Philosophen Immanuel Kant, ohne sich jedoch mit dessen Standpunkt näher zu befreunden. Inniger schloß er sich an den tiefsinnigen Hamann an, durch welchen er mit Shakespeare und Ossian bekannt wurde. Von 1764 bis 69 bekleidete er ein Lehramt an der Domschule zu Riga und daneben wirkte er als Prediger mit dem größten Erfolg. Trotzdem, daß man ihn dort zu halten suchte, begab er sich auf Reisen, zunächst nach Frankreich. In Paris erhielt er den Auftrag, einen Prinzen von Holstein nach Italien zu begleiten. Von Kiel aus reiste er mit demselben über Hamburg, wo er Lessing kennen lernte, nach Darmstadt und Straßburg. Da mußte er von der Weiterreise abstehen; ein Augenübel machte eine Operation nötig und hielt ihn ein halbes Jahr lang fest. Während dieser Zeit machte er die Bekanntschaft des jungen, in Straßburg studierenden Goethe. 1771 wurde er, 27 Jahre alt, als Hofprediger und Superintendent nach Bückeburg berufen und in dieser Stellung verblieb er fünf Jahre lang. Durch Goethes Vermittlung erhielt er eine Anstellung in Weimar, zunächst als Hofprediger und Generalsuperintendent und hernach als Konsistorialpräsident. In dieser Stellung wirkte er 27 Jahre lang mit Eifer und im Segen, doch fühlte er sich in der Weimarer Umgebung je länger je weniger glücklich. Nach längerem Leiden starb er, die erste Lücke in dem berühmten Dichterkreis machend, den 18. Dez. 1803. Die Inschrift seines Grabmals lautet: „Licht, Liebe, Leben."

b. Herders Schriften. Seine litterarische Thätigkeit war sehr umfangreich und mannigfaltig; sie erstreckte sich auf die Gebiete der Religion und Theologie, der Philologie und Philosophie, der Geschichte, Ästhetik und Poesie. Seine Werke sind vierfacher Art: kritische Schriften — poetische Reproduktionen — philosophisch-historische Schriften und didaktische Dichtungen.

Unter den kritischen Schriften sind zuerst zu nennen die „Fragmente zur deutschen Litteratur". Herder schrieb die-

selben, von Lessings „Litteraturbriefen“ angeregt, zu Riga (1767); darin fordert er von einem echten Dichter Originalität, Volkstümlichkeit und deutsche Art (keine sklavische Nachahmung des Fremden). — Ebenfalls in Riga wurden verfaßt, hervorgerufen durch Lessings „Laokoon, die „kritischen Wälder“ (1769); Herder gibt da Aufschluß über das Wesen des Epos und weist auf Homer hin als den „vollkommensten Sänger der Natur“ (im Gegensatz zur Kunstpoesie des Virgil). — Als Hofprediger in Bückeburg veröffentlichte Herder „Die Blätter von deutscher Art und Kunst“ (1773); in denselben handelt er teils von Ossian (Natur und Volkspoesie), teils von Shakespeare (bestes Vorbild für das Drama). — Wie aber Herder echte Poesie fand bei dem klassischen Epiker Homer und bei dem stammverwandten englischen Lyriker und Dramatiker, so auch in der Bibel, zumal im Alten Testament. Das führt er in zwei Schriften aus; die eine heißt: **„Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“** (1774) und die andere: **„Geist der hebräischen Poesie“** (1782). In jener werden die ersten Kapitel der Genesis ästhetisch betrachtet, um die Erhabenheit der uralten Offenbarungspoesie zu zeigen; in dieser findet sich eine genauere Beschreibung der hebräischen Poesie mit Rücksicht auf ihr Wesen, ihre Arten und Formen; ihr gebührt unter allen Poesien der Völker weitaus der erste Preis.

Als poetische Reproduktionen sind anzusehen **„Die Stimmen der Völker in Liedern“** (seit 1778). Der Dichter zeigt darin eine wunderbare Fähigkeit, sich in fremde Anschauungen und Empfindungen zu versenken, dieselben sich anzueignen und, als aus seinem Geist geboren, wiederzugeben; er erscheint da als ein schöner Typus von der Universalität des deutschen Geistes. Mit kundigster Hand sammelte er Lieder aus allerlei Völkern, Sprachen und Zeiten (von Griechen, Italienern, Franzosen, Spaniern, Engländern, Dänen, Lappen, Eskimos, Peruanern, Madagassen u. s. f.) und mit all diesen Stimmen wollte er lehren, was echte Volkspoesie sei. Hieher gehört auch sein letztes Werk **„Der Cid“** (erst 1805 im Druck erschienen). Ein altspanisches Volks-Epos ist hier in 70 Romanzen nach einer französischen Quelle umgedichtet. Der Held des Gedichts, der Graf Rodrigo Diaz († 1099), lebte zur Zeit Ferdi-

nands des Großen von Kastilien und seiner zwei Nachfolger; er wird als ein Muster aller ritterlichen Tugenden, der Tapferkeit, Frömmigkeit, Wahrhaftigkeit, Treue, Freiheits- und Vaterlandsliebe u. s. w. gepriesen. Er wurde nie besiegt und heißt daher Cid Campeador (unvergleichlicher Held). Die Geschichte ist mit Sagen und Legenden ausgeschmückt.

Zu den philosophisch-historischen Schriften gehören in erster Linie die „**Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit**“ (1784); Herder weist da nach, daß die Menschengeschichte in ihrem großen Zusammenhang und endlichen Ziel von einer höheren Idee, nämlich der Humanität, beherrscht sei. Das Werk blieb übrigens unvollendet. Einen verwandten Inhalt haben die „Briefe zur Beförderung der Humanität“ (von 1793 an); der Hauptinhalt derselben ist: die Menschheit ist zur Humanität zu erziehen, aus den Menschen sind Menschen zu bilden. Herders pädagogische Ideen bildeten ein heilsames Gegengewicht gegen den damals herrschenden, von Rousseau ausgegangenen Naturalismus und gegen die niedrigen Nützlichkeitstheorien der Philanthropen, zur vollen Höhe des christlichen Bildungsideals hat er sich aber nicht aufgeschwungen. Wertvolle Abhandlungen über pädagogische und didaktische Gegenstände finden sich in seinen „Schulreden“.

Herders eigene Dichtungen sind von geringerem Wert und nur weniges davon wurde allgemeiner bekannt. Seiner Poesie fehlt die Frische der Empfindung und meist auch der Fluß und Wohllaut der Sprache. Didaktisches ist ihm noch am besten gelungen. Dazu gehören außer Epigrammen und Parabeln insbesondere **Legenden** (z. B. Die wiedergefundenen Söhne — Der gerettete Jüngling) und Paramythien (allegorisch-didaktische Bearbeitungen von griechischen Mythen, z. B. Das Kind der Sorge — Nacht und Tag).

c. Herders Bedeutung beruht nicht auf schöpferischer Produktivität, denn außer dem Cid, der aber wesentlich auch nur eine Reproduktion ist, hat er kein eigenes größeres Gedicht geschaffen. Dennoch hat er für Litteratur und Poesie eine hohe Bedeutung. Auf den mannigfaltigen Gebieten des Wissens und Könnens, in welchen er zu Hause war, hat er reinigend und bessernd, anregend und belebend gewirkt. Begabt mit einem feinen, offenen Sinn für

das Schöne hat er gefunden, was wahre Poesie ist, hat es aufgezeigt und in begeisterter Rede gepriesen. Sie hat, so lehrt er, ihr Merkmal daran, daß sie nicht sowohl auf verständiger Reflexion, als vielmehr auf unmittelbarer Empfindung, auf einem instinktmäßigen Schaffen des Geistes beruht. Daher ist es auch nicht die Kunstpoesie, sondern die Volkspoesie, welche lauter und kräftig dem eigentlichen Dichterborn entströmt und am mächtigsten auf das Gemüt wirkt. Jedes Volk hat in seiner Jugendzeit sein poetisches Zeitalter; je weiter es sich von demselben entfernt, desto mehr verliert die Poesie ihren duftigen Hauch, wird gelehrt und trocken. Demgemäß hat Herder mit Nachdruck hingewiesen auf die alten volksmäßigen Sänger, wie Homer und Ossian, und darum hat er sich auch bemüht, in allerlei Stimmen der Völker die Naturpoesie ertönen und wirksam werden zu lassen. Ihm ist es ferner zu danken, daß die hebräische Poesie erst recht erkannt und daß von ihr gelernt wurde. Er hat überhaupt für die Bibel neues Interesse erweckt; allerdings hat er (dies die Folge seines Humanitätsstandpunktes) weniger in den göttlichen Offenbarungsgehalt der Schrift eingeführt, als vielmehr das menschlich Schöne an ihr entdeckt, gezeigt und gerühmt. Kein Dichter vor ihm und nach ihm hat so warm und beredt, so kundig und erfolgreich von dem Zeugnis gegeben und für das gewirkt, was zu aller Zeit als menschlich schön und gut gelten darf, wie es Herder gethan hat. Lavater sagte: „Ich möchte ihn den Professor der Erde und den Propheten der Menschheit nennen".

Vergleichen wir Herders Bedeutung mit der von Lessing, so haben beide das mit einander gemein, daß sie auf die Entwicklung der Poesie klärend einwirkten und zwar teils negativ durch ihre Kritik, teils positiv durch ihre mustergiltigen Schriften und durch die von ihnen zur Anerkennung gebrachten Grundsätze. Beide unterscheiden sich aber doch wesentlich von einander. Lessing wirkte durch seinen scharfen Verstand und seine unerbittliche Logik, läßt aber häufig kalt; Herder vertritt das Recht der Empfindung, öffnet und erwärmt die Gemüter. Lessing hat es mehr mit der Form, Herder dagegen mehr mit der Sache zu thun. Jener wirkte in antikklassischem Geist, dieser in deutsch-christlichem. Lessing stand hoch über seiner Zeit und fand mit seinen Anschauungen selbst

bei Künstlern und Poeten wenig Beifall; Herder dagegen redete aus seiner Zeit heraus und für die Zeit, darum hat er in weite Kreise hinausgewirkt und bedeutende Männer, auch ein Goethe, sind seinen Anregungen gefolgt.

§. 64.

Die Sturm- und Drangperiode.

Ehe wir von Lessing und Herder zu Goethe und Schiller übergehen, haben wir noch einer eigentümlichen Erscheinung, welche auch auf die zwei zuletzt genannten Dichter in ihrer Jugendzeit mächtig eingewirkt hat, zu gedenken, nämlich der „Sturm- und Drangperiode“. So nennt man die Zeit von Mitte der sechziger bis zum Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die Zeit, wo eine tief gehende Erregung und Gärung auf geistigem Gebiet stattfand, wo der Geist der neuen Zeit mit dem der alten kämpfte; es waren die Flegeljahre eines gewaltig aufstrebenden Geschlechts, die Aprilstürme vor dem Lenz der neuen klassischen Poesie.

Was die bisher genannten großen Dichter, Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, gebracht und gewollt, das alles hat die Zeitgenossen nicht nur mächtig ergriffen und bewegt, sondern hat auch heftige Gegensätze und Gegenströmungen hervorgerufen, die erst zur Ruhe kamen, als durch große Meister die Lösung gebracht wurde. Klopstock lenkte mit seinen erhabenen Gesängen die Gemüter auf das Unendliche hin, Wieland wurde der Dichter der heiteren Weltanschauung, Lessing eröffnete mit kühnster Freiheit den Kampf gegen das Überlieferte und Herder suchte mit begeisterten Worten der Volkspoesie wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. So bildete sich die allgemeine Überzeugung, daß es mit der Poesie ein Neues werden müsse, und insbesondere waren es kühn vorwärts drängende, dichterisch begabte Jünglinge, welche gegen die überlieferte Dichtung, namentlich gegen alles, was bindende Regel und Autorität, einengendes Gesetz und Vorbild hieß, ankämpften und das Recht der Subjektivität geltend machten. Als wahre Poesie sollte nur diejenige gelten, welche ein wirklicher Dichtergenius schafft und zwar nach dem in ihm selbst liegenden Gesetz. Die Haupt-

forderungen, die man demgemäß an den Dichter stellte, waren Genialität und Originalität. So kam die Zeit der „Original- und Kraftgenies“. Fessellos sollte das Genie herrschen gegenüber von aller Tradition und Konvenienz; nur Shakespeare und Homer sollten noch als Muster gelten, jener als ein auf eigener Spur einhergehendes Kraftgenie, dieser als das höchste Ideal der Volkspoesie.

Der Kampf des Neuen mit dem Alten fand damals übrigens nicht nur auf dem Gebiet der Poesie statt, sondern auch andere Kreise des Wissens und Könnens wurden von „Sturm und Drang“ ergriffen. In der Pädagogik hatte J. J. Rousseau allem Gemachten und Erkünstelten den Krieg erklärt und die zündende Losung ausgegeben, daß man zum Naturgemäßen zurückkehren müsse; in Deutschland wurden die Rousseau'schen Ideen durch die Philanthropen eifrig verbreitet und praktisch gemacht; sie bekämpften die historisch gewordenen Zustände und stellten unerhört gute Resultate von ihren Bestrebungen in Aussicht. — In der Religion wurde die Autorität der Kirche und Bibel angefochten; die einen traten auf die Seite des Rationalismus, die andern verfielen einer schwärmerischen Mystik. — Die Philosophie hatte durch den Kriticismus Kants neue Fundamente und Ziele erhalten; in ihrer erneuerten Gestalt fand sie unter allen gebildeten Ständen Beifall und wirkte namhaft ein auch auf andre Zweige der Wissenschaft. — Die Philologie wurde vertieft und belebt durch gründliches Eingehen in das gesamte Leben des Altertums, insbesondere nach der ästhetischen Seite hin. — Und was die Kunst anbelangt, so hat J. J. Winkelmann das Verständnis für die unsterblichen Schöpfungen des Altertums eröffnet; er ist nicht nur für Künstler und Poeten ein kundiger Führer geworden, sondern durch seine Schriften wurde die ganze Geschmacksrichtung der Zeit verändert und geklärt.

Was war nun aber das Ergebnis von jener geistig-litterarischen Revolution? Die wirklich genialen Geister, welche in jener Zeit schoben und geschoben wurden, gingen aus dem leidenschaftlichen Stürmen und Drängen geläutert und gestählt hervor, nahmen gesunde, fruchtbare Ideen in sich auf und haben hernach Schönes und Großes in nie gesehener Vollendung geschaffen. Andere, schwächere Naturen, verfielen einem regellosen, zerfahrenen Wesen, verachteten

bei ihrem poetischen Schaffen festes Gesetz und ernste Arbeit, ja manche von ihnen haben in der leidenschaftlichen Gärung ihren Halt und Gehalt völlig verloren und sind sittlich zu Grund gegangen.

Als Repräsentanten dieser Zeit nennen wir M. Klinger, J. Lenz, Fr. Müller und Chr. Schubart; auch J. G. Hamann wollen wir in diesem Zusammenhange aufführen.

Maximilian Klinger, geb. 1752 zu Frankfurt a. M., wuchs unter ärmlichen Verhältnissen auf, wurde Theaterdichter, hernach russischer Offizier und endlich sogar Generallieutenant († 1831). Er schrieb viele Dramen und Romane, alle „Explosionen des jugendlichen Geistes und Unmutes“, erfüllt von Rousseau'schem Haß gegen alles Beengende in der menschlichen Gesellschaft. Eines seiner Schauspiele heißt „Sturm und Drang“ (1776); es spielt in Amerika, beschreibt das Verhältnis zweier Familien und führt meist Personen voll roher, ungebändigter Leidenschaft vor.

Jakob Lenz, ein Livländer, zu Straßburg mit Goethe befreundet, hielt sich für ein großes poetisches Genie, schrieb Stücke, die aller Kunst und aller Sitte Hohn sprechen, führte ein unstetes, ungeordnetes Leben, fiel in Wahnsinn und starb äußerlich und innerlich verkommen zu Moskau (1792).

Friedrich Müller, aus Kreuznach gebürtig, Maler in Rom, † 1825, verfaßte Idyllen und Dramen, worin er sich als einen derben, ungestümen Dichter kund gibt. Von ihm ist das bekannte Soldatenabschiedslied: „Heute scheid' ich, heute wandr' ich“.

Christian Fr. Daniel Schubart wurde 1739 zu Obersontheim (bei Schwäb. Hall) geboren. In Erlangen studierte er Theologie; „von Leidenschaften gepeitscht“ führte der begabte Jüngling ein höchst leichtsinniges Leben. Nachdem er in Geißlingen ein paar Jahre Präceptor gewesen war, wurde er Musikdirektor und Organist zu Ludwigsburg; da fiel er von einer Sünde und Schande in die andere, so daß er bald von der kirchlichen Behörde exkommuniciert und aus der Stadt verwiesen wurde. Darnach führte er ein abenteuerliches Vagabundenleben, durch sein ungebundenes Wesen überall Anstoß erregend. Wegen Beleidigung des Herzogs Karl wurde er auf Hohenasperg gefangen gesetzt. Zehn Jahre schmachtete er in

der Festungshaft (1777—1787). Durch sein herbes Los mürbe geworden gelangte er wie der verlorene Sohn zur Erkenntnis seiner Sünde und wollte nunmehr in einem neuen Leben wandeln. Als er aus der Haft entlassen worden war, wurde er zu Stuttgart als Theaterdichter angestellt; der entnervte Mann war aber fortan nicht mehr im Stande, von seinem alten Wesen gänzlich loszukommen. Er beschloß sein verfehltes und verschleudertes Leben 1791. Seine Gedichte verraten einen glühenden Geist, sind reich an genialen Gedankenblitzen und streifen oft an den echten Volkston an, aber ihr Wert wird häufig beeinträchtigt durch die Unruhe und Formlosigkeit der Darstellung. Von ihm ist z. B. Die Fürstengruft (Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer) — Der ewige Jude (Aus einem finstern Geklüft Karmels kroch Ahasver) — Hymnus auf Friedrich d. Gr. (Als ich noch ein Knabe war) — Das Kapland (Auf, auf, ihr Brüder nnd seid stark; Abschiedsgesang der von Herzog Karl an die Holländer verkauften und nach Afrika gesendeten Soldaten). — Schubart dichtete auch Kirchenlieder (s. §. 68).

In geistigem Zusammenhang mit der Sturm- und Drangperiode steht auch **Joh. Georg Hamann**, sofern namentlich er immer und immer wieder gemahnt hat, von der gemachten, gekünstelten Poesie der Zeit zurückzukehren zu der Natürlichkeit und Einfachheit der ältesten Dichtung, an der frischquellenden Jugendpoesie der Völker wieder das Dichten zu lernen und zu erkennen, daß große Dichtungen nicht von Verstand und Gelehrsamkeit geschaffen, sondern aus den ungeteilt zusammenwirkenden Geistes- und Gemütskräften des ganzen Menschen geboren werden. Seine Ideen hat Herder mit voller Kraft der Überzeugung aufgenommen und als zündende Funken in weite Kreise hinausgeworfen, eben damit ist er aber ein namhafter Faktor in der Sturm- und Drangperiode geworden. — J. G. Hamann, „der Magus des Nordens", wurde 1730 zu Königsberg geboren. Er studierte zwar Theologie und Jurisprudenz, befaßte sich aber mehr mit Litteratur. Sein Leben war voll unruhigen Wechsels; bald hatte er ein Amt, bald keines; bald war er daheim, bald auf Reisen; bald treffen wir ihn in Riga, bald in Königsberg, bald wieder wo anders; zuletzt war er in seiner Vaterstadt Schreiber und Packhofverwalter. Er starb 1788. — Hamann steht wie ein

Patriarch an der Schwelle der neuklassischen Litteratur. Er hat zwar keine klassischen Werke im gewöhnlichen Sinn hinterlassen, hat seinen Ideen keine schriftlich vollendete Ausgestaltung gegeben, und was er geschrieben hat, das war und blieb nur für wenige verständlich. Seine Schriften sind vielfach dunkel; der Stil wildnaturwüchsig, so daß er ihn selbst als „Wurst- und Heuschreckenstil" bezeichnete. Jean Paul sagte: „Hamanns Kommata sind Planetensysteme und seine Perioden Sonnensysteme". Er gehört zu den Männern, die nicht völlig erkannt und darum verkannt sind. Der seichten Aufklärung seiner Zeit stand er als entschiedener Apologet des Offenbarungsglaubens gegenüber; er war ein guter Lutheraner, beschloß aber doch sein Leben im Kreise der Familie der katholischen Fürstin Galitzin zu Münster.

§. 65.

Johann Wolfgang Goethe.

a. Sein Lebensgang. — J. W. Goethe wurde den 28. August 1749 zu Frankfurt a. M. geboren. Sein Vater lebte dort als Privatmann mit dem Titel „kaiserlicher Rat". Unter sorgfältiger Pflege der Eltern und unter günstigen äußeren Verhältnissen wuchs der Knabe auf. In seiner Vaterstadt fand er vielseitige Anregung für seinen lebhaften und reichen Geist; 1764 sah er die von ihm hernach beschriebene Krönung Kaiser Josephs II. mit an. Schon frühe übte sich Goethe in schriftlichen Darstellungen, beschäftigte sich mit verschiedenen Sprachen, auch mit dem Hebräischen und dadurch auch mit der Bibel. Mächtig ergriffen von Klopstock und dessen „Messias" schrieb er geistliche Oden und biblische Gedichte, auch ein prosaisches Epos. In Leipzig, wohin er sich 1765 begab, um die Rechte zu studieren, und wo er auch Gellert hörte, machte er seine ersten dramatischen Versuche („Die Laune des Verliebten". „Die Mitschuldigen", beide Stücke noch nach französischem Geschmack). Angezogen von Winkelmanns Schriften und Lessings Laokoon wandte er sich mit Vorliebe und Eifer dem Studium der Kunst zu. Nachdem er sich von 1769—70 zu seiner Erholung in Frankfurt aufgehalten hatte, und während dieser Zeit auch mit Kabbalistik und Alchemie bekannt geworden war, begab er

sich zur Vollendung seiner Studien nach Straßburg. Er befaßte sich aber nicht blos mit Jurisprudenz, sondern hörte auch medicinische und naturwissenschaftliche Vorlesungen. Unter den Freunden, mit denen er in Straßburg viel verkehrte, sind zu nennen Jakob Lenz (s. oben bei der Sturm- und Drangperiode), besonders aber Herder und Jung-Stilling. Durch Herder wurde er auf die Volksdichtung, auf Homer und Ossian, auf Shakespeare und auf Goldsmiths Vicar of Wakefield hingewiesen, und durch Stillings Beispiel, dessen kindlichen Glauben er bewunderte, lernte er auch das Christentum hochschätzen. Daß der kunstverständige Goethe vom Straßburger Münster, diesem herrlichen Gedicht in Steinen, ganz hingenommen war und dadurch erst für die Gotik begeistert wurde, beweist sein Aufsatz: „Von deutscher Baukunst" und seine klassische Beschreibung von der schönen Rosette des Münsters. Mit der Erwerbung des juristischen Doktorgrades schloß er seine Studien in Straßburg ab. Nach einem kürzeren Aufenthalt in Frankfurt und Darmstadt war er ein halbes Jahr lang beim Reichskammergericht in Wetzlar thätig (1772) und kehrte sodann wieder in seine Vaterstadt zurück. Von da an datirt sich sein bedeutenderes dichterisches Schaffen.

Es war eben die Zeit der „Sturm- und Drangperiode". Der gewaltig gährende Geist hat auch den jungen Goethe ergriffen. Zwei Werke beweisen das. 1773 erschien „Götz von Berlichingen" und 1774 „Die Leiden des jungen Werther". Durch diese und andere Schriften (z. B. die Trauerspiele „Clavigo" und „Stella", die Humoreske „Götter, Helden und Wieland", die Satire auf den Aufklärungstheologen K. Fr. Bahrdt) erwarb sich Goethe rasch ein großes Ansehen und bedeutende Männer kamen nach Frankfurt, um ihn kennen zu lernen, so Klopstock, Lavater, Basedow, die beiden Grafen Stolberg und der Erbprinz Karl August von Weimar. Letzterer berief ihn, sobald er zur Regierung gelangt war, als Legationsrat zu sich. Im November 1775 traf er in Weimar ein (Wieland war schon dort seit 1772, als der dritte kam Herder 1776 und als der vierte Schiller 1799). Goethe wurde des Fürsten intimster Freund; bald erhob er ihn zum Geheimerat und hernach zum Kammerpräsidenten.

Die neue Amtsthätigkeit und das zerstreuende Hofleben ließ

im Anfang dem Dichter nicht viel Zeit zu poetischem Schaffen. Doch schuf er in der Zeit von 1775—86 eine Anzahl seiner schönsten Balladen; andere, größere Stücke wurden vorbereitet und teilweise vollendet. Innerlich unbefriedigt von seiner äußerlich glücklichen Stellung faßte Goethe den Entschluß zu einer größeren Reise und diese wurde für sein Dichterleben von entscheidender Bedeutung. Er reiste 1786 nach Italien, dem Ziele lang gehegter Sehnsucht, hielt sich längere Zeit in Rom auf, besuchte auch Neapel und Sicilien und kehrte 1788 wieder zurück. Von den namhaften Erwerben auf dem fremden Boden redet er selbst mit großer Befriedigung in seiner „italienischen Reise.“ Nun warf er alles hinter sich, was an die formlose Genialität der Sturm- und Drangperiode erinnerte, nun war ihm auch nicht blos die „Nachahmung der Natur“ das höchste Princip der Dichtkunst, sondern jetzt war ihm die klassische Kunst in ihrer einzigartigen Schönheit aufgegangen, die Kunst, welche einen edlen Inhalt auch in edler Form, in „klassischem Maß“ darbietet, und von nun an nahm er eben diese Kunst zum Muster seiner Schöpfungen. Das gab sich sofort zu erkennen an den Tragödien „Iphigenie“ und „Egmont“ (1787) und an dem Schauspiel „Torquato Tasso“ (1789). Diese drei Stücke waren schon vor der italienischen Reise entworfen und teilweise in Prosa vollendet; jetzt wurden sie umgearbeitet und, nur „Egmont“ nicht, in fünffüßige Jamben gesetzt. Zur Zeit der französischen Revolution, welche das Gemüt des Dichters nicht unbedeutend erfaßte, entstanden die drei Lustspiele: „Der Großkophta“, „der Bürgergeneral“ und „die Aufgeregten“; alle drei beziehen sich auf die verderbten Zustände des französischen Volks. Auch die Bearbeitung des „Reinecke Fuchs“, von Goethe „unheilige Weltbibel“ genannt, sowie die Abfassung der „venetianischen Epigramme“ (auf einer Reise nach Venedig 1790) fällt in jene Periode. Da Goethe nie für Politik sich begeistern konnte, so wandte er seinen Blick von den großen Zeitereignissen mehr und mehr ab und gab sich naturwissenschaftlichen Studien hin. Die Kriegszeit führte ihn mit dem Herzog nach Schlesien; 1792 machte er den Feldzug des preußischen Heeres gegen Frankreich mit (daher seine Schrift „Campagne in Frankreich“) und im folgenden Jahr war er Augenzeuge der Belagerung von Mainz.

Seit 1794 trat Goethe in nähere Beziehung zu Schiller. Schon früher hatte er denselben getroffen, ohne ihm jedoch eine freundschaftliche Zuneigung kund gegeben zu haben. Jetzt pflegten die zwei Dichter einen fleißigen Gedankenaustausch, besprachen mit einander ihre Arbeiten und standen, da Schiller 1799 nach Weimar übersiedelte, von da an in fast täglichem persönlichem Verkehr. Verschieden nach Geistesart und Lebensgang ergänzten sich beide in schönster Weise. Ihr in der Litteraturgeschichte einzig dastehendes harmonisches Zusammenwirken bezeichnet den Glanzpunkt der deutschen Poesie (vgl. ihr Doppelstandbild zu Weimar). Die von Schiller begonnene Zeitschrift „Horen" (1794—97) gab Goethe mit heraus; an dieselben schloß sich als gemeinsame Arbeit der „Musenalmanach" und die „Xenien" an, in welch letzteren eine strenge Kritik über das damalige litterarische Treiben geübt wurde, besonders über die „allgemeine deutsche Bibliothek" Friedr. Nikolais, des Hauptaufklärungspropheten. Der Musenalmanach brachte von beiden Dichtern eine Reihe der schönsten Romanzen und Balladen. Goethes größere Produktionen waren damals vorherrschend epischer Art, während Schiller dem Drama sich zuwandte. Es erschienen 1796 „Wilhelm Meisters Lehrjahre und 1797 das idyllische Epos „Hermann und Dorothea". Durch den Tod Schillers, den 9. Mai 1805, wurde Goethe tief erschüttert. Im „Epilog zur Glocke" setzte er dem Hingeschiedenen ein schönes Denkmal.

Goethe seines Teils war bis in sein hohes Alter unausgesetzt thätig. Er befaßte sich vornehmlich mit Naturwissenschaft (Optik, Farbenlehre, Geologie, Osteologie, Metamorphose der Pflanzen, Meteorologie). Die erste größere Dichtung, welche er in der Zeit des nun beginnenden Alters schuf, war der Roman: „Die Wahlverwandtschaften" (1809). Darnach beschrieb er sein eigenes reiches Leben in dem Werk „Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung" (1811). In die große Bewegung zur Zeit der deutschen Freiheitskriege hat der Dichterfürst Goethe nicht eingegriffen; andere Dichter haben damals in flammender Begeisterung patriotische Lieder gesungen, Goethe wandte sich von den Kämpfen des Vaterlandes ab und versetzte sich mit neuen Sprachstudien und seinen dichterischen Arbeiten in den Orient. So entstand der „westöstliche

Divan" (1819), eine Sammlung von Bearbeitungen persischer und arabischer Poesien und von eigenen Dichtungen nach diesen Mustern. — Endlich hat der greise Dichter noch zwei Werke fortgeführt und vollendet, an denen er schon lange gearbeitet hatte „Wilhelm Meisters Wanderjahre" erschienen 1821 und zehn Jahre darnach, 1831, wurde auch der „Faust", das größte, bedeutendste Werk des Dichters, das durch sein ganzes Leben sich hindurchgezogen hatte, mit einem zweiten Teil zum Abschluß gebracht. Hiemit glaubte er selbst seine Aufgabe als Dichter gelöst zu haben. Weitere Lebenszeit sah er als „reines Geschenk" an. Nach kurzer Krankheit starb er den 22. März 1832 im 83. Lebensjahre. Sein letztes Wort war: „Mehr Licht!" Ihm hat das irdische Glück in seltener Weise gelächelt und doch hat er bekannt: „Ich habe in meinem Leben keine vier Wochen lang eigentliches Behagen gehabt" und in einem Liede hat er gesungen: „Ach ich bin des Treibens müde, süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!" In der Fürstengruft zu Weimar wurde er beigesetzt.

b. Goethes Werke. Dieselben lassen eine dreifache Entwicklungsstufe erkennen: die sentimentale — die ideale — und die elegante Periode.

1. Die sentimentale Periode (die Zeit der Vorbereitung zu Höherem), 1773—1786. Ihr gehört an: **Götz v. Berlichingen**, ein Ritterschauspiel, 1773. In diesem Ritter mit der eisernen Hand, der als ein unruhiger Geist bei verschiedenen Herren, auch bei Ulrich v. Württemberg, im Dienste war und als Anführer im Bauernkrieg sein klägliches Geschick selbst herbeiführte, ist der Konflikt der alten Reichsritterschaft mit der neuen Ordnung der Dinge, des scheidenden Mittelalters mit der umgestaltenden Kultur der Reformationszeit dargestellt. Den Stoff hat der Dichter im Wesentlichen der Selbstbiographie des Ritters (er starb 1562 auf der Burg Hornberg) entnommen. — **Werthers Leiden**, auch ein Produkt der Sturm- und Drangperiode, 1775. Goethe beschreibt in diesem Roman ein in krankhafter und träumerischer Sentimentalität verlaufendes und mit Selbstmord endigendes Leben. Die Schrift entschuldigt eigentlich den Selbstmord. Veranlassung zu ihr gab die traurige Geschichte eines Gesandtschaftssekretärs, Jerusalem, den eine

sündige Liebe zum Selbstmörder gemacht hat. Goethe gibt in diesem Roman zugleich seine „Generalbeichte", er schuf seinen krankhaften Ideen einen dichterischen Ausdruck und „erlösete" sich auf diese Weise davon. Das Buch hat auf die empfindsam gestimmten Zeitgenossen eine mächtige Wirkung ausgeübt, doch fehlte es auch nicht an Widerspruch und Spott. J. H. Kampe hatte bei der Herausgabe seines Robinson (1779) unter anderm auch den Zweck, dem „Empfindsamkeitsfieber", das die Jugend an Leib und Seele verderbe, entgegen zu arbeiten (s. S. 153).

2. Die ideale Periode (die Zeit der klassischen Kunstpoesie), 1786—1805. Dahin ist zu rechnen: **Iphigenie**, 1787, ein Schauspiel, bearbeitet nach der Schrift des Euripides „Iphigenie auf Tauris" (Iphigenie, Tochter von Agamemnon und Klytemnestra, ist Priesterin der Diana auf der scythischen Halbinsel Tauris und wird von ihrem Bruder Orestes wieder in die Heimat zurückgeführt). Wie sehr der Dichter von christlichen Anschauungen, wenn auch vielfach unbewußt durchdrungen war, beweist Iphigenie dadurch, daß ihr Charakter mehr christliche und deutsche, denn griechische Art zeigt. Das Stück ist klassisch schön und rein, gehört zum Lesenswertesten von Goethe, ist jedoch nicht populär geworden. Es darf als vorzüglich gelungenes Muster gelten in dramatischer Anlage des Stoffs, in Schürzung und Lösung des Knotens, sowie in der Durchführung von Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung. — **Egmont**, auch von 1787, eine Tragödie. Ihr Gegenstand ist der ritterliche, gegen Spanien kämpfende, niederländische, 1568 durch Herzog Alba zu Brüssel hingerichtete Held. Die Auffassung des Dichters ist nicht streng historisch. Schiller tadelte an dem Buch, daß Egmont kein Held zum Bewundern, sondern mehr zum Bemitleiden sei. Goethe selbst erklärte: „wenn ich es noch zu schreiben hätte, schriebe ich es anders oder vielleicht gar nicht". — **Torquato Tasso**, 1789, ein Schauspiel, worin mit feiner Charakterzeichnung und psychologischer Schärfe ein italienischer Dichter geschildert ist (Torquato Tasso, der Dichter des „befreiten Jerusalem", lebte am Hofe zu Ferrara, † 1592). — **Reinecke Fuchs**, 1794, eine in Hexametern ausgeführte Bearbeitung des alten, jetzt erst wieder mit bestem Erfolg hervorgezogenen Tier-Epos (s. S. 88); materiell weicht

die Schrift wenig von dem niederländischen Original ab. — **Wilhelm Meisters Lehrjahre**, 1796, ein Roman, an dem Goethe eine lange Reihe von Jahren hindurch gearbeitet hatte; er schildert darin das sittliche Leben, die künstlerischen, religiösen und pädagogischen Bestrebungen, welche dem Schluß des vorigen Jahrhunderts eigen waren und gibt so ein lehrreiches Zeitbild. — **Hermann und Dorothea**, 1797, ein idyllisches Epos, ausgezeichnet durch edlen deutschen Gehalt in echt klassischer Form, objektiver Darstellung und meisterhaft plastischer Charakterzeichnung. Das Gedicht hat 9 Gesänge, nach den neun Musen benannt. Den geschichtlichen Grund bildet die Vertreibung der Salzburger (durch den Erzbischof Firmian, 1731). Goethe versetzt aber das Vergangene in die Gegenwart und läßt nicht Salzburger Emigranten, sondern Flüchtlinge aus den französischen Grenzlanden auftreten. Ein Mangel an dieser schönen Dichtung ist, daß, was ja hier historisch gegeben war, das religiöse Element in seinem Verwachsensein mit den Ereignissen des Familien- und öffentlichen Lebens nicht genug hervorgehoben ist.

3. Die elegante Periode (Zeit des Alters), 1805—1832. Da schuf Goethe noch Folgendes. **Die Wahlverwandtschaften**, 1809. Dieser Roman zeigt, wie Ehe und Lebensglück zerstört wird, wo die Herzen, ihrem natürlichen Zuge folgend, die heiligsten Pflichten verletzen. Wenn der Ehebruch in dieser Schrift auch als traurig in seinen Folgen dargestellt wird, so wird er doch in gewissem Sinne nicht nur als etwas Begreifliches sondern als etwas Entschuldbares angesehen. Wo man eine lockere Anschauung von der Ehe hat, namentlich in den Kreisen der vornehmen Welt, da hat man sich immer gern auf „Die Wahlverwandschaften“ berufen (der Ausdruck ist vom physikalischen Gebiet auf das sittliche übertragen). — **Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung**, 1811, eine bis zum 26. Jahr des Dichters gehende Selbstbiographie, der Roman seines eigenen Lebens (vier Teile). Die Form ist klassisch und der Einblick in des Dichters äußeren Lebensgang und inneres Werden höchst interessant; allein was ist dabei Wahrheit und was Dichtung? — **Der westöstliche Divan**, 1819 (s. S. 212). — **Wilhelm Meisters Wanderjahre**, 1821, eine Reihe von kleineren Erzählungen, worin der Dichter, ohne bestimmten Zusammenhang, seine Anschau-

ungen über Familien-Erziehung sowie über geselliges und staatliches Leben ausspricht. — Endlich folgt als letztes, aber bedeutendstes Werk Goethes die Tragödie **Faust.** An diesem großartigen, durch tiefe psychologische Auffassung und meisterhafte Schilderung ausgezeichneten Werke hat der Dichter seit seinen Jugendjahren gearbeitet und die einzelnen Teile nach größeren oder kleineren Zwischenräumen zum Abschluß gebracht. Er hat damit der Entwicklung seines eigenen Dichterlebens ein lehrreiches Denkmal gesetzt. Der erste Teil erschien vollständig 1808 und der zweite 1831. In jenem ist Faust auf Grund der alten Sage (s. S. 130) dargestellt als ein Mensch, dem die für das kreatürliche Erkennen, Thun und Genießen gezogenen Schranken zu eng sind, der aber keine Befriedigung fand für seinen brennenden Durst, auch nachdem er alle Gebiete des Wissens durchstudiert und mit Hilfe des Mephistopheles alle Genüsse gekostet hatte; in Verzweiflung verfällt er zuletzt dem höllischen Bösewicht. Im zweiten Teil des Faust wollte der Dichter die zuvor beschriebenen Kämpfe und Gegensätze lösen und für das rastlose Streben ein praktisches, durch Thätigkeit in verschiedenen Lebensgebieten erreichbares und erreichtes Ziel aufweisen; in ruhigem, durch rege Bethätigung seiner Kraft zu der gesuchten Befriedigung gelangtem Alter stirbt Faust und wird durch himmlische Heerscharen dem Teufel und seinen höllischen Geistern entrissen. Der zweite, viel allegorisierende Teil steht dem durch frische und klare Darstellung hervorragenden ersten weit nach (vgl. mit dem Faust den Parcival Wolframs v. Eschenbach, auch Dantes göttliche Kommedia).

c. Charakteristik von Goethe. Er war ein von Natur hoch und reich begabter Geist, dazu ausgestattet mit einer bedeutenden Gelehrsamkeit und feinen Bildung. Auch seine äußere Erscheinung war imponirend. Der Arzt Hufeland sagte, daß er nie eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne erblickt habe als in Goethe. Daraus erklärt es sich auch, daß er zu andern bald auffallend kalt und abstoßend sich verhielt, bald sie wie mit einem geheimen Zauber an sich zog. Auf verschiedenen poetischen Gebieten hat er eine reiche Produktivität entfaltet und eine ganze Reihe von Werken in solch künstlerischer Vollendung geschaffen, wie sie zuvor nirgends zu finden

war. Seine Sprache ist edel, einfach, lebendig und in all ihrer Mannigfaltigkeit doch maßvoll; der Dichter ist ein Meister in Scherz und Ernst, im lieblichen und heiteren, wie im düsteren und furchtbaren Ton, redet nach Erfordernis kindlich naiv, aber auch großartig prächtig. So hat namentlich auch er in seinem Teile mitgeholfen, die deutsche Sprache zu höchster Vollendung zu führen und ihr ebensowohl freie Bewegung wie festes Gesetz zu verschaffen. Er handhabt Prosa und Poesie in gleicher Meisterschaft. Reiche Schätze verdankt ihm die Litteratur im Drama, in Idyllen, Epigrammen, Romanzen und Balladen; im Epos und in der Lyrik ist er unstreitig unser größter Dichter. Seine Poesie zeichnet sich aus durch ihren objektiven Charakter und durch ihre Naturwahrheit. Großartige, der realen Welt entnommene Stoffe hat er zu wirklichen Kunstgebilden gestaltet und so ist er klassisch nach Inhalt und Form seiner Schöpfungen. — Wie stellte sich Goethe zum Christentum? Für und wider dasselbe ist er ein Zeuge geworden und wird heute noch gerne als solcher citiert. Zunächst ist zu sagen, daß er das Christentum kannte, mit seiner Geschichte und Lehre, mit einzelnen christlichen Richtungen und Persönlichkeiten vertrauter war als Schiller; doch kam ihm das Christentum zu seiner Zeit wie ein „Leichnam“ vor. Er schätzte und studierte schon von seinen jungen Jahren her die Bibel, lernte Hebräisch und erfreute sich nicht minder als Herder an der biblischen Poesie (vom Büchlein „Ruth“ urteilte er z. B.: „Es ist das Lieblichste, was uns episch und idyllisch überliefert ist“). Er nannte die Bibel „das Bildungsbuch der Völker“ und war sich auch ihrer sittlichen Wirkung auf den Menschen bewußt; aus eigener Erfahrung bezeugte er: „Ich für meine Person hatte die Bibel lieb und wert, denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig“; und daß er von der sogenannten Perfektibilität des Christentums nichts wissen wollte, das hat er in seinem Alter mit den Worten kund gegeben: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen“. Übrigens hat Goethe das

Christentum mehr mit seiner Erkenntnis als mit seinem Willen erfaßt, mehr in Gefühl und Phantasie als in Herz und Gewissen aufgenommen. Daher kommt es auch, daß sein Charakter nicht immer sittlich edel ist und manches in seinen Schriften stark gegen die christliche Moral verstößt. Das Einzigartige der Person Christi und des Christentums hat er nicht klar genug erkannt und anerkannt; der Ernst des Christentums mit seiner unabweislichen Forderung von Buße und Glauben war ihm als einem feinen Epikuräer zuwider; die Selbsterkenntnis, die doch ein Sokrates für die höchste Weisheit erklärt hatte, fürchtete er und meinte davor warnen zu müssen. Wurde er auch in innere Kämpfe hineingeführt, so suchte er sich davon zu „erlösen" durch dichterische Produktionen, durch ein leichtes Abschütteln des „alten Wustes". Er selbst gesteht durch das zum Dichten getrieben worden zu sein, „was ihm zu schaffen machte und auf den Nägeln brannte". Die Aufklärung der damaligen Zeit war ihm, wie einem Lessing, zu seicht und geistlos, als daß er Geschmack daran gefunden hätte; hochmütige, windige, verkommene Aufklärungsapostel wie Fr. Nikolai, B. Basedow und K. Fr. Bahrdt hat er mit scharfen Waffen angegriffen und für einen Lavater und Stilling ist er in die Schranken getreten, allerdings nicht weil er ihre christliche Überzeugung teilte, sondern weil er überhaupt ihren Geist und Charakter hochschätzte. Obwohl es ihm aber klar geworden war, daß „das Problem der ganzen Weltgeschichte der Konflikt des Glaubens und Unglaubens" sei, so gab er, „das Weltkind", sein Glaubensbekenntnis doch dahin ab: „Ich bin ein decidirter (entschiedener) Nichtchrist". Ein andermal erklärte er: „Ich hielt mir die Religion und die Politik immer mo möglich vom Leibe". Seinem Freunde, Fr. H. Jakobi, schrieb er, daß sie beide sich unterscheiden wie Christ und Heide. Wollen wir Goethes religiösen Standpunkt mit einem Wort nennen, so war es der des Pantheismus. Auch in seinen naturwissenschaftlichen Schriften ist diese Anschauung der Hintergrund.

§. 66.

Johann Christoph Friedrich Schiller.

a. Sein Lebensgang. Am 10. November 1759 wurde er,

zehn Jahre jünger als Goethe, zu Marbach am Neckar geboren. Sein Vater war dort Wundarzt, später jedoch, als er zur Zeit des siebenjährigen Kriegs ins Militär eingetreten war, Lieutenant, hernach Hauptmann und dann Gartenaufseher auf dem herzoglichen Lustschloß Solitüde. Die Mutter war durch ihr frommes und sinniges Wesen von bedeutendem Einfluß auf das Gemüt des Knaben. Derselbe wurde zu Lorch und Ludwigsburg geschult und zeigte frühe eine Neigung zum geistlichen Beruf; Bibel und Kirchenlieder bildeten seine Lieblingslektüre. Auf ausdrücklichen Wunsch des Herzogs Karl Eugen wurde er in seinem 14. Jahre (1773) in die militärische Bildungsanstalt Solitüde (seit 1775 in Stuttgart) aufgenommen. Zunächst studierte er die Rechte und bald darauf in dem zur Akademie („Hohe Karlsschule") erweiterten Institut Medicin. Die Zucht war dort militärisch streng; deutsche Lektüre war verboten. Doch wurde Schiller mit Rousseau und Shakespeare, Goethes Götz und Werther u. a. bekannt; Klopstocks Messias begeisterte ihn so, daß er in ähnlicher Weise Moses als alttestamentlichen Erlöser verherrlichen wollte. Sein Genius führte ihn auf das Drama hin. Im Geheimen dichtete er sein erstes großes Werk, Die Räuber; als er aus der Karlsschule ausgetreten und Regimentschirurg geworden war, ließ er dasselbe erscheinen (1781). Auf der Nationalbühne zu Mannheim wurden „Die Räuber" 1782 zum erstenmal aufgeführt; unter dem Publikum entstand ein solch ungeheurer Beifallssturm, daß „das Theater einem Irrenhause glich". Unzufrieden mit seiner beruflichen Stellung und aus Furcht vor den Maßregeln des Herzogs, der seinen poetischen Beschäftigungen aufs strengste entgegen zu treten gesonnen war, entfloh Schiller mit seinem Freunde, dem Musikus Streicher, von Stuttgart nach Mannheim (September 1782), wo er durch den Theaterintendanten Freiherrn v. Dalberg eine Verwendung zu finden hoffte. Da sein Vertrauen getäuscht wurde, so begab er sich in das benachbarte Oggersheim und bald darauf, um gesicherter zu sein, nach Bauerbach bei Meiningen, wo er sich in dem Hause der Frau v. Wolzogen als Dr. Ritter ein halbes Jahr lang in aller Verborgenheit aufhielt. In jener Zeit vollendete er sein zweites Drama, Die Verschwörung des Fiesko (1783), sodann Kabale und Liebe (1784). Die Frucht dieser

Werke war, daß er nun doch als Theaterdichter zu Mannheim angestellt wurde. Da gründete er die Zeitschrift Rheinische Thalia und arbeitete fleißig an einem neuen Drama, dem Don Karlos.

Der Aufenthalt in Mannheim gestaltete sich aber für den Dichter nicht nach Wunsch. Gerne folgte er daher der Einladung, die von Leipzig aus durch Körner (den Vater Theodors v. Körner) an ihn ergangen war. Im Frühjahr 1785 siedelte er nach Leipzig über und ließ sich kurz darauf in dem benachbarten Dorfe Gohlis nieder. Im Sommer darauf zog er mit seinem Freunde nach Dresden und dort (in dem Körner'schen Gartenhause zu Loschwitz) vollendete er den Don Karlos (1787). In eben diesem Jahr nahm er seinen Aufenthalt in Weimar, wo er von Herder und Wieland freundlich aufgenommen wurde; den Sommer und Herbst 1788 brachte er in Volkstädt bei Rudolstadt zu und lernte da seine nachherige Gattin, Charlotte v. Lengefeld, kennen. In jener Zeit (1788) traf er erstmals mit Goethe zusammen. Letzterer ist aber dem jüngeren Dichter nicht näher getreten; doch vermittelte er dessen Anstellung als Professor der Geschichte an der Universität Jena. Schiller hatte nämlich kurz zuvor als Frucht seiner historischen Studien Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande erscheinen lassen. In seiner akademischen Antrittsrede behandelte er die Frage: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" Berufsmäßig befaßte er sich nun mit geschichtlichen Arbeiten, kleineren und größeren; er schrieb Aufsätze über „Die Völkerwanderung", „Die Kreuzzüge", „Das Mittelalter" u. a.; verfaßte Die Geschichte des 30jährigen Kriegs; wandte sich dem Studium der Kant'schen Philosophie und der Ästhetik zu und das gab ihm Veranlassung zu den Aufsätzen „über das Erhabene", „über Anmut und Würde", „über die tragische Kunst", „über naive und sentimentale Dichtkunst" (er meint antike und moderne Dichtung), sodann zu den Briefen „über ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts". Nach einer länger dauernden Erholungsreise in die schwäbische Heimat (1793—94) kam Schiller in nähere Verbindung mit Goethe und besorgte in Gemeinschaft mit ihm die Herausgabe der Horen (1794—97; eine Zeitschrift mit prosaischem und poetischem Inhalt). Gleichzeitig redigierte er den poetischen Musenalmanach. In

jener Zeit brachte Schiller die schönsten seiner lyrischen Gedichte hervor und seit 1797, wetteifernd mit Goethe, seine ersten Balladen. Diese wurden für ihn wieder die Brücke zum Drama, dem liebsten und bedeutendsten Gebiet seines dichterischen Schaffens. 1799 wurde der gründlich vorbereitete Wallenstein vollendet.

In demselben Jahre siedelte Schiller, um seinem Freunde und Mitarbeiter Goethe auch räumlich nahe zu sein, nach Weimar über und entwickelte dort, im Kreise seiner Familie und im Umgange mit Freunden schöne Tage verlebend, eine ungemein reiche dramatische Thätigkeit. Es folgten nacheinander, fast jedes Jahr ein großes Werk, zuerst Maria Stuart (1800), dann Die Jungfrau von Orleans (1801), Die Braut von Messina (1803; im gleichen Jahr auch die Ballade Der Graf von Habsburg), endlich Wilhelm Tell, der krönende Abschluß seiner dramatischen Thätigkeit. Große Entwürfe beschäftigten noch des Dichters Seele, als er Anfangs Mai 1805 erkrankte und kurz darauf, den 9. Mai, sein Leben beschloß. Überall erregte sein frühes Hinscheiden die größte Trauer. 1827 wurden seine irdischen Überreste auch in der Fürstengruft zu Weimar beigesetzt.

b. Die Werke Schillers. Sie gehören, ähnlich wie bei Goethe, drei deutlich unterschiedenen Perioden an, nämlich der Sturm- und Drangperiode — der Periode der Klärung — und der Periode der reifen Kunstpoesie.

1. Die Sturm- und Drangperiode (1781—87). In diese Zeit fallen: **Die Räuber**, ein Schauspiel, das Schiller als 18jähriger Jüngling gedichtet und 1781 auf eigene Kosten veröffentlicht hatte. Es ist das „revolutionärste Drama aller Zeiten". Die Idee ist: Freiheit von den unerträglichen gesellschaftlichen Zuständen. So viel Beifall das Stück auch gefunden hat, so leidet es doch an bedeutenden Mängeln. Die Personen sind nicht real; es sind meist Ungeheuer. Der Dichter gestand selbst: „Unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war. Ich maßte mir an, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete". Dazu haben die Handlungen keine Wahrheit und der

Ausführung fehlt es an künstlerischer Vollendung. — **Die Verschwörung des Fiesko**, ein republikanisches Trauerspiel (1783). Der Graf Fiesko war ein Verschwörer gegen die Dorias in Genua; er wollte die bestehende republikanische Verfassung umstürzen und sich die Herzogswürde verschaffen, fiel dann aber als Opfer seines Ehrgeizes (1547). Idee des Stückes: politische Freiheit. — **Kabale und Liebe**, ein bürgerliches Trauerspiel (1784), wie der Fiesko zu Bauerbach bei Meiningen vollendet. Inhalt: die edlere Sitte (Liebe) des Bürgerstandes gegenüber von der Verdorbenheit (Kabale) der höheren Stände. — **Don Karlos**, zu Loschwitz bei Dresden vollendet (1787), ein Familiengemälde aus dem zerrütteten Haus des spanischen Königs Philipp II. Das Stück ist im Unterschied von den bisherigen mehr positiv als polemisch und bezeichnet für den Dichter den Abschluß der Sturm- und Drangperiode. Gegenüber von den starren Formen des öffentlichen Lebens spricht sich hier ein kosmopolitischer Idealismus aus. Idee des Werkes: religiöse und politische Freiheit.

2. Die Periode der Klärung (1787—97). Da entstand: **Die Geschichte des Abfalls der Niederlande** (1788), ein Fragment, das bis zum Auftreten Herzog Albas in den Niederlanden geht; in zwei Anhängen ist die Hinrichtung von Egmont und Horn, sowie die Belagerung von Antwerpen beschrieben. Hauptinhalt: Kampf um bürgerliche Freiheit. — **Die Geschichte des 30jährigen Kriegs** (1790); in ihr wird das Ringen um religiöse Freiheit geschildert. — Schiller wollte in seinen historischen Werken nicht Resultate von gelehrten Quellenstudien liefern (er wollte kein Geschichtsforscher sein), sondern seine Absicht war, die Geschichte, ohne Roman und Philosophie daraus zu machen, in anziehender Form und mit Hervorhebung der bewegenden Ideen historisch treu zu erzählen. — **Philosophisch-ästhetische Aufsätze** s. S. 220.

3. Die Periode der reifen Kunstpoesie (1797—1805). Aus ihr stammen: **Die Horen** (1794—97), eine Zeitschrift teils für philosophische Untersuchungen, teils für poetische und historische Darstellungen, erste gemeinsame Arbeit der zwei großen Dichter. — **Der Musenalmanach** (1796—1801), ein poetisches Jahrbuch, zu dem verschiedene talentvolle Dichter Beiträge lieferten. Im zweiten

Jahrgang des Musenalmanachs erschienen **Die Xenien**, von Goethe und Schiller herrührende scharfe Spottgedichte (Xenien d. h. Gastgeschenke hatte der römische Dichter Martial eine Sammlung von Epigrammen genannt); nach Goethes Ausdruck sollten die Xenien ein Wetter sein, die Luft zu reinigen. Der Musenalmanach brachte unter anderem auch den **Spaziergang**, wo der Dichter die von einfachen Verhältnissen ausgegangene, zu hoher Blüte gelangte, aber auch zu sittlichem Verderben führende Kulturentwicklung beschreibt (daher ursprünglich „Elegie“ genannt). Die Mahnung des Gedichts heißt: Rückkehr zur Natur. Vgl. „Die Alpen“ A. v. Hallers und die Lehren J. J. Rousseaus. — **Romanzen und Balladen**, z. B. Der Ring des Polykrates (1797; Idee: Mir grauet vor der Götter Neide) — Der Taucher (1797. Der Mensch versuche die Götter nicht. Die Ballade gründet sich auf die Sage von dem sicilianischen Taucher Nikolaus dem Fisch) — Die Kraniche des Ibykus (1797. Das ist der Eumeniden Macht! Der fromme Dichter wird gerochen!) — Ritter Toggenburg (1797. Fordert keine andre Liebe!) — Der Handschuh (1797. Den Dank, Dame, begehr ich nicht!) — Der Gang nach dem Eisenhammer (1797. Wer andern eine Grube gräbt 2c. Ein Vorgang dazu findet sich in dem mittelalterlichen Büchlein „Der Seele Trost“. Darnach wurde ein frommer Ritter vor dem Tod im Kalkofen bewahrt, weil er vor seinem Ausgang eine Messe hörte; während der Zeit kam sein Feind zum Kalkofen und wurde hineingeworfen) — Die Bürgschaft (1798. Die Treue ist kein leerer Wahn) — Der Kampf mit dem Drachen (1798. Mut zeiget auch der Mameluk; Gehorsam ist des Christen Schmuck) — Der Graf v. Habsburg (1803. Die Macht des Gesangs). — 1799 erschien **Das Lied von der Glocke**; es enthält Bilder aus den verschiedenen Altersstufen des Menschenlebens angeschlossen an die den Glockenguß begleitenden Meistersprüche (1815 dichtete Goethe einen Epilog dazu und preist darin den hingeschiedenen Dichter). — Ferner noch fünf Dramen: **Wallenstein** (1799), eine Trilogie: Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod. Der erste dieser drei Teile bildet das Vorspiel; er gibt ein anschauliches Bild des damaligen Lagerlebens und läßt erkennen, wie fest das Heer zu seinem

großen Feldherrn hält. Dort steht die bekannte Kapuzinerpredigt (s. S. 156) und am Schlusse findet sich das Reiterlied: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd". — Im zweiten Teil (die Piccolomini) schürzt sich der Knoten dadurch, daß Wallenstein, nach der Krone Böhmens trachtend, seinem Kaiser untreu werden will; Oktavio Piccolomini, der Vater, ein Vertrauter Wallensteins und des Kaisers, wird das Werkzeug zum Verrat, während Max Piccolomini, der Sohn, in die schwere Kollision kommt, sich für den Freund (Wallenstein) oder für den Vater erklären zu müssen. — Der dritte Teil bringt die Katastrophe. Wallenstein kann auf dem betretenen Weg nicht mehr zurück, durch Verbindung mit den Schweden wird er zum Verräter am Kaiser und als solcher wird er durch verschworene Officiere ermordet. — Dieses große Werk Schillers ist ausgezeichnet durch geschichtliche Treue, lebendige Charakterzeichnung und vollendete künstlerische Form. Goethe urteilte darüber: „Schillers Wallenstein ist so groß daß zum zweitenmale nichts Ähnliches vorhanden ist". — **Maria Stuart** (1800), Tochter Jakobs V. in Schottland, Gemahlin des französischen Königs Franz II., Königin von Schottland (1561—67), enthauptet auf Befehl der Königin Elisabeth von England (1587). Diese Tragödie ist mehr sentimental und rhetorisch, als historisch gehalten. — **Die Jungfrau von Orleans** (1801), „eine romantische Tragödie". Jeanne d'Arc aus Dom Remy in der Champagne wurde durch himmlische Begeisterung die Retterin ihres Vaterlandes, aber 1431 als Hexe zu Rouen verbrannt. Schiller weicht in seinem Drama mehrfach von der Geschichte ab, namentlich in Betreff des Ausgangs (der Dichter läßt sie als Heldin auf dem Schlachtfeld fallen). — **Die Braut von Messina** oder die feindlichen Brüder (1803), ein Trauerspiel mit Chören. Der Inhalt gründet sich auf die antike Schicksalsidee: durch Schuld des Ahnherrn geht ein ganzes Geschlecht zu Grund. Der Chor ist nicht wie im alten Drama das idealisierte Publikum oder die Stimme der allgemeinen Vernunft, sondern er ist selbst Partei, genommen aus der Reihe der handelnden Personen. Vgl. die späteren unpsychologischen und unchristlichen „Schicksalstragödien" von Müllner, Grillparzer, Zedlitz u. a. — **Wilhelm Tell** (1804), ein objektiv-historisches Drama, behandelt den Freiheitskampf der

drei Schweizer Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden gegen Albrecht von Österreich († 1308); die zwei kaiserlichen Reichsvögte sind Geßler v. Brunneck und Beringer v. Landenberg; die Eidgenossen Arnold v. Melchthal, Werner Stauffacher und Walther Fürst schlossen ihren Bund auf dem Rütli; des letzteren Schwiegersohn, Wilhelm Tell aus Bürglen in Uri, tötet den Vogt Geßler in der hohlen Gasse bei Küßnacht. Als Geschichtsquellen benützte Schiller bei diesem Drama: Joh. v. Müller und Ägidius Tschudi (s. S. 125). — „Tell" ist das schönste und vollendetste Schauspiel Schillers. Während er sich mit dem Entwurf zu einer großartigen Tragödie, „Demetrius", beschäftigte, wurde er unverhofft frühe vom Leben abgerufen.

c. Charakteristik von Schiller. Er ist ein großer Dichtergenius zu nennen; was er aber war, das ist er wesentlich geworden durch mannigfaches Ringen und Kämpfen. Darum ist auch Freiheit, Freiheit auf allen Gebieten des Lebens, die Hauptidee seiner Werke. Die reale Welt mit ihrer rauhen, unvollkommenen Gestalt trieb ihn in das Gebiet des Idealen, daher ist auch seine Sprache erhaben und schwungvoll. In verschiedenen Zweigen der Poesie hat er Großes und für immer groß Bleibendes geschaffen, aber ein unerreichter Meister ist er im Drama und in der Ballade. Das Auszeichnende seiner Dramen liegt in der glücklichen Wahl historischer Personen, in plastischer Charakterzeichnung, in echt künstlerischer Anlage und Ausführung, in klarer Darlegung der sittlichen Motive und der treibenden Ideen, in Handhabung einer lebendigen und edlen Sprache. Die Balladen gehören zum Besten, was es in unsrer Litteratur überhaupt gibt; ihr Vorzug ist „rein epische Diktion, klangvolle Sprache, vortreffliche Komposition und Gegenstände der höchsten Würde". Das Anziehende seiner lyrischen Gedichte besteht in der „Lebendigkeit der Darstellung, im Klang und Glanz der Sprache, in der Stärke und Tiefe der Empfindung". — Was Schillers sittlichen und religiösen Charakter anbelangt, so ist im allgemeinen zu sagen, daß er eine edle, sittlich ernste, dem Guten, Wahren und Schönen in kräftigem Pflichtgefühl nachstrebende Persönlichkeit war. Goethe rühmte von ihm: „Das war ein rechter Mensch, so sollte man auch sein! Schillern war eine Christustendenz

eingeboren: er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln"; im Epilog zur Glocke gibt er ihm unter anderm das schöne Zeugnis: „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine". Das Christentum kannte er von Jugend auf, allein in Folge des zu seiner Zeit herrschenden Rationalismus beurteilte er manches Christliche und Biblische schief (in der „Sendung Mosis" z. B. wird dargethan: Mosis wurde durch sich selbst der Befreier seines Volks; er hat dem dummen, abergläubischen Hebräervolk eine aus den Mysterien der Isis stammende Vernunftreligion gegeben und seinen wahren Gott, den Demiurgen Jao, machte er zu ihrem Nationalgott; der göttliche Offenbarungscharakter der alttestamentlichen Religion wird damit nicht anerkannt), und durch seinen Idealismus wurde er gehindert, die im Christentum liegenden wirklichen Lebenskräfte vollständig zu würdigen und poetisch zu verwerten. Die Moral der christlichen Religion wußte er zu schätzen. „Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in Einem Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich", sagt er in einem Distichon. Seine Abneigung gegen ein konfessionell ausgeprägtes Christentum, welche sich aus dem religiösen Indifferentismus seiner Zeit erklären läßt, spricht er in dem bekannten Wort aus: „Welche Religion ich bekenne? keine von allen, die du mir nennest! — und warum keine? aus Religion!" Durch Verherrlichung des antiken Heidentums, durch sein Zurücksehnen nach den Göttern Griechenlands hat er den christlichen Boden geradezu verlassen und so in seinem Teile mitgeholfen, daß unsre Nationallitteratur gerade in ihrer schönsten Blütezeit vom wahren Lebensgrund unsres Volkes sich abgelöst hat. Angeeignet aus dem Christentum hat er sich eigentlich bloß dessen Humanität, wodurch er jedoch zu demselben nicht in nähere Beziehung, sondern in Gegensatz getreten ist; demgemäß wollte er, wie Rousseau, aus Christen Menschen werben. — Schiller mit seinem Ringen und Kämpfen, mit seinem sittlichen Ernst und idealen Streben, mit seinen Freiheitsideen und seinem Thatendrang hat von jeher einen mächtigen Einfluß auf die männliche Jugend ausgeübt; wiefern liegen aber hier auch bedeutende Gefahren? Das deutsche Volk hat diesen Dichter schon längst zu seinem Liebling erkoren und feiert sein Andenken immer wieder mit großer Be-

geisterung; mit welchem Recht? Schiller ist übrigens ein Beispiel davon, daß der sogenannte „Kultus des Genius“ in große Verirrung hineinführen kann.

d. Vergleichung von Goethe und Schiller. Wir wollen hier nicht nachweisen, worin sie als unsre größten Dichter sich gleichen; es sei nur mit einigen Worten auf die interessanten Unterschiede aufmerksam gemacht, die zwischen ihnen bestehen und wodurch sie sich aufs schönste ergänzen. — Im Epos und der Lyrik gebührt Goethe die Palme, im Drama und Ballade aber ist sie Schiller zu reichen. Goethe bewegt sich am liebsten auf dem Boden der Natur, Schiller nimmt seinen Standpunkt in Geschichte und Philosophie. Jener gibt in seiner Poesie vorherrschend eigene Erlebnisse, Erfahrungen und Beobachtungen, dieser spricht seine Reflexionen aus. Goethes Dichtungen sind objektiv, Schillers subjektiv; genauer: jener stellt Subjektives objektiv, dieser Objektives subjektiv dar. Goethe ist der Dichter der ruhigen, klaren Schönheit, Schillers Sprache ist lebendig, reißt mit sich fort, ist prachtvoll und erhaben. Goethes Dichtungen sind mehr zum Lesen, Schillers mehr für die Bühne. Goethe wird bevorzugt vom reiferen Alter, Schiller fesselt die Jugend. Jener hat eine stark aristokratische Art an sich, dieser ist populär. Und was ihren religiösen Standpunkt betrifft, so ist jener Pantheist, dieser Rationalist. — Den alten Streit, welcher von den beiden Dichterheroen der größte sei, hat schon Goethe kurz und gut entschieden, indem er erklärte, man solle doch lieber nicht streiten, wer von ihnen größer sei, Schiller oder er, sondern sich freuen, daß zwei solche Kerle den Deutschen gegeben worden seien.

§ 67.

Die Humoristen.

Eine eigentümliche Art von Schriftstellern sind die zur Zeit der großen Klassiker hervorgetretenen Humoristen. Sie stehen in innerem Zusammenhang mit der Gährung der „Sturm- und Drangperiode“. Während aber die sogenannten Kraftgenies das Überlieferte auf dem Gebiet der Poesie, Kunst und Wissenschaft heftig bekämpften und bei dem Streben nach original Neuem vielfach auf

bedauerliche Abwege gekommen sind, nahmen die Humoristen eine ruhigere Stellung ein; sie haben wohl auch ein scharfes Auge für die Thorheiten und Verkehrtheiten ihrer Zeit, sie spotten und klagen darüber, aber sie thun das immer zugleich mit einer gutmütigen Laune und Heiterkeit. Der Humorist steht zwischen dem Satiriker und Elegiker, „er lächelt durch Thränen" (Jean Paul).

Wir nennen hier G. v. Hippel — Chr. Lichtenberg — G. Seume — A. v. Knigge — besonders aber Jean Paul. Musäus und Thümmel, welche man auch zu den Humoristen zählen kann, sind in andrem Zusammenhang schon S. 193 aufgeführt worden.

Gottlieb v. Hippel, Oberbürgermeister zu Königsberg († 1796), schrieb den Roman „Lebensläufe in aufsteigender Linie" (er gibt da eine teils humoristisch frische teils trocken lehrhafte Selbstbiographie; zum Lebenslauf des Vaters und Großvaters ist der Dichter aber nicht aufgestiegen), ferner „Die Kreuz- und Quergänge des Ritters A bis Z" (im Wesentlichen eine Satire auf die damaligen Zeitverhältnisse). Hippel dichtete auch Kirchenlieder.

Christoph Lichtenberg, Professor der Naturwissenschaften zu Göttingen († 1799), verfaßte die geistvolle „Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche" (Darstellung der menschlichen Leidenschaften) und die satirische Schrift: „Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind".

Gottfried Seume, kämpfte in Canada, auch in russischen Diensten, machte viele Reisen und starb nach einem sehr unsteten Leben zu Teplitz (1810). Von ihm: „Der Wilde" (Ein Canadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte) und der „Spaziergang nach Syrakus" (darin meist höchst traurige Bilder von damaligen Zuständen).

Adolf v. Knigge, Kammerherr in Weimar und Scholarch in Bremen († 1796), ist der Verfasser des immer wieder in Kurs gesetzten Büchleins: „Über den Umgang mit Menschen" (eine Anleitung zu einem nützlichen und glücklichen Leben, im Geist der damaligen Philanthropen geschrieben).

Jean Paul Friedrich Richter (kurz: Jean Paul) wurde 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren, studierte in Leipzig Theo-

logie, wandte sich aus äußerer Not ganz der Litteratur zu, lebte in Bayreuth und starb dort 1825. Seine poetische Produktion war erstaunlich reich, aber im allgemeinen auf Kosten der künstlerischen Vollendung. In seinen Schriften herrscht eine überreiche, sprudelnde Fülle an Ideen und Bildern, ein buntes Allerlei, ein lustiges, immer flunkerndes Feuerwerk; neben trefflichen Gedanken und oft überraschenden Geistesblitzen findet sich viel Triviales und Phrasenhaftes, das einem besseren Geschmack und ernsteren Sinn nicht zusagen kann. Übrigens gibt er sich überall als ein reiches, tiefes, warmes und treues, echt deutsches Gemüt zu erkennen. Zu seiner Zeit war er ungemein gefeiert. Seine bedeutendsten Schriften sind: Hesperus oder die 45 Hundsposttage (ein Roman, der den Kampf der Ideale mit der Wirklichkeit beschreibt) — Quintus Fixlein (eine anmutige Idylle, Lebensgang des Kandidaten Fixlein bis zu seiner Verheiratung) — Siebenkäs (das häusliche Leben eines armen Advokaten in Kuhschnappel) — Kampanerthal (von der Unsterblichkeit der Seele) — Flegeljahre (zwei Brüder, Walt und Vult, beschrieben als Repräsentanten des Idealismus und Realismus) — Leben des Schulmeisters Wuz (ein heiteres ländliches Leben in ärmlichen Verhältnissen) — **Levana** oder Erziehungslehre (enthält viele treffliche Gedanken über Erziehung, jedoch ohne tiefere Auffassung ihres Wesens und ihres Zieles; Levana war bei den Römern die Schutzgöttin der neugebornen Kinder). —

§. 68.

Das Kirchenlied.

Die Aufklärung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat wie für das kirchliche Leben überhaupt so insbesondere für das Kirchenlied großen Schaden gebracht. Fürs erste kam eine ganze Flut rationalistischer Lieder zum Vorschein; fürs andere hat man die guten alten Lieder beseitigt oder wenigstens verändert (verwässert); und fürs dritte sind hin und her in deutschen Landen schlechte Gesangbücher eingeführt worden, die schon von litterarhistorischem Standpunkt aus als ein wahres Unglück zu bezeichnen sind,

sich aber dennoch in manchen deutschen Landen bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Die kirchlichen Dichter der Aufklärung lassen eine doppelte Richtung erkennen. Die einen schließen sich an Gellert an (lehrhaft-moralische Richtung), die andern an Klopstock (gefühlsmäßig-pathetischer Ton).

a. Dichter in Gellert'scher Art. — **Chr. F. Gellert** (s. S. 174) verfaßte 54 geistliche Oden und Lieder; dieselben sind zwar keine eigentlich kirchlichen Bekenntnis- oder Erbauungslieder, aber sie sind doch der Ausdruck einer kindlichen Frömmigkeit und einer ernsten, gesunden Moral; populär werden die besseren davon immer bleiben. Wir nennen: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" — „Ich hab in guten Stunden" — „Auf Gott und nicht auf meinen Rat" — „Dir dank ich für mein Leben" — „So jemand spricht: ich liebe Gott" — „Dies ist der Tag, den Gott gemacht".

Peter Uz in Ansbach, † 1796 (s. S. 173) — **Konrad Pfeffel** in Colmar, † 1809 (s. S. 175) — **Gottlieb v. Hippel** in Königsberg, † 1796 (s. S. 228) — **Friedrich v. Cronegk**, ein Schüler Gellerts, aus Ansbach, † als Jüngling 1758 — **Samuel Patzke**, Prediger in Magdeburg, † 1787 — **Samuel Bürde**, Hofrat in Berlin, † 1831 — **Friedrich Eberhard** Prinz zu Hohenlohe-Kirchberg, † 1804.

b. Dichter in Klopstock'scher Art. — **Fr. G. Klopstock** (s. S. 180) nahm die Gegenstände zu seinen Liedern nicht, wie Gellert that, aus der Moral, sondern aus den großen Heilsthaten Gottes an den Menschen, für welche er inbrünstig Lob und Preis und Hallelujah singt. Der Ton seiner Lieder ist schwungvoll, feierlich-erhaben, aber meist zu überschwenglich und gefühlig, vielfach auch schwülstig. Die besten sind: „Auferstehn, ja auferstehn" — „Herr, du wollst uns vorbereiten" — „Preis dem Todesüberwinder" — „Herr, welch Heil kann ich erringen" — „Wie wird mir dann, o dann mir sein".

Andreas Cramer, Hofprediger in Kopenhagen und hernach Professor in Kiel, † 1788 (Herr, dir ist niemand zu vergleichen — Ewig, ewig bin ich dein — Wer, o mein Gott, aus dir geboren) — **Balthasar Münter**, Prediger in Kopenhagen, † 1793 (Mein

Glaub ist meines Lebens Ruh — Stärk uns, Mittler, dein sind wir) — **Timotheus Hermes**, Superintendent in Breslau, † 1821 (s. S. 194) — **Daniel Schubart**, in Ludwigsburg und Stuttgart, † 1791 (s. S. 207) — **Joh. Kaspar Lavater**, Prediger in Zürich, † 1801 (s. S. 192); von ihm: Von dir, o Vater, nimmt mein Herz — Ach, wiederum ein Jahr verschwunden — Vater, heilig möcht ich leben — Fortgekämpft und fortgerungen. —

Neben der Aufklärungspoesie hat aber doch auch die **kirchlich-glaubige Dichtung** namhafte Vertreter gehabt. Solche waren: **Ehrenfried Liebich**, Prediger zu Lomnitz-Erdmannsdorf in Schlesien, † 1780 (Gott ist getreu, sein Herz, sein Vaterherz — Hier ist mein Herz, mein Gott, ich geb es dir) — **Joh. Gottfried Schöner**, Prediger in Nürnberg, † 1818 (Himmelan, nur himmelan — Ich blick in jene Höhe) — **Mathias Claudius**, „der Wandsbecker Bote“, † 1815 (Der Mond ist aufgegangen) — **Friedrich v. Hardenberg** (Novalis), den Romantikern angehörend, † 1801 (Wenn ich ihn nur habe — Wenn alle untreu werden — Was wär ich ohne dich gewesen) — **Karl Fr. Harttmann**, zu Schillers Zeit Lehrer an der Karlsschule in Stuttgart, Stadtpfarrer zu Lauffen a. N., † 1815 (Endlich bricht der heiße Tiegel) — **Christian Dann**, Stadtpfarrer zu Stuttgart, † 1837 (Gekreuzigter, zu deinen Füßen) — **Michael Hahn**, ein schwäbischer Theosoph, ein einfacher Landmann, † 1819 (Jesu, Seelenfreund der Deinen — Herr, laß mich deine Heiligung).

Fünfter Abschnitt.

Die nachklassische Zeit.

Seit 1805.

§. 69.

Die romantischen Dichter.

a. Allgemeines.

Am Anfang unsres Jahrhunderts entstand eine starke Reaktion gegen die damals herrschende verstandesmäßige Aufklärung und die

vielfach triviale, gemüt- und phantasielose Litteratur. Auch gegen die vorhandene klassische Richtung wurde angekämpft, besonders gegen die idealistischen Freiheitsideen und das rationalistische Christentum Schillers. — Die eigentümlichen Merkmale der romantischen Dichter sind: aus der durch die Franzosenherrschaft schmachvoll gewordenen Gegenwart heraus flüchten sie sich ins Mittelalter zurück und begeistern sich für dessen Rittertum und Minnewesen, Mystik, Glanz und Macht der Kirche; sie zeigen eine offenbare Hinneigung zum Katholicismus (Fr. Schlegel und Zach. Werner sind förmlich zu demselben übergetreten); sie haben eine Vorliebe zum Seltsamen und Symbolischen und streben darnach, das Leben durch Poesie zu verklären. Da sie solche Verklärung hauptsächlich bei den romanischen Völkern zu finden und von dort herüber nehmen zu können glaubten, so hieß man sie Romantiker (vgl. auch über den Ausdruck S. 45). — Die Vertreter dieser Richtung waren meist begabte, edle, innig-religiöse Dichter, einige jedoch verloren sich im Kampf gegen die Moral des Rationalismus in ein sittlich leichtfertiges Wesen. Eine die deutsche Litteratur wesentlich umgestaltende Wirkung ist von den Romantikern nicht ausgegangen, doch war ihre Thätigkeit vielfach anregend und befruchtend. Sie haben das Verdienst den nationalen Sinn belebt, der Poesie wieder ein christliches Gepräge gegeben, das Interesse für altdeutsche Litteratur (Volkslieder, Volkssagen, Märchen) geweckt, Fremdes, besonders von romanischen und orientalischen Völkern ins Deutsche übertragen zu haben (hierin folgten sie dem Vorgange Herders). Zu tadeln ist aber an ihrer Dichtung der häufige Mangel an reinem Schönheitssinn und an gesundem Geschmack, die Hinneigung zu Spielereien, zum Phantastischen und zu schwärmerischer Mystik, und das Unklare, übertrieben Gefühlsmäßige ihres Christentums.

b. Die Hauptvertreter der romantischen Schule: Novalis, die Gebrüder Schlegel, Tieck, Schulze und Hölderlin.

Friedrich v. Hardenberg (oder **Novalis**, so genannt nach einem Familiengut) wurde 1772 zu Wiederstedt im Mansfeldischen geboren, war Assessor bei dem Direktorium der Salinen zu Weißenfels und starb 1801. Er war ein hochbegabter, mit reicher Bildung ausgestatteter Dichter und ein durchaus edler Charakter. Seine lyrischen

Dichtungen sind ausgezeichnet durch ungemeine Zartheit des Gefühls und der Sprache, durch große Sehnsucht nach dem Überirdischen, nach religiös-politischer Verklärung der Welt. Durch seine Poesie geht meist ein geheimnisvoll-mystischer Zug, dem die volle Klarheit und Reife christlicher Weltanschauung fehlt. Von ihm: Weltliche Gedichte und geistliche Lieder. „Hymnen an die Nacht". „Heinrich von Ofterdingen" (ein unvollendeter Roman mit der Tendenz, die Verklärung von Natur und Leben durch die Poesie aufzuzeigen).

August Wilhelm v. Schlegel, geboren zu Hannover, Professor zu Jena, wo er das „Athenäum", die Zeitschrift der Romantiker, begründete, zuletzt Professor in Bonn, wo er 1845 starb. Er und sein Bruder Friedrich sind die wissenschaftlich-kritischen Vertreter der durch Novalis begonnenen romantischen Poesie; sie haben zu ihrer Zeit eine ähnliche Kritik geübt, wie früher Lessing und Herder. August v. Schlegel lieferte eine meisterhafte Übersetzung des Shakespeare; auch Dante und Calderon hat er durch gute Verdeutschung erst recht erschlossen. — **Friedrich v. Schlegel**, Privatdocent in Jena, längere Zeit in österreichischem Staatsdienst, auch Legationsrat beim Bundestag, starb 1829 zu Dresden. Er war ebenfalls vorherrschend thätig auf dem Gebiet der litterarischen Kritik und hat das Verdienst, der Begründer der deutschen Litteraturgeschichte zu sein. In seinen Schriften huldigt er teilweise offen der puren Sinnlichkeit (vgl. seinen Roman „Lucinde", über welchen Schleiermacher „Vertraute Briefe" geschrieben hat) und ist ein Beweis dafür geworden, daß in den glänzenden, bezaubernden Blüten der Romantik auch ein gefährliches Gift stecken könne. 1803 trat er in Köln zur katholischen Kirche über.

Das eigentliche, viel und vielerlei schaffende Haupt der romantischen Schule ist **Ludwig Tieck**, geb. zu Berlin 1773, Theaterintendant in Dresden, 1841 als Hofrat und Vorleser an den preußischen Hof gezogen, starb in Berlin 1853. Mit einer reichen Produktionskraft und einem bewundernswerten Gestaltungsvermögen begabt schrieb er Romane, Novellen, Balladen, Dramen, Märchen, Volkslieder, Bearbeitungen von Volksbüchern (z. B. von Genovefa, Oktavian u. a.), auch Übersetzungen (vor allem die des Don Quixote von Cervantes). In seinen Dichtungen verrät Tieck häufig das

Bestreben, Goethe nachzuahmen; es fehlt aber denselben ein einheitlicher Grundton und eine ruhige Grundstimmung. Tieck wird gern ironisch und humoristisch, auch polemisch (z. B. im „Gestiefelten Kater", wo er namentlich die seichte und leichtfertige Theaterdichtung Ifflands und Kotzebues bekämpft). Um die Veredlung der poetischen und prosaischen Sprache, sowie um die Hervorziehung und Neubelebung altdeutscher Dichtungen hat er sich ein großes Verdienst erworben.

Einer der letzten Romantiker und ihr bester Epiker war **Ernst Schulze**, aus Celle im Lüneburgischen, machte als Jäger die Freiheitskriege mit und starb in jugendlichem Alter 1817. Von ihm „Cäcilie" (ein romantisches Epos, worin der Kampf des christlichen Kaisers Otto I. gegen das dänische Heidentum beschrieben wird) und die „bezauberte Rose" (eine bezauberte Prinzessin wird nicht durch drei Kaiser, aber durch einen Sänger erlöst).

Der romantischen Richtung hat sich auch ein schwäbischer Dichter, obwohl ursprünglich seinem großen Landsmann Schiller folgend, angeschlossen, nämlich **Friedrich Hölderlin**. Er stammt aus Lauffen a. N., war Hauslehrer in Frankfurt a. M., wurde aufs heftigste ergriffen und erschüttert von dem Empfindsamkeitsfieber der Werther-Periode, fiel in Wahnsinn (1807) und starb nach langer Geistesnacht zu Tübingen 1843. Durch Schiller war er mit schwärmerischer Sehnsucht zum Griechentum erfüllt worden; gegen deutsches Wesen spricht er mitunter einen wahnsinnähnlichen Haß aus. Seiner Gräkomanie hat der hochbegabte Dichter einen Ausdruck gegeben in dem Roman „Hyperion oder der Eremit in Griechenland".

§. 70.

Die romantisierenden Dichter.

Wir verstehen darunter jene Dichter, welche nicht zur romantischen Schule zu rechnen sind, aber doch eine mit derselben verwandte Richtung erkennen lassen. Es sind folgende: A. v. Arnim und Cl. Brentano, H. v. Kleist und Z. Werner samt Genossen, Fr. Fouqué und A. v. Chamisso, J. v. Eichendorff und W. Müller.

Achim v. Arnim, aus Berlin, † 1831, hat sich verdient gemacht durch die mit seinem Schwager Brentano besorgte Herausgabe von „**Des Knaben Wunderhorn**“, einer zu seiner Zeit sehr verdienstlichen, Geschmack an echter Poesie befördernden Sammlung von schönen altdeutschen Volksliedern (1806). Das Werk ruht auf Herders Vorgang, wurde aber später in Schatten gestellt durch die viel bedeutenderen ähnlichen Arbeiten von Uhland, Simrock und Hoffmann v. Fallersleben. — Die epischen, lyrischen und dramatischen Erzeugnisse Achims verraten einen reichen, begabten Geist, sind aber nicht frei von Absonderlichem, Bizarrem und Formlosem. Vgl. die Romane „Die Gräfin Dolores“. „Die Kronenwächter“. — Die Gattin Arnims, Elisabeth, gewöhnlich Bettina genannt, hat sich bekannt gemacht durch ihren Briefwechsel mit Goethe und durch ihre auf die sozial-politischen Verhältnisse der Neuzeit sich beziehenden Dichtungen; sie † 1850.

Ihr Bruder ist **Clemens Brentano**, aus Frankfurt a. M., † 1842 zu Aschaffenburg. Er ist ein phantastischer Vergötterer des Mittelalters, ging 1818 ins Kloster und diente eine Zeit lang der Propaganda in Rom. Sein Charakter ist insofern merkwürdig, als in demselben das italienische und deutsche Naturell nicht zur vollen Harmonie gekommen zu sein scheint; bald ist er gottselig und innig, bald gemein und ausgelassen. Von ihm: „Die lustigen Musikanten“. „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ (ein humoristisches Märchen).

Heinrich v. Kleist, aus Frankfurt a. O., endete 1811 als Selbstmörder. Er war ein grimmiger Franzosenfeind, physisch und psychisch krank. Von ihm ist das Ritterschauspiel: „Käthchen von Heilbronn“ und die Novelle: „Michael Kohlhaas“.

Zacharias Werner, aus Königsberg, † 1823 zu Wien, ein begabter, aber sittlich ganz verkommener, 1811 zur katholischen Kirche übergetretener Dichter. Als Protestant schrieb er das Trauerspiel: „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“, als katholischer Weltgeistlicher suchte er dasselbe zu entkräften durch „die Weihe der Unkraft“. Durch das schaudererregende Stück „Der vierundzwanzigste Februar“ (als Unglückstag angesehen) eröffnete er die sogen. **Schicksalstragödien**, nach welchen der Mensch, schuldig oder un-

schuldig, von einem allen sittlichen und christlichen Begriffen spottenden Fatum ins Verderben gezogen wird. Vgl. Schillers „Braut von Messina". Als weitere Verfasser von Schicksalstragödien sind zu nennen der Thüringer Ad. Müllner („Der 29. Februar". „Die Schuld"), der Lausitzer E. v. Houwald und der Österreicher Franz Grillparzer († 1872; gehört jedoch nur mit seiner ersten Tragödie „Die Ahnfrau" hieher).

Es ist hauptsächlich A. v. Platens Verdienst (vgl. dessen Lustspiele: „Die verhängnisvolle Gabel" und „Der romantische Ödipus") dem unsinnigen, dämonischen Fatalismus der Schicksalstragödien und überhaupt der schlechten Dramendichtung der Romantiker entgegengetreten zu sein. —

Bessere Nachklänge der Romantik mit dem Bestreben, sie wieder zu Ehren zu bringen, finden sich bei folgenden Dichtern:

Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geb. zu Sacrow bei Potsdam, beteiligte sich zweimal am Krieg gegen Frankreich, sang auch Soldatenlieder, lebte nach dem Krieg in Berlin und starb da 1843. Er ist der Vertreter des ritterlichen Elements in der romantischen Poesie. Er behandelte Nordisches, Märchen und Sagen (vgl. „Der Zauberring". „Undine"); seine lyrischen Gedichte, weltliche und geistliche, sind nach Empfindung und Sprache fein und schön. Vgl. „Wenn eben alles käme".

Adalbert v. Chamisso, geboren auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, floh zur Zeit der Revolution aus Frankreich und wurde nach Sprache und Gesinnung ein ganz deutscher Mann. Er ist der einzige Ausländer, welcher in der deutschen Dichtung ein volles Bürgerrecht sich erworben hat. Als Naturforscher machte er eine Reise um die Welt. Seine Poesie ist mannhaft und doch zugleich zart und innig, lebendig, gesund, naturwahr, häufig humoristisch, doch nicht ohne Neigung zum Grellen und zur Satire. Ausgezeichnet ist er in der Romanze, Ballade und poetischen Erzählung. Von ihm: „Peter Schlemihl (verkauft dem Teufel seinen Schatten und erhält für den traurigen Verlust Siebenmeilenstiefel). „Salas y Gomez oder die drei Schiefertafeln" (Lebensgeschichte eines auf eine einsame Insel Verschlagenen). „Tragische Geschichte" ('s war einer, dems zu Herzen ging). „Die Sonne bringt es an

den Tag" (die Qualen des bösen Gewissens). „Das Riesenspielzeug".

Joseph Freiherr v. Eichendorf, geb. zu Lubowitz in Schlesien, machte als Lützow'scher Jäger die Freiheitskämpfe mit, war Regierungsrat in Danzig und Berlin, † zu Neiße 1857. Man nennt ihn „den letzten Ritter der Romantik". Sein poetisches Talent zeigt sich vornehmlich in seinen Novellen und Liedern, die mitunter wahre Meisterstücke sind; die letzteren sind ausgezeichnet durch ihre zarte, einfache, dem Volkslied sich nähernde Art und durch ihren sprachlichen, zum Singen reizenden Wohllaut (Mendelssohn schuf zu manchen ebenso feine Melodien). Allgemein bekannt sind: „In einem kühlen Grunde". „Wer hat dich, du schöner Wald". „O Thäler weit, o Höhen". „Wem Gott will rechte Gunst erweisen".

Wilhelm Müller, aus Dessau gebürtig, Gardejäger in den Freiheitskriegen, Gymnasiallehrer in seiner Vaterstadt, † daselbst 1827, ist wie Eichendorff ein Hauptsänger von echt deutscher, inniger Art, erhebt sich aber noch über denselben durch seine frische, leichte, fröhliche Lyrik. Er singt viel von Natur und Wandern. Vgl. „Frühlingseinzug". „Das Wandern ist des Müllers Lust". „Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht". „Der Glockenguß zu Breslau". „Est, est". Seine „Griechenlieder", gesungen während des griechischen Freiheitskampfes, sind nach Geist und Sprache Zeugnisse von einer ernsten, begeisterten Mannesnatur.

§. 71.

Die Sänger der Befreiungskriege.

Haben die Romantiker mit Vorliebe in die Vergangenheit zurückgeschaut und ihr Ideal in der Herrlichkeit des Mittelalters gefunden, so sind zu gleicher Zeit andere Dichter aufgetreten, welche mit all ihrer Kraft der Gegenwart sich zuwandten, um dazu mitzuhelfen, daß das deutsche Volk aus der Schmach und dem Elend der französischen Herrschaft befreit werde und zu neuer Reichsherrlichkeit gelange. Meist haben sie neben der Leier auch das Schwert geführt und neben den unvergeßlichen Männern, welche zur Zeit der Befreiungskriege die Führer des Volkes waren, hatten sie einen

wesentlichen Anteil an dem Gelingen der nationalen Erhebung; ihre Lieder haben damals das Feuer der Begeisterung geschürt und sie sind es, an welchen sich heute und allezeit echte Vaterlandsliebe entzünden und nähren kann. Außer den Poeten, welche nach §. 70 in Wort und That für Deutschlands Ehre und Freiheit wirkten, sind es insbesondre folgende vier Dichter, die als Sänger der Freiheitskriege, als patriotische Dichter, einen unsterblichen Ruhm errungen und im besten Geist auf unser Volk eingewirkt haben: E. M. Arndt, Th. v. Körner, M. v. Schenkendorf und Fr. Rückert.

Ernst Moritz Arndt (= Adler) wurde den 26. Dez. 1769 (dies ist auch Napoleons Geburtsjahr) zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren. Er erhielt eine einfache, gesunde Erziehung und erfuhr besonders den Segen einer frommen Mutter. Von 1791—93 studierte er Theologie. Später, seit 1798, machte er ausgedehnte Reisen nach Österreich, Ungarn, Italien und Frankreich und lernte da das deutsche Wesen schätzen im Vergleich mit romanischer Art. 1800 wurde er Privatdocent zu Greifswalde; von 1803—4 war er in Schweden. Seit 1804 ließ er seine bedeutende Schrift „Geist der Zeit" erscheinen, worin er freimütig zum Kampf gegen Napoleon aufrief. In Folge davon mußte er nach Schweden fliehen, hernach reiste er nach Berlin, Breslau und Petersburg, wo er mit dem Reichsfreiherrn v. Stein gemeinsam auf die Befreiung Deutschlands hinarbeitete (vgl. Arndts Schrift: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein", 1858). Nach Napoleons Rückzug aus Rußland kehrte Arndt mit Stein nach Deutschland zurück und feuerte das deutsche Volk durch Gedichte und Flugschriften zum Freiheitskampfe an (vgl. „Landwehr und Landsturm". „Soldatenkatechismus". „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze"). Durch das befreite Deutschland machte er verschiedene Wanderungen und seit 1817 wirkte er zu Bonn a. Rh. als Professor der Geschichte. Da er unschuldiger Weise bei Verfolgung der demagogischen Umtriebe mitbetroffen wurde und über den Wiener Kongreß freie Äußerungen hören ließ, so wurde er 1820 von seinem Amte suspendiert und erst 1840 durch Friedrich Wilhelm IV. restituiert. Im Jahr 1848 wurde er als

Abgeordneter zum Frankfurter Parlament gewählt (hieß „das gute alte deutsche Gewissen") und war auch Mitglied der Reichsgesandtschaft nach Berlin zu Überbringung der deutschen Kaiserkrone an Friedrich Wilhelm IV. In hohem Alter starb er zu Bonn den 29. Januar 1860. — Arndt ist ein deutscher Mann durch und durch, rein wie Gold und fest wie Eisen, und ein echter Volksdichter. Außer zahlreichen prosaischen Schriften verfaßte er namentlich Lieder, geistliche und patriotische, z. B. „Der heilige Christ ist kommen". „Ich weiß, an wen ich glaube". „Geht nun hin und grabt mein Grab". „Was ist des deutschen Vaterland?" „Wer ist ein Mann?" „Der Gott, der Eisen wachsen ließ". „Deutsches Herz, verzage nicht". „Wo kommst du her in dem roten Kleid" (nach der Leipziger Schlacht). „Und brauset der Sturmwind des Krieges heran" (Refrain: Alldeutschland in Frankreich hinein). „Sind wir vereint zur guten Stunde". „Was blasen die Trompeten?"

Theodor v. Körner wurde 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater war ein Freund Schillers (s. S. 220). Nach einer kürzeren Anstellung als Theaterdichter zu Wien trat er 1813 in das Lützow'sche Freikorps ein. Am 26. August desselben Jahres fiel er im Gefecht bei Gadebusch in Mecklenburg und ist begraben unter einer Eiche bei Wöbbelin. Er ist der Held unter den Freiheitsdichtern. Seine Lieder, oft mitten im Kriegsgetümmel entstanden, sind zart und gewaltig, rührend, hinreißend; sie erschienen in „Leier und Schwert". Vgl. „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen". „Was glänzt dort vom Walde" (Lützows Jagd). „Vater, ich rufe dich". „Herz, laß dich nicht zerspalten". „Du Schwert an meiner Linken" (kurz vor Beginn des Treffens bei Gadebusch gedichtet). — „Zriny" (der bei Szigeth gefallene ungarische Held) ist ein Trauerspiel. — Körner ist unerkennbar ein Schüler Schillers.

Max v. Schenkendorf ist der Ritter unter den Freiheitsdichtern, der romantische Sänger von Kaiser und Reich, und ist eben so fromm wie deutsch. Er wurde 1783 zu Tilsit geboren; 1813 zog er auch mit ins Feld und schon 1817 starb er als Regierungsrat zu Koblenz. Von ihm: „Es klingt ein heller Klang". „Erhebt euch von der Erde". „Freiheit, die ich meine". „Die Feuer sind entglommen". „In Straßburg steht ein hoher Turm". „Wie mir

deine Freuden winken". „Das eiserne Kreuz". Vgl. auch „Die deutschen Städte" und „Die deutschen Ströme". „Die Muttersprache".

Friedrich Rückert wurde 1788 zu Schweinfurt geboren; nach kürzerer Thätigkeit in Jena, Stuttgart, Rom und Koburg war er längere Zeit als Professor in Erlangen (1826—41) und darnach in Berlin (1841—49) angestellt; seit 1849 lebte er in Neuses bei Koburg und starb dort den 31. Januar 1866. Als Dichter trat er zuerst auf unter dem Namen Freimund Reimar in seinen „geharnischten Sonetten", in welchen er von des Vaterlandes Schmach und Ehre sang (1814). Rückert gehört zu den begabtesten Dichtern des deutschen Volks und ragt unter ihnen hervor durch ungemeine Gedankenfülle, namentlich aber durch beispiellose Sprachmeisterschaft. Die Beweise davon finden sich in seinen eigenen Dichtungen und in seinen Übersetzungen. Fast alle lyrischen Dichtungsarten hat er in Anwendung gebracht und allerlei Formen wußte er in spielender Leichtigkeit zu handhaben; er wandte griechische Metra an, den alten alliterierenden Vers, die Nibelungenstrophe, schrieb Ghaselen, Terzinen, Sonette, Ritornelle, Sicilianen, Disticha u. s. f. Seine eigenen Poesien sind hauptsächlich lyrischer und didaktischer, sodann auch epischer und dramatischer Art. In der Übersetzung von orientalischen, arabischen, persischen, indischen und chinesischen Dichtungen ist er ein unübertreffliches Muster zu nennen. Von ihm: „Der alte Barbarossa". „Es ging ein Mann im Syrerland" (s. S. 58 Barlaam und Josaphat). „Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt". „Drei Paare und Einer". „Liebesfrühling" (drei Sträuße von des Dichters bräutlichem Glück), ferner „Die Weisheit des Bramanen", „Nal und Damajanti", „Makamen des Hariri". — Rückert dichtete auch mehrere Kirchenlieder, z. B. „Dein König kommt in niedern Hüllen". —

Die patriotischen Dichter der neuesten Zeit s. §. 75.

§. 72.

Jungdeutsche und politische Dichter.

a. Die Befreiungskriege hatten dem deutschen Volk eine reli-

giöse Neubelebung gebracht und auch in politischer Hinsicht hatte sich Deutschland wieder konsolidiert. Seit 1830 aber wurde Staat und Kirche wieder aufs tiefste erschüttert. Das geschah durch den in der Juli-Revolution (1830) von Frankreich ausgegangenen und auch in Deutschland eingedrungenen Radikalismus und durch den mit der Hegel'schen Philosophie verbreiteten Pantheismus. Die Folgen davon zeigten sich auch in der Litteratur, indem teils ein heftiger politischer Oppositionsgeist, teils eine völlige Glaubens- und Sittenlosigkeit sich geltend machte, eine Strömung, die auf den christlich-nationalen Volksgeist ebenso zerstörend einwirken mußte, als seiner Zeit die Sänger der Befreiungskriege denselben erweckt und gestärkt hatten. Die Dichter, welche dieser grundverderblichen Richtung huldigten, hieß man **Jungdeutschland**; beachtenswert ist, daß die Anfänger dem Judentum angehörten. Wir nennen L. Börne, H. Heine, H. Laube und K. Gutzkow.

Ludwig Börne, aus Frankfurt a. M., trat vom Judentum zum Christentum über, lebte seit der Juli-Revolution in Paris und suchte von dort aus mit allem Eifer die Deutschen zur Revolution aufzureizen („Briefe aus Paris"); er starb 1837. — **Heinrich Heine** wurde 1799 zu Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren, ließ sich 1825 taufen (er hasse aber, sagte er, das Christentum und bleibe im Herzen ein Jude), lebte seit 1830 ebenfalls in Paris und starb dort 1856 in vollständiger Verkommenheit. Er besaß ein glänzendes poetisches Talent, war aber ein negativer und frivoler, auf Emancipation des Fleisches hinarbeitender Geist. Von ihm: „Reisebilder" (schöne Naturschilderungen und heftige Schmähungen über kirchliche und staatliche Verhältnisse). Unter seinen Liedern, die er selbst „vergiftet" nannte, ist das bekannteste: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten". — **Heinrich Laube**, ein Schlesier, lebt als Theaterdirektor in Wien, gibt sich in seinen Schriften als einen abgesagten Feind alles dessen zu erkennen, was staatliche und sittliche Ordnung heißt, dies namentlich in dem Roman: „Das junge Europa". — **Karl Gutzkow**, aus Berlin gebürtig, lebte als Litterat an verschiedenen Orten, gab großes Ärgerniß mit seinen ersten Romanen, wurde deßwegen polizeilich gemaßregelt und gerichtlich bestraft, producierte viel und allerlei, meist mit unruhigem, polemischem Geist,

verlor darüber zuletzt seinen sittlichen Halt, machte einen Selbstmordversuch (1865) und starb 1878 zu Sachsenhausen. Von positiv christlichem Standpunkte aus wurde Gutzkow und seine Richtung hauptsächlich bekämpft durch Wolfgang Menzel in Stuttgart.

b. Den jungdeutschen Dichtern folgten die **politischen;** sie teilen nicht die grob-sinnliche Richtung von jenen, überbieten sie aber meist noch an heftiger, konsequenter Opposition gegen Staat und Kirche; und während jene dem Epikureismus der höheren, vornehmen Kreise zugethan waren, geht durch die Poesie der politischen Dichter ein stark demokratischer Zug. Sie sind es hauptsächlich, welche dem Revolutionsgeist in den vierziger und fünfziger Jahren dienstbar gewesen sind. Übrigens gab es auch politische Dichter mit entschieden konservativer Tendenz.

Eine revolutionäre oder doch oppositionelle Richtung vertreten folgende:

Georg Herwegh, ein Stuttgarter, Anno 1848 ein Führer im badischen Aufstand, † 1875 zu Baden-Baden, veröffentlichte 1841 die „Gedichte eines Lebendigen" und hat damit die Parole zur revolutionären Poesie ausgegeben. — **Franz Dingelstedt**, ein Hesse, gegenwärtig Direktor des Burgtheaters in Wien, trat mit den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" in die Reihe der poetischen Demokraten ein. — **Robert Prutz**, aus Stettin, Professor in Halle, † 1872, schrieb die humoristisch-oppositionell gehaltene Komödie „Die politische Wochenstube". — **Gottfried Kinkel**, aus Rheinpreußen, Professor in Bonn, Anno 1848 und 1849 ein rühriger Agitator, im badischen Aufstand gefangen, aus der Haft zu Spandau entflohen, lebte darnach zu London und ist seit 1866 Professor zu Zürich. — **Ferdinand Freiligrath**, aus Detmold gebürtig, flüchtete sich wegen politischer Umtriebe bedrängt wiederholt nach London, durfte später wieder in seine Heimat zurückkehren und starb 1876 zu Cannstatt. In seinen politischen Gedichten spricht sich ein brennendes Freiheitsgefühl aus. 1870 hat er sich den besten patriotischen Dichtern beigesellt. — **Hoffmann v. Fallersleben** (aus Fallersleben) stimmte mit seinen „Unpolitischen Liedern" einen revolutionären Ton an und beteiligte sich länger an demago-

gischen Umtrieben. Mehrere Jahre war er seines Amtes entsetzt, 1848 aber wurde er in Preußen rehabilitiert.

Diesen meist preußischen Dichtern reihen wir die österreichischen an. Es sind vier; sie gehören dem adeligen Stand an und erscheinen als Vertreter oder Bekämpfer des Metternich'schen Systems. Freiherr **v. Zedlitz**, gebürtig aus österreichisch Schlesien und † 1862 zu Wien, stand im Dienste Metternichs und pflegte österreichischen Patriotismus. Von ihm das „Soldatenbüchlein" (1848), „Die nächtliche Heerschau", „Totenkränze" (elegische Betrachtungen an den Gräbern berühmter Männer). Seine Poesie erinnert stark an die romantische Art, auch mit den Dichtern der „Schicksalstragödien" berührt er sich (vgl. seinen „Turturell"). — **Nikolaus Lenau**, eigentlich Niembsch v. Strehlenau, aus Ungarn gebürtig, wurde nach abenteuerlichem Studieren und Leben geisteskrank und starb als solcher 1850. Seinen Freiheitsideen hat er vornehmlich einen Ausdruck gegeben in den „Polenliedern", „Albigensern" und „Savonarola". Lenau ist ein begabter Lyriker; seine Gedichte sind ausgezeichnet durch Wohllaut, sinnige und frische Auffassung, verraten aber ein melancholisches, von Zweifel gequältes und gern dem Schauerlichen sich zuneigendes Herz; vgl. seinen „Faust". — **Anastasius Grün** (Dichtername des Grafen Anton v. Auersperg), geboren zu Laibach und † 1876 zu Graz, ist unter den neueren österreichischen Dichtern der bedeutendste, eine ideal-liberale Natur und darum ein mannhafter Kämpfer für geistige und politische Freiheit (vgl. Schiller). Von ihm: „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (gedankenreiche und witzige Ergüsse des nach Geistesfreiheit in seinem Vaterland sich sehnenden Dichters) — „Schutt" (Hinweis auf die neue Welt Amerikas gegenüber der zerfallenden alten Welt) — „Der letzte Ritter" (ein Romanzencyklus über Kaiser Maximilian I.) — „Die Nibelungen im Frack" und „Der Pfaffe von Kahlenberg" sind episch komischer Art. „Robin Hood" enthält einen Balladencyklus über einen englischen Helden. Von ihm auch: „Der letzte Dichter". — **Friedrich Halm** (Dichtername des Freiherrn v. Münch-Bellinghausen), geboren zu Krakau, Theaterintendant zu Wien, † 1871, gehört mit seinen politischen Anschauungen der liberalen Richtung an, ohne jedoch in seinen Gedichten eine bemerkenswerte

Opposition zu machen. Seine bedeutendsten Werke sind dramatischer Art (s. §. 74).

Schließlich mögen auch noch zwei Böhmen genannt werden, die sich durch ihre politisch-revolutionären Dichtungen einen Namen gemacht haben, nämlich Moritz Hartmann und Alfred Meißner.

§. 73.

Roman- und Novellendichter.

Epische Dichtungen in großem Stil hat die neuere Litteratur nicht hervorgebracht; um so reicher wurde die Produktion im Roman und in der Novelle. Aus dem fast unübersehbaren und massenhaft wachsenden Stoff heben wir nur kurz das Bedeutendste hervor. Wir unterscheiden dabei den historischen und den zeitgeschichtlichen Roman.

a. Verfasser von historischen Romanen. **Karl Lebrecht Immermann**, Landgerichtsrat in Düsseldorf, † 1840, einer der beliebtesten Erzähler, schrieb: „Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken". „Die Epigonen, Familien-Memoiren". „Tulifäntchen, ein Heldengedicht". — **Heinrich Steffens**, Professor in Breslau, † 1845. Von ihm: „Die 4 Norweger". „Die Familien Walseth und Leith". Seine Selbstbiographie: „Was ich erlebte". — **Karl Spindler**, aus Breslau, † 1855 („Der Vogelhändler von Imbst". „Die Juden"). — **Willibald Alexis** (H. Häring), auch aus Breslau, † 1870, „der deutsche Walter Scott" genannt („Der Roland in Berlin". „Cabanis". „Isegrimm"). — **Hermann Kurz**, Bibliothekar in Tübingen, † 1873 („Schillers Heimatsjahre". „Der Sonnenwirt"). — **Heinrich Riehl**, Professor in München, schrieb hauptsächlich kulturgeschichtliche Novellen. — Der sächsische Kirchenrat **Wildenhahn**, † 1868 zu Bautzen, verfaßte kirchengeschichtliche Romane („Luther". „J. Arndt". „P. Gerhardt". „Ph. J. Spener"). — **Heinrich Laube**, in Wien („Reisenovellen". „Der deutsche Krieg", gemeint ist der 30jährige). — **Gustav Freytag**, ein Schlesier, lebt in Leipzig, ist der Verfasser von historisch bedeutenden und viel gelesenen Romanen („Soll und Haben". „Die verlorene Handschrift". „Bilder aus der deutschen Vergangenheit". „Die Ahnen"). —

Joseph Viktor Scheffel, aus Karlsruhe gebürtig, einer der beliebtesten Erzähler und Sänger der Gegenwart („Der Trompeter von Säckingen". „Ekkehard, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert". „Juniperus, die Geschichte eines Kreuzfahrers"). — **W. Hauff** und **E. Mörike** s. bei den schwäbischen Dichtern, §. 75.

b. Verfasser von zeitgeschichtlichen Romanen (mit Stoffen aus dem Leben der Gegenwart). **Karl Gutzkow** (s. S. 241). Von ihm: „Die Ritter vom Geist". „Der Zauberer von Rom". — **Friedrich Spielhagen**, lebt in Berlin („Durch Nacht zum Licht". „In Reih und Glied". „Die Sturmflut"). — **Paul Heyse**, aus Berlin, lebt in München („Die Kinder der Welt". „Das Grafenschloß". „Die Blinden" u. a.). — **Friedrich Hackländer**, aus Rheinpreußen, lebte in Stuttgart, † 1877, einer der fruchtbarsten Romanschreiber der neueren Zeit („Soldatenleben im Frieden". „Wachtstubenabenteuer". „Europäisches Sklavenleben" u. a.). Weitere Dichter dieser Art sind: Levin Schücking, Wilhelm Raabe, Edmund Hoefer, Ludwig Storch, George Hesekiel, Ferdinand Hiltl u. a.

Unter den vielen Frauen, die sich an der Roman- und Novellenlitteratur reichlich beteiligt haben, sind folgende die bekanntesten: Die Gräfin Ida Hahn-Hahn, Fanny Lewald, Luise Mühlbach; Marie Nathusius, Luise Pichler und Ottilie Wildermuth (diese drei in edler Art und christlichem Sinne schreibend).

§. 74.

Die dramatischen Dichter.

Auch die dramatische Poesie zieht wie ein breiter und immer breiter werdender Strom durch die neuere Litteratur. Gar manche Dichtung ist aber ebenso schnell wieder verschwunden wie aufgetaucht. Wir erinnern im Folgenden nur an die bedeutenderen Dichter und an die bekannteren Werke.

a. In den Anfang der nachklassischen Zeit reichen noch herein **August Iffland** († 1814 in Berlin) und **August v. Kotzebue** (1819 zu Mannheim ermordet von K. Sand). Beide haben ehedem lange die Bühne und den dramatischen Geschmack beherrscht, jener mit

seinen moralischen Sittengemälden, dieser mit seinen sentimental-sinnlichen Rührstücken.

b. Von den romantischen und romantisierenden Dichtern haben sich mehrere im Drama versucht, jedoch ohne namhaften Erfolg. Viel Aufsehen und Widerspruch erregten aber die Verfasser von „Schicksalstragödien“ (s. die Vertreter S. 235).

c. Aus der Reihe der politischen Dichter ist hier **Friedrich Halm** (Frhr. v. Münch-Bellinghausen, s. S. 243) zu nennen. Mit der „Griseldis“ (1834) begründete er seinen Dichterruhm; ihr folgte „Der Sohn der Wildnis“ und der neueren Zeit gehört an „Der Fechter von Ravenna“.

d. Das „junge Deutschland“ ist mit zwei namhaften Dramatikern vertreten. **Gutzkow** (s. S. 241), schrieb unter anderm „Uriel Acosta“, „Die Schule der Reichen“, „Das Urbild des Tartüffe“, „Zopf und Schwert“ (alles sozialpolitische Tendenzschriften). **Laube** (s. S. 241) behandelte gern und mit Erfolg geschichtliche und litteraturgeschichtliche Objekte; vgl. „Graf Essex“. „Die Karlsschüler“. „Gottsched und Gellert“. „Prinz Friedrich“ (der nachmalige Friedrich d. Gr.).

e. Von den Romanschriftstellern haben sich namentlich **P. Heyse** und **G. Freytag** auch dem Drama zugewendet. Heyse ist der Verfasser von der Tragödie „Die Sabinerinnen“ und von den Schauspielen „Elisabethe Charlotte“. „Ludwig der Bayer“ und „Hans Lange“. — Von Freytag ist das Lustspiel „Die Journalisten“, das Drama „Die Fabier“ u. a.

f. Auch lyrische Dichter sind unter die Dramatiker gegangen. **Julius Mosen**, Theaterintendant in Oldenburg († 1867), nahm seine Stoffe hauptsächlich aus der deutschen Geschichte. Vgl. „Heinrich der Winkler“. „Kaiser Otto III.“. „Herzog Bernhard“ u. a. — **E. Geibel** schrieb „Brunhild“ und „Sophonisbe“. — **O. v. Redwitz** verfaßte zwei beifällig aufgenommene Dramen, nämlich: „Philippine Welser“ und „Der Zunftmeister von Nürnberg“.

g. Im historischen Drama sind die bedeutendsten Vertreter: **Christian Grabbe**, in Detmold, † 1836. Von ihm: „Friedrich Barbarossa“. „Kaiser Heinrich VI.“ „Die Hermannsschlacht“ u. a. — **Salomon Raupach**, in Berlin, † 1852. Von ihm: „Die

Hohenstaufen" (in 16 Dramen behandelt). — **Hermann Lingg**, in München lebend. Von ihm: „Katilina". „Die Walküren". — **Friedrich Hebbel**, in Wien, † 1863. Von ihm: „Die Nibelungen". „Agnes Bernauer". „Maria Magdalena".

§. 75.

Die weltliche Lyrik.

a. Die schwäbischen Sänger.

Ihr Haupt ist **Ludwig Uhland**. Er wurde den 26. April 1787 zu Tübingen geboren und studierte daselbst die Rechte. 1816 war er Landtagsabgeordneter und hatte da Gelegenheit, bei Gründung der neuen württembergischen Verfassung für „das gute alte Recht des Volkes" thätig zu sein. Von 1829—33 war er Professor der deutschen Sprache und Litteratur zu Tübingen. Das Jahr 1848 führte ihn als Abgeordneten zur National-Versammlung nach Frankfurt und mit dem „Rumpfparlament" nach Stuttgart. Nach Sprengung desselben lebte er zurückgezogen von aller öffentlichen Thätigkeit zu Tübingen und starb dort den 13. Nov. 1862. Uhland war ein treuer Kämpfer für Recht und Freiheit. Als gelehrter Schriftsteller ist er von Bedeutung durch seine Forschungen über altdeutsche Lieder und Sagen. Er wandte sich mit Vorliebe der Vorzeit zu, ohne jedoch die Tendenz der Romantiker, mit denen er sich sonst mehrfach berührt, zu teilen. Seine Lieder zeichnen sich aus durch Gemütstiefe und lebendigen Natursinn, durch Wahrheit und Klarheit, durch formelle Schönheit und Abrundung, durch sprachliche Reinheit und Wohllaut. Die Balladen und Romanzen Uhlands sind vollendete Meisterwerke in Hinsicht auf lebensvolle Darstellung und Charakterzeichnung. Die Dramen: „Herzog Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Bayer" sind weniger bekannt geworden. — Bekannte Lieder Uhlands sind: „Ich hatt' einen Kameraden". „Droben stehet die Kapelle". „Es zogen drei Bursche". „Bei einem Wirte wundermild". „Das ist der Tag des Herrn". „Wenn heut ein Geist herniederstiege". — Balladen: „Des Sängers Fluch". „Der Schenk von Limburg". „Das Glück von Edenhall". „König Karls Meer-

fahrt". „Roland". „Des Goldschmieds Töchterlein". „Der blinde König". „Harald". — Schwäbisches: „Graf Eberhard der Rauschebart". „Schwäbische Kunde". — **Gustav Schwab**, zu Stuttgart 1792 geboren und daselbst auch 1850 gestorben als Stadtpfarrer und Oberkonsistorialrat, ist als Lyriker, Übersetzer und Herausgeber von älterer Dichtung anzuführen. Vgl. „Das Gewitter". „Die schwäbische Alp". „Der Bodensee". „Malerisches und romantisches Deutschland". „Das Mahl zu Heidelberg". „Legende von den heil. drei Königen". „Die deutschen Volksbücher". „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums". — **Justinus Kerner** wurde 1786 zu Ludwigsburg geboren und starb als Oberamtsarzt 1862 zu Weinsberg. Er ist nächst Uhland der begabteste Lyriker unter den schwäbischen Sängern. Seine Dichtungen sind schlicht, innig, mitunter wehmütig, hie und da auch mit schalkhaftem Humor gewürzt. Kerner hat eine eigentümliche Vorliebe für Dunkles und Geheimnisvolles in der Natur, für Mystisches und Spuckhaftes. Von ihm: „Der reichste Fürst". „Dort unten in der Mühle". „Wohlauf, noch getrunken". „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe". „Die Seherin von Prevorst" (Geschichte einer Somnambüle). „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" (anmutige Schilderung seiner Jugendjahre). — **Wilhelm Hauff**, 1802 zu Stuttgart geboren und als Jüngling daselbst gestorben, 1827. Sein Leben war „ein Frühling, dem kein Herbst gegeben". Von ihm, dem begabten Sänger und Erzähler, ist: „Morgenrot, Morgenrot". „Phantasien im Bremer Ratskeller". „Märchen" und der historische Roman „Lichtenstein". — **Eduard Mörike**, geboren 1804 zu Ludwigsburg, Pfarrer zu Cleversulzbach und dann Professor zu Stuttgart, † daselbst 1875. Er ist ein vielseitiger, häufig in romantischer Art sich bewegender Epiker und Lyriker. Die herzinnige Gemütlichkeit seiner Gedichte und sein offener Natursinn erinnern an Uhland, während die Neigung zum Märchenhaften und Humoristischen als Verwandtschaft mit der Kerner'schen Muse erscheint. Er schrieb Erzählungen, Lieder und Epigramme. Vgl. „Der alte Turmhahn". „Maler Nolten". „Idylle vom Bodensee". „Das Stuttgarter Hutzelmännlein". „Mozart auf der Reise nach Prag". — **J. G. Fischer**, Professor zu Stuttgart, hat sich in seinen Gedichten als ein bedeutendes lyrisches Talent kund-

gegeben und hat sich auch im Drama versucht („Saul". „Friedrich II." „Maximilian in Mexiko.")

b. Andere süddeutsche Lyriker. **August Graf v. Platen-Hallermünde** war ursprünglich von der Romantik angeregt, bekämpfte sie dann aber in ihrer späteren Verirrung (besonders „die Schicksalstragödien"); in Anstrebung neuer Stoffe und Formen ist er mit Rückert verwandt. Er wurde 1796 zu Ansbach geboren, zog 1815 als Offizier ins Feld, später lebte er meist in Italien und starb 1835 zu Syrakus. Platen ist ein überaus sprachgewandter Dichter und seine Sprache ist immer rein und sorgfältig, noch sorgfältiger als bei dem Sprachmeister Rückert. Letzterem gleicht er aber auch in seinem warmen, mannhaften Patriotismus. Vgl. seine „politischen Oden". Ferner: „Das Grab im Busento". „Der Pilger v. S. Just". „Sonette auf Venedig". „Die Abassiden". — **Oskar v. Redwitz**, aus Lichtenau bei Ansbach, stärker und länger von der Romantik beeinflußt als Platen, steht mit seiner Poesie auf entschieden christlicher Grundlage („christliche Poesie halte ich für die einzig mögliche") und hat allgemeine Anerkennung gefunden durch seine künstlerisch vollendete, farbenreiche, anmutige und schöne Sprache. Durch seine lyrischen Gedichte wurde er jedoch weniger bekannt als durch sein romantisches Epos „Amaranth"; über seine Dramen s. S. 246. — **Viktor Scheffel**, den wir §. 73 als einen der anziehendsten Erzähler der Gegenwart kennen gelernt haben, hat auch schon manche lyrische Gabe in frischem, gemütvollem, phantasiereichem und heiterem Tone dargereicht. Vgl. „Bergpsalmen". „Frau Aventiure" (Lieder nach Art des mittelalterlichen Minnegesangs). „Gaudeamus" (Studentenlieder).

c. Rheinländische Lyriker. **Karl Simrock**, geboren 1802 zu Bonn, seit 1850 an der dortigen Universität angestellt, nachdem er zuvor zwei Jahrzehnte wegen seiner poetischen Verherrlichung der Juli-Revolution vom preußischen Staatsdienst ausgeschlossen worden war, starb in seiner Vaterstadt 1876. Seine eigenen Dichtungen bestehen in Epischem und Lyrischem; ihre Form ist durchweg edel und rein. Große Verdienste hat er sich als Übersetzer und Bearbeiter älterer deutscher Dichtungen erworben. Kein neuerer Dichter hat sich so in die altdeutsche Dichtung eingelebt und keiner hat so

sehr die Schätze derselben wieder aufgeschlossen und bekannt gemacht wie er (vgl. Uhland und Hoffmann von Fallersleben.) Seinen Ruf begründete Simrock mit der meisterhaften Übertragung der Nibelungen; ihr folgte die Bearbeitung Walthers von der Vogelweide, Wolframs von Eschenbach, Hartmanns v. d. Aue, Gottfrieds v. Straßburg, ferner der Minnelieder, der Edda, des Heliand, altchristlicher Kirchenlieder („Lauda Sion"), auch englischer, schwedischer und italienischer Poesien. Er veröffentlichte das „Heldenbuch", „die Rheinsagen", ein „deutsches Kinderbuch", „deutsche Märchen" und „deutsche Volksbücher". — **Ferdinand Freiligrath** (s. S. 242) wurde zu Detmold geboren und widmete sich zuerst dem Kaufmannsstande. Seit 1839 lebte er nur der Poesie. Seine Gedichte sind ausgezeichnet durch ihre anschauliche, lebhafte, prachtvolle Naturmalerei; man erinnere sich an die Schilderung von der Wunderwelt des Orients, der Wüsten Afrikas, der Urwälder und Savannen Amerikas, der Wunder des Meeres u. dgl. Die Sprache des Dichters ist glänzend, farbenreich, packend und gewandt, doch auch mitunter maniriert und nicht selten verunstaltet durch fremde Wörter und pompös klingende Reime (vgl. dagegen die reine Diktion Uhlands). Freiligrath nahm auch den veralteten „Alexandriner" wieder teilweise in Gebrauch. Von ihm: „Löwenritt". „Die Auswanderer". „Der Mohrenfürst". „Prinz Eugen". „Der Blumen Rache". „O lieb so lang du lieben kannst". „Die Bilderbibel". „Anno Domini" (Vision vom Untergang der Erde). Der Dichter hat auch Manches aus der neueren fremden Litteratur ins Deutsche übertragen. Er starb 1876 zu Cannstatt. — **Wolfgang Müller** v. Königswinter (gebürtig von Königswinter bei Bonn, † 1873) hat nicht nur manches Lied in volkstümlichem Tone gesungen, sondern schrieb auch Episches in Prosa und Poesie. („Lorelei". „Die Maikönigin". „Prinz Minnewin". „Rheinische Dorfgeschichten").

d. Norddeutsche Lyriker. **Emanuel Geibel**, der bedeutendste und edelste Lyriker der Gegenwart, wurde als der Sohn eines reformirten Geistlichen zu Lübeck 1815 geboren, war von 1852 an Professor der Litteraturgeschichte in München und seit 1866 lebt er in seiner Vaterstadt. Er ist eine in sich harmonische Dichternatur, mannhaft stark und jugendlich frisch, ein edler Mensch und

ein echter Christ. Seine Lieder, überaus anziehend durch Innigkeit und Wahrheit der Empfindung wie durch Klarheit, Zartheit, Abrundung und Wohllaut des Ausdrucks, sind unstreitig die Blüte der neueren Lyrik und erinnern lebhaft an Uhlands Dichtungen. Er singt am liebsten von Natur und Minne, von allem Süßen und Hohen, was Menschenbrust erhebt. Vgl. „Wenn sich zwei Herzen scheiden". „Fern im Süd das schöne Spanien". „Der Mai ist gekommen". „Wer recht in Freuden wandern will". „Und dräut der Winter noch so sehr". „Der schnellste Reiter ist der Tod". „Der Tod des Tiberius". „Judas Ischariot". „Juniuslieder" (Kampf gegen revolutionäre Freiheitsbestrebungen). — **Heinrich Hoffmann v. Fallersleben**, geboren 1798 zu Fallersleben und † 1874 (s. S. 242), ist ein Meister in der Dichtung von volkstümlichen Liedern und hat sich auch verdient gemacht durch seine wissenschaftlichen Arbeiten über altdeutsche Sprache und Litteratur, ebenso über das deutsche Kirchenlied. Von ihm: „Treue Liebe bis zum Grabe". „Morgen müssen wir verreisen". „Deutschland, Deutschland über alles". „O wie ist es kalt geworden". — **Friedrich Bodenstedt**, längere Zeit im Orient lebend, ist der Verfasser von den „Gedichten des Mirza Schaffy" (letzterer war des Dichters Lehrer im Tartarischen zu Tiflis). — **Julius Mosen** (s. S. 246), auch ein Dichter mit der Gabe volkstümlich zu schreiben, ist der Verfasser von „Der Trompeter an der Katzbach". „Andreas Hofer". „Die letzten Zehn vom 4. Regiment". „Der Kreuzschnabel". — **Otto Roquette**, aus Krotoschin in Posen, Professor in Darmstadt, hat nicht blos Episches geschaffen („Waldmeisters Brautfahrt". „Der Tag von St. Jakob"), sondern auch anmutige lyrische Gedichte.

e. Österreichische Lyriker. **Ernst v. Feuchtersleben**, Arzt in Wien und hernach Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium († 1849), schrieb eine „Diätetik der Seele" und ist der Dichter von dem durch Mendelssohns Komposition bekannt gewordenen Abschiedslied: „Es ist bestimmt in Gottes Rat". — Andere Wiener Dichter sind: **Nepomuk Vogl** („Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand") und **Gabriel Seidl** („Gott erhalte Franz den Kaiser". „Hans Euler").

f. Die Lyrik im Volksdialekt. **Franz v. Kobell**, Professor in München, verfaßte frische, humoristische Gedichte in oberbayrischer und pfälzischer Mundart. — **Karl v. Holtei**, aus Breslau gebürtig, veröffentlichte eine Sammlung gemütvoller, volkstümlicher „schlesischer Gedichte“. Von ihm auch: „Schier dreißig Jahre bist du alt“ (Mantellied). Besonders reich und mit bestem Erfolg wird seit einigen Jahrzehnten die Dichtung in plattdeutscher Mundart kultivirt. Es geschah hauptsächlich durch **Klaus Groth**, Professor in Kiel („Quickborn“. „Vertelln“, Dorfgeschichten), die Gebrüder Friedrich und Karl Eggers, geborne Rostocker, ferner durch Eduard Hobein und Willem Schröder, ganz besonders aber durch **Fritz Reuter**. Er stammt aus Stavenhagen in Mecklenburg, wo er 1810 geboren wurde. Als Student in Jena beteiligte er sich an der Burschenschaft, wurde zum Tode verurteilt, jedoch zu 30jähriger Festungshaft begnadigt; nach 7 Jahren (1840) erhielt er seine Freiheit wieder. Eine Zeitlang war er Landwirt und dann Privatlehrer. Seit 1863 lebte er ausschließlich der Dichtkunst und wohnte zu Eisenach. Dort starb er 1874. Schriften: „Ut mine Festungstid“ (aus meiner Festungszeit). „Ut mine Stromtid“ (aus der Zeit, da der Verfasser als „Strom“ lebte d. h. beruflos war). „Hanne Nüte“ (eine Vogel- und Menschengeschichte). „Läuschen un Rimels“ (Gedichte). „Reis nach Belligen“. „Onkel Bräsig“, eine vortrefflich gezeichnete Figur aus der „Stromtid,“ wurde auch dramatisch bearbeitet.

g. Patriotische Dichter in der Zeit des letzten großen Kriegs, 1870—71. — **Max Schneckenburger**, ein Schwabe, hatte schon im Jahre 1840 „Die Wacht am Rhein“ gedichtet, aber erst 1870 hat das Lied mit der Komposition Karl Wilhelms seine zündende Wirkung gethan. — **Wolrad Kreusler** besang in humoristischer Weise den Kriegsanlaß in „König Wilhelm saß ganz heiter“. — Von **F. Freiligrath** ist: „Hurrah Germania“ und „die Trompete v. Gravelotte“. — **E. Geibel** ließ „Heroldsrufe“ ausgehen. — **O. v. Redwitz** verfaßte hochbegeisterte mannhafte „Lieder vom neuen deutschen Reich“ (gegen 500 Sonette, „Vermächtnis eines ehemaligen Lützow'schen Jägers ans Vaterland“). — Von **Jul. Sturm** erschienen „Kampf- und Siegesgedichte.“ — **K. Gerok**

feierte das neue deutsche Reich in seinen „Deutsche Ostern“. — Sonst sind noch zu nennen: Hoffmann v. Fallersleben, Simrock, Bodenstedt, die Gebrüder Stöber (im Elsaß), B. Auerbach, K. Weitbrecht, F. Dahn u. a.

§. 76.

Die geistliche Lyrik und das Kirchenlied.

a. Wir nennen zuerst sechs Sänger aus Schwaben, nämlich A. Knapp, G. Barth, Chr. Zeller, A. Zeller, J. Krais und K. Gerok. — **Albert Knapp**, geboren 1798 zu Tübingen und gestorben den 18. Juni 1864 als Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart, ist einer der Hauptvertreter der neueren geistlichen Lyrik und speciell des kirchlichen Lieds. Von den letzteren hat das württembergische Gesangbuch 8 aufgenommen; manche davon sind auch in andere Gesangbücher übergegangen. In seinem „Evangelischen Liederschatz“ hat er aus der großen Menge geistlicher Lieder, welche unsre evang. Kirche besitzt, über 3000 zusammengestellt. Knapp entwickelte eine umfangreiche dichterische Thätigkeit. Seine Poesie ist ausgezeichnet durch Tiefe der Empfindung, hohen Flug der Phantasie, schwungvolle, prächtige, feierliche Sprache und ihr Grund ist durchweg ein mannhafter, fröhlicher Christenglaube. Außer geistlichen Liedern verfaßte er auch Naturpoesien, behandelte Geschichtliches (Biblisches und Profangeschichtliches), schrieb Patriotisches (Hohenstaufenlieder) und auch über Gegenstände der Kunst hat er sein Saitenspiel erklingen lassen. Von 1833—53 redigierte er die „Christoterpe“, ein für geistliche Lyrik bestimmtes Jahrbuch. — Dr. **Christian Gottlob Barth**, geboren 1799 zu Stuttgart, Pfarrer zu Möttlingen, lebte seit 1838 zu Calw und starb dort 1862. Ihm verdankt die neuere Lyrik die meisten und schönsten Missionslieder. Außerdem hat er sich hoch verdient gemacht durch die Abfassung von vielen Jugend- und Missionsschriften. — **Christian Zeller**, Inspektor der Anstalten in Beuggen († 1860), einer der namhaftesten Pädagogen der neueren Zeit, dichtete Kinder- und Kirchenlieder, die zum Teil in weite Kreise sich verbreitet haben. — **Albert Zeller**, Direktor der Heilanstalt in Winnenden, ist der Verfasser

der innigen, in der Leidensschule entstandenen „Lieder des Leids“. — **Julius Krais**, ein württembergischer Pfarrer, sang seelenvolle Kinder-, Natur-, Missions- und biblische Lieder; eine Sammlung seiner Poesien heißt „Gesänge unter den Palmen“. — Der hochgefeierte Sänger unter den Palmen ist aber **Karl Gerok**. Er wurde 1815 zu Stuttgart geboren und bekleidet dort seit 1868 das Amt eines Oberhofpredigers. Seine Dichterlaufbahn eröffnete er mit seinen „Palmblättern“, worin er von heiligen Worten, heil. Zeiten, heil. Bergen und heil. Wassern singt. Denselben folgten die „Pfingstrosen“ (über Gegenstände aus der Apost. Gesch.), „Blumen und Sterne“, „Eichenlaub“, „Deutsche Ostern“ (patriotische Gedichte). Gerok ist ein sinniger, durch Handhabung einer schwungvollen, bilderreichen, feinen und wohllautenden Sprache ausgezeichneter Dichter. Unter den Lyrikern der Gegenwart ist er weitaus der beliebteste.

b. Andere süddeutsche Vertreter der geistlichen Lyrik sind H. Puchta und Fr. v. Meyer. **Heinrich Puchta**, ein geist- und gemütreicher Sänger, geboren 1808 zu Kadolzburg bei Nürnberg und 1858 gestorben als Stadtpfarrer zu Augsburg, verfaßte neben weltlichen Gedichten und vielen Sonetten eine große Zahl geistlicher Lieder, die sich jedoch mehr für den häuslichen als kirchlichen Gebrauch eignen; mit ihnen hat Puchta die ästhetisch-rationalistischen Gesänge seines Landsmannes Witschel vertreiben helfen. — **Fried. v. Meyer**, gebürtig von Frankfurt, bekleidete verschiedene Staatsämter daselbst und starb 1849. Seine Lieder gehören zu den innigsten, zartesten und gehaltvollsten der neueren Zeit; manche davon stehen in deutschen und außerdeutschen Gesangbüchern.

c. Aus Mitteldeutschland sind zu nennen J. Hammer J. Sturm, R. Stier und K. Döring. **Julius Hammer**, geboren 1810 zu Dresden, lebte in seiner Vaterstadt und starb zu Pillnitz 1862, ist ein Sänger in lyrisch-didaktischer Richtung. Von ihm: „Schau um dich und schau in dich!“ „Zu allen guten Stunden.“ „Auf stillen Wegen.“ „Lerne, liebe, lebe!“ „Die Psalmen der h. Schrift“ (poetisch bearbeitet). — **Julius Sturm**, geboren 1816 zu Köstritz im Fürstentum Reuß, Pfarrer in seinem Geburtsort, erinnert als Dichter an die Muse Geibels; er singt mit tiefer

Innigkeit, in mildem Tone und doch in freiem Mannesmut und in christlichem Glauben von dem Einen, was not thut für kirchliches und staatliches Leben. — **Rudolf Stier**, Superintendent zu Schkeuditz bei Halle und zuletzt in Eisleben († 1862), dichtete hauptsächlich biblische Lieder, Fest- und Missionsgesänge. — **Karl Döring**, Prediger in Magdeburg, Eisleben und Elberfeld († 1844), hat viel Hunderte von Liedern, Oden, Sonetten, Elegien u. dgl. verfaßt; am wertvollsten sind seine Festlieder.

d. Als norddeutsche Lyriker führen wir K. Ph. Spitta, G. Knak, Fr. Ad. Krummacher und V. v. Strauß an. — **Karl Philipp Spitta**, geboren 1801 zu Hannover, Superintendent zu Burgdorf und daselbst 1859 gestorben, hat mit Albert Knapp das große Verdienst, eine neue Epoche evangelisch-geistlicher Poesie herbeigeführt und das Kirchenlied zu neuem Leben erweckt zu haben. Seit der Zeit Gerhards hat kaum ein Dichter so tief gemütvoll, glaubenskräftig und volkstümlich gesungen wie er. Die Perlen aus seiner Liedersammlung „Psalter und Harfe" sind fast in alle neuere Gesangbücher übergegangen und zu manchen wurden auch neue Weisen geschaffen. — **Gustav Knak**, Prediger in Berlin, gab mehrere Sammlungen tief inniger, überaus ansprechender Lieder heraus, die zum Teil auch bald ihre besondre Melodie erhielten. — **Friedr. Adolf Krummacher**, Prediger in Bremen († 1845), als sinniger Parabeldichter bekannt, verfaßte einfach kindliche Lieder in gewählter Sprache. — **Viktor v. Strauß**, ein Jurist aus dem Lippe'schen und Bundestagsgesandter in Frankfurt, kam merkwürdigerweise durch das „Leben Jesu" von Dr. Dav. Fr. Strauß zu einem lebendigen Glauben und hat in diesem Glauben auch viel geistliche Lieder gesungen.

e. Endlich sind noch einige Sängerinnen zu nennen, welche die neuere geistliche Lyrik mit wertvollen Gaben bereichern halfen. **Meta Heuser**, Gattin des Doktor Heuser in Hirzel bei Zürich, ist die Verfasserin der „Lieder einer Verborgenen", welche Alb. Knapp herausgegeben hat. Ihre Lieder sind so tief empfunden und geisteskräftig, sie versteht so sehr „den geistlichen Flötenton, wie den Posaunenhall des Glaubens anzustimmen", daß sie alle Dichterinnen der Neuzeit weit überragt. — **Luise v. Plönnies**, gleichfalls die

Gattin eines Arztes zu Darmstadt, schuf den lieblichen Dichterstrauß „Lilien auf dem Felde“ und hat auch in der epischen Poesie mit gutem Erfolg sich versucht („Joseph und seine Brüder“. „Maria von Bethanien“). — **Luise Hensel** († 1877 zu Köln) verfaßte schlichte, herzliche Kinderlieder. — **Annette v. Droste-Hülshoff**, aus Münster in Westphalen gebürtig, der katholischen Kirche angehörig, starb 1848 zu Meersburg am Bodensee. Sie ist eine hochbegabte, sinnige Erzählerin, hat aber auch in lyrischen Gedichten von ihrem innern Leben, ihren Kämpfen und Siegen, Kunde gegeben („Das geistliche Jahr“). —

Namen-Register.

Die Ziffern beziehen sich auf die Seiten.